

Donau-bulgarien und der Balkan

Felix Philipp Kanitz


on Tümpling






Digitized by Google

DONAU-BULGARIEN

UND DER

BALKAN.

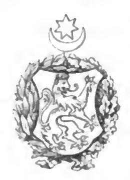


Briant.

DONAU-BULGARIEN
UND DER
BALKAN.

HISTORISCH-GEOGRAPHISCH-ETHNOGRAPHISCHE REISESTUDIEN

AUS DEN JAHREN 1860—1875.



I. BAND.

MIT 20 ILLUSTRATIONEN IM TEXTE, 10 TAFELN, EINEM GEBIRGSPROFIL UND EINER KARTE

VON

F. KANITZ.

LEIPZIG.
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON HERMANN FRIES.
1875.

VORWORT.

In dem grossen politisch-culturellen Gestaltungsprocesse, der sich seit Beginn des Jahrhunderts auf der classischen Hämushalbinsel vollzieht, tritt seit einem Decennium jenes Bulgarenvolk in erste Linie, das trotz seiner interessanten Vergangenheit und obschon Byzanz oft vor demselben gezittert, durch Jahrhunderte bis auf den Namen verschollen war.

Die Völkerphysiologie des illyrischen Dreiecks bildete gleich seiner Geographie bekanntlich bis vor Kurzem das Stiefkind europäischer Forschung und so warf man auch die slavischen Bulgaren, als Bekenner der griechisch-orientalischen Kirche, ethnographisch mit in die bunte Nationalitätenmasse, welche wegen grober Unkenntniss ihrer Bestandtheile collectiv „Griechen" getauft wurde.

Seit neuestens jedoch das Bulgarenvolk mit bewundernswerther Zähigkeit den Kampf um seine geistige Wiedergeburt mit dem Constantinopler Patriarchate aufgenommen und dadurch den tiefen Spalt zwischen Südslaven und Griechen blosgelegt, wenden sich ihm die Blicke des überraschten Welttheils zu.

Wer immer den Gang der Ereignisse auf türkischem Boden aufmerksam verfolgt, beginnt bereits die bedeutungsvolle Rolle in Erwägung zu ziehen, welche den zwischen Türken, Griechen, Albanesen, Serben und Romanen eingekeilten, an Zahl aber jede dieser Nationalitäten überragenden Bulgaren zufallen dürfte.

Auch der Westeuropa mit dem Orient verbindende Schienenstrang zieht grossentheils durch das Land der Bulgaren, sie halten zudem beinahe den ganzen unteren Donauhandel in ihrer Hand, sind überdies vortreffliche Ackerbauer, Gewerbsleute und Bautechniker, dabei arbeitsfleissig, sparsam, intelligent, sowie im hohen Grade bildungslustig und erinnern sich, was politisch hochwichtig, stets mehr ihrer einstigen staatlichen Selbständigkeit!

Dem durch alle diese Momente bedingten hohen Interesse für Vergangenheit und Gegenwart von Land und Leuten dies- und jenseits der durch sechs Längengrade von der Donau zum Pontus streichenden Balkankette, versucht das hier in seinem I. Bande vorliegende Werk auf Grundlage vieljähriger Reisen und ernster Studien in historisch-geographisch-ethnographischer Richtung zu begegnen. Vielleicht in erhöhterem Maasse, als mein wohlwollend aufgenommenes „Serbien", dürfte dieses Werk, welches das nahezu ungekannte „Donau-Bulgarien" und den von mir siebzehnmal gekreuzten „Balkan" behandelt, einem realen Bedürfniss begegnen.

Die specielle Anordnung des I. Bandes, sowie den Plan des gesammten Werkes entwickelt die folgende „Einleitung". An dieser Stelle sei es mir aber erlaubt, dem Verleger, der es so reich ausgestattet, und den Gönnern und Freunden, die es gefördert, meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Möge es ihren Erwartungen einigermaassen entsprechen.

Wenn ich eine nachsichtige Beurtheilung dieses Werkes zu hoffen wage, geschieht es im Hinblicke, dass es in seinem gesammten Inhalte grossentheils ohne jede Stützung auf vorhandene fremde Vorarbeiten geschaffen werden musste und weil es auf durchaus neuem, auf dem Terrain selbst mühsam erworbenen Material beruhend, den ersten Versuch eines geschlossenen Werkes über „DONAU-BULGARIEN, DEN BALKAN UND DAS BULGARENVOLK" bildet, deren hohe Bedeutung nur Wenige früher erkannten.

WIEN, Ostern 1875.

F. KANITZ.

INHALTSVERZEICHNISS.

I. BUCH.

STAAT UND GESELLSCHAFT.

I. ZUR GESCHICHTE DER BULGAREN.



II. ZUR ETHNOGRAPHIE DER BULGAREN.

III. GENESIS DER POLITISCHEN RECHTE DER BULGARISCHEN RAJAH. 1829—1870.

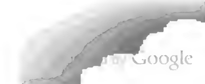
IV. TUNA-VILAJET-REGIMENT. 1860—1870.

II. BUCH.

REISE-STUDIEN ZWISCHEN NIŠAVA, DONAU, LOM UND TIMOK.

V. ZWISCHEN LOM, ARČER UND VITBOL.

VI. DIE PASCHALIK-HAUPTSTADT VIDIN.



VII. UEBER BELOGRADČIK ZUR VRŠKA-ČUKA UND DONAU.

VIII. DURCH DAS TOPOLOVICA-, DELENA- UND TIMOK-GEBIET.

IX. BULGAREN- UND TATAREN-COLONISATION IN DER KRIM UND AN DER DONAU.



VERZEICHNISS DER 20 ILLUSTRATIONEN IM TEXTE:

VERZEICHNISS DER 10 TAFELN:

Die figuralischen Illustrationen dieses I. Bandes wurden von Herrn V. Katzler, die grösseren Landschaften von Herrn Maler Albert Rieger in Wien nach den Originalskizzen des Autors auf Holz gezeichnet, die mit * bezeichneten Holzschnitte in Herrn Hugo Kaeseberg's Atelier und der Druck in C. Grumbach's Officin zu Leipzig ausgeführt.

EINLEITUNG.

Der Plan, nach dem ich dieses neue Werk gearbeitet, ist im Wesentlichen jener des ihm 1868 vorausgegangenen „Serbien". Um dem allgemeinen hohen Interesse zu begegnen, welches für die auf das Aeusserste gespannten politischen Verhältnisse im illyrischen Dreiecke und für das stets mehr in den Vordergrund tretende Bulgarenvolk sich täglich steigert, erachtete ich es jedoch für zweckmässig, bereits in diesem Bande einen Theil des Abschnittes: „Staat und Gesellschaft", der Ausführung meiner gesammten Reiseresultate en detail, voraus zu senden.

Das I. Buch dieses Bandes ist demnach bestimmt, den geehrten Leser mit der politischen und religiösen Vergangenheit, der Naturgeschichte, dem türkischen Regiment und den national-kirchlichen Strebungen des Bulgarenvolkes bis zum Jahr 1870 vertraut zu machen. Die Fortsetzung des I. Buches wird am Schlusse des Werkes in geschlossenen Capiteln die geographischen, administrativen, volkswirthschaftlichen, culturellen und statistischen Verhältnisse Donau-Bulgariens und des Balkans behandeln.

Das II. Buch dieses Bandes: „Reisestudien zwischen Nišava, Donau, Lom und Timok" ist der Detailschilderung meiner Forschungen im westlichsten Theile Bulgariens (1860—1870) gewidmet. Jene meiner grossen Reisen (1871—1874) zwischen Lom, Donau, Pontus und Balkan, bleibt der unter der Feder befindlichen Fortsetzung des Werkes vorbehalten. Ihr gleichzeitiges Erscheinen mit diesem I. Bande wurde leider durch ein hartnäckiges, ein volles Jahr mir raubendes Dobrudža-Sumpffieber verhindert.

Es sei mir hier gestattet, dem II. Buche dieses Bandes einige orientirende Erläuterungen vorausgehen zu lassen.

Im Jahre 1871 konnte Prof. Kiepert „Donau-Bulgarien und den Balkan" noch mit allem Rechte eines der ungekanntesten Gebiete des europäischen Ostens nennen. Bereits 1860, als ich die Paschalikstadt Niš zum erstenmale be-

suchte und weit mehr, als ich 1862 einen ersten Ausflug von Vidin auf die bulgarische Donauterrasse unternahm, hatte sich auch mir die Gewissheit aufgedrängt, dass dieselbe geographisch und archäologisch, gleich sehr wie das Bulgarenvolk ethnographisch, eine vollkommene terra incognita sei.

Unsere besten, zur Orientirung benützten Karten zeigten selbst in unmittelbarster Nähe der Donau bedenkliche Irrthümer, die angegebenen Orte suchte ich oft vergebens, dafür fand ich in Wirklichkeit aber durchschnittlich fünfmal so viel nicht eingetragene Orte, und noch schlimmer sah es mit der Darstellung des Terrains aus. Auch die neueste geologische Uebersichtskarte der Türkei musste in West-Bulgarien unfreiwilligen Halt machen, denn weder Boué, Barth, noch Viquesnel hatten es bereist und der leider zu früh uns entrissene Lejean vermochte nur spärliche Beiträge zur Kartographie der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Ein weites Gebiet lag also zwischen Donau und Pontus nahezu ungekannt da und dessen eingehende Erforschung bildete umso unausgesetzter die interessante, mich fesselnde Aufgabe der letzten Jahre, als dessen politische und nationalwirthschaftliche Bedeutung immer mehr hervortrat.

Schon die ersten Excursionen, die meinen letztjährigen grossen Reisen im Balkan vorausgingen, hatten interessante Entdeckungen zur Folge, aus welchen ich hier nur, weil in diesem Bande behandelt, jene der westlichsten Partie der Balkankette hervorhebe. Ich brachte sie zum erstenmale in Karte, nannte sie nach ihrem Hauptpasse „Sveti Nikola-Balkan", ein Name, der bereits von Kiepert (1871) adoptirt wurde.

Der bis zum Jahr 1864 vollkommen ungekannte „Sveti Nikola-Balkan" ist ein geographisch und ethnographisch hochwichtiges Gebiet. Als bedeutendste westlichste Erhebung der langgestreckten Balkankette enthält er die Quellen-Reservoirs der Flüsse: Timok, Temska, Lom, Cibrica und Ogost. Seine Ausläufer gegen W. bilden zugleich die ethnographische Scheide zwischen Serben und Bulgaren und an seinem Rande liegen die am weitesten in das autochthone slavische Element vorgeschobenen türkischen Oasen mit ihren religionsverwandten, jüngst eingewanderten Vorposten aus der Krim und dem Kaukasus.

Meine in diesem Bande erörterten Reiseresultate (1860—1870) stehen in enger Wechselbeziehung zu jenen Studien, welche ich im XVII. Bande der „Denkschriften der phil.-hist. Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften" (Wien 1868) veröffentlichte. Einzelne Theile derselben, ferner einige in der „Oesterr. Revue", dann in den „Mittheil. der k. k. Central-Commission" und „Geograph. Gesellschaft" publicirte Fragmente, erscheinen hier im organischen Zusammenhange, vielfach erweitert und illustrirt. Aus technischen Gründen musste ich mich darauf beschränken, diesem Bande nur eine allgemeine „Uebersichtskarte" meiner

sämmtlichen Routen im Balkangebiete und eine Höhentabelle beizugeben. Ihr wird die Publicirung meiner erst kürzlich vollendeten Originalkarte von „Donau-Bulgarien und der Balkan“ und weiterer Höhenmessungen folgen.

Bei dieser kartographischen Aufnahme im Maassstabe 1:288,000 kamen mir die russisch-österreichischen, astronomisch und trigonometrisch bestimmten Puncte trefflich zu Statten. Das Detail beruht aber ausschliesslich auf meinen durch zahlreiche Routiers, Compasspeilungen, Gebirgsprofile, Höhenmessungen u. s. w. gewonnenen Daten. Serbien's Südgrenze wird nunmehr stellenweise um 2 Meilen südlicher herabrücken, wodurch es bedeutend an Flächeninhalt gewinnt. Manche Städte, Flüsse und Gebirge, welche bis jüngst herab auf unseren Karten figurirten, habe ich als nicht existirend rasirt, und andere bisher ungekannte treten an ihre Stelle. Selbst nahe der Donau musste ich zuerst das orographisch-hydrographische Gerippe festlegen, bevor ich zu detaillirten topographischen Eintragungen schreiten konnte. Als ich mich beispielsweise über den hochwichtigen bulgarischen „Sveti Nikola-Balkan“ zu orientiren gedachte, fand ich ihn (1864) bei Kiepert gar nicht, bei Oberst v. Scheda als fictives Grenzdorf in Serbien (!) angegeben.

Nach den erwähnten Karten war man auch geneigt bisher anzunehmen, dass die am Export von Cerealien und Rohproducten stark betheiligte bulgarische Donauterrasse und das Nišavagebiet beinahe verödet seien. Meine Karte zeigt das Gegentheil und es wird überraschen, zwischen dem Lom und Timok nahezu 150 Orte zu finden, wo unsere Karten nur 50 kannten. Erwägt man aber, dass von letzteren 50 Orten 3 Städte- und 17 Ortsnamen fictiv und die 33 anderen grösstentheils falsch situirt waren, dass z. B. viele am Lom liegende Orte weiter nach Norden an einen gar nicht existirenden Smordenfluss verlegt wurden, so sprechen schon diese wenigen Details dafür, wie wenig bisher „Donau-Bulgarien und der Balkan“ studirt worden waren.

Auf die oft an mich gestellte Frage: „Wie sind diese groben Irrthümer in unsere schönen Kartenstiche gelangt?“ ertheilt Cap. XI. in dem bis auf den Venetianer Coronelli (1690) zurückgehenden Abriss: „Zur Kartographie des westlichsten Theiles der bulgarischen Donauterrasse“ die interessanten Nachweise.

Die Mehrzahl der gerühmten römischen Niederlassungen fiel leider dem Vandalismus der Völkerzüge zum Opfer. Manches ist aber noch erhalten und wie in Serbien stiess ich auch auf bulgarischem Boden auf oft ausgedehnte, früher ungekannte classische Ruinenstätten und andere monumentale Reste. Meine im II. Buche durch verschiedene Illustrationen und Pläne näher erörterten archäologischen Funde zwischen Nišava, Donau, Lom und Timok, zu: Niš, Kurvingrad, Gradište, Berzibrod, Bela-Palanka, Pirot, Vidin, Arčer, Urzoja, Lom, Drinovec, Belogradčik, Kula, Florentin, Vurf, Rakovica, Nazir M., Ostrokavec, Rabiš und

Kladrup, förderten insbesondere die genauere Feststellung einzelner Mansionen der grossen römischen Heerstrassen, welche aus dem Süden nach Naissus und Mösiens berühmter Donau-Hauptstadt Ratiaria führten. Die zahlreichen Inschriften aus der Römerzeit, welche ich aus dem Nišava-Timok-Lom-Gebiete Herrn Prof. Mommsen übersandte, haben im Corp. inscr. lat. der Berliner Akademie ihre Stelle und Lesung gefunden, auf das ich diesfalls verweise. Auch einige prähistorische Denkmale und mittelalterliche Bauten bei und in Vidin, Niš, Pirot u. s. w. fand ich Gelegenheit im II. Buche zu schildern.

Waren die ethnographischen Verhältnisse Bulgariens bereits früher kaleidoskopischer Natur, so erhielten sie durch die im Jahre 1860 erfolgte Ansiedlung von Tataren und Tscherkessen eine noch buntere Färbung. Die oft tragischen Vorgänge dieser mit einer Bulgaren-Emigration nach der Krim sich kreuzenden Colonisationen habe ich in den Cap. IX. und X. als Augenzeuge zu schildern versucht. Am Timok stossen die neuen moslim'schen Elemente mit Serben, Bulgaren und Romanen zusammen; während in den Städten noch überdies Türken, spanische Juden und Zigeuner hinzutreten.

Die grosse Tragweite, welche dem ethnographischen Momente bei der allmäligen Umgestaltung der europäischen Türkei in neue Staatswesen zufällt, wie dies beispielsweise gegenwärtig bei der Auseinandersetzung zwischen Griechen und Bulgaren wegen der dem griechischen Patriarchate und bulgarischen Exarchate zuzutheilenden Eparchien praktisch hervortritt, bestimmte mich, der ethnographisch-statistischen Erforschung der bereisten Gebiete ganz besondere Sorgfalt zu widmen. Durch meine detaillirte ethnographische Darstellung Donau-Bulgariens und des Balkans wird die im Allgemeinen interessante Massenkarte meines verewigten Freundes Lejean zum erstenmale eine die Wirklichkeit treuer abspiegelnde Illustration des verworrenen Nationalitätenknäuels manch türkischer Provinz erhalten.

Auf dem im II. Buche behandelten Terrain dürfte die Thatsache namentlich überraschen, dass die herrschende Race, der Türke, zwischen Nišava, Timok, Lom und Donau bis auf 7 Städte und 2 Flecken gänzlich verschwunden ist, dafür aber durch moslim'sche Tataren und Tscherkessen neuestens bedeutend verstärkt wurde; ferner, dass die serbische Nationalität nirgends, wie vielfach behauptet wurde, in grösseren Massen über die Südost-Grenze des Fürstenthums hinausgreift und von der Timok- bis zur Nišava-Mündung nur durch 4 reinserbische Orte in Bulgariens Westen vertreten erscheint; endlich, dass der trennende romanische Keil, welcher am Timokgrenzfluss zwischen Serben und Bulgaren im Laufe der letzten Decennien sich einschob, bedeutend breiter ist, als auf Lejean's Karte und vom Timok bis zu der von Bulgaren, Türken, Tataren und Tscherkessen bewohnten Bezirksstadt Kula reicht.

In statistischer Beziehung existirt wohl eine Art officieller Verzeichnung der steuerpflichtigen männlichen Köpfe (nufus) vom 8. Lebensjahre an. Die Ignoranz, Gleichgültigkeit und Felonie der betheiligten Beamten, Geistlichen und das naheliegende Interesse der Steuerzahler machen dieselbe jedoch beinahe illusorisch. Privatquellen sind andererseits nur mit grösster Vorsicht zu benutzen. So wurden mir z. B. aus dem Vidiner Paschalik Zahlen mitgetheilt, welche in durchschnittlicher Berechnung eine gleichdichte Bevölkerung wie jene des Königreichs Sachsen ergaben!

Die Erhebung annäherungsweise richtiger Daten für die factischen statistischen Verhältnisse der einzelnen Nationalitäten „Donau-Bulgariens und des Balkans“ bildete somit einen der schwierigsten Theile meiner vielgestalteten Aufgabe. Die mühevolle Bearbeitung des gesammelten Materials schreitet jedoch glücklich fort und dürfte überraschend neue Resultate ergeben, welche am Schlusse des Werkes ihre Stelle finden werden. Schon hier kann ich vorläufig mittheilen, dass Bulgarien weit dichter als Serbien bewohnt sei und seine Populations-Verhältnisse jenen der österreichisch-ungarischen Südprovinzen ziemlich nahe kommen dürften.

Die Verbindung zwischen den zuvor erwähnten, im II. Buche behandelten einzelnen Materien stellen Blicke auf die culturellen und wirthschaftlichen Zustände her, wie sie sich mir unter dem Eindrucke des unmittelbar Gesehenen und Erlebten darstellten. Grösste Objectivität und Wahrheitsliebe waren stets die Gesichtspuncte, welche den Autor in der gesammten Darstellung leiteten.

I. BUCH.

STAAT UND GESELLSCHAFT.



DER BULGAREN ANGRIFF AUF CONSTANTINOPEL IM J. 813.

I.
ZUR GESCHICHTE DER BULGAREN.

Spuren niedergegangener Völker auf bulgarischem Boden. — Völker vor der römischen Epoche. — Zug des Darius — Geten. — Odryser. — Philipp, Alexander, Lysimachos. — Kelten und Bastarner. — Thracien und Mösien durch Rom erobert. — Römischer Reichslimes an der unteren Donau. — Aurelian. — Völkerstürme — Gothen, Hunnen, Avaren. — Valens. — Auftreten der finno-uralischen Bulgaren. — Ihre ersten Sitze. — Ihr Erscheinen in Mösien. — Verheerung des byzantinischen Reiches. — Justinian und Belisar. — Wanderung der Slaven in die unteren Donauländer. — Ihre Unterjochung durch die Bulgarenchagans Kosrev und Asparuch.

— Reich der Finno-Bulgaren auf slavischem Unterbau. — Verhältnisse zu Byzanz. — Tervel's Einmischung in dessen innere Händel. — Kardam. — König Krum vor Constantinopel. — Mortag und Presjam. — Ausdehnung des heidnischen Bulgarenreiches. — Christianisirung der Bulgaren. — Cyrill und Methud. — Car Mihail Boris. — Vladimir. — Car Simeon. — Seine grossen kriegerischen und culturellen Erfolge. — Peter. — Der Bulgaren Verhältniss zu Serben, Kroaten und Magyaren. — Nicephoras Phokas. — Sein Bündniss mit dem russischen Svjatoslav. — Niederwerfung der Bulgaren und Untergang der ersten finno-bulgarischen Dynastie. — Zweite Dynastie Šisman. — Car Samuel. — Erneuerte Demüthigung Byzanz's. — Kaiser Basilius der „Bulgarentödter". — Joan Vladislav. — Bulgarien als byzantinische Provinz. — Anfstreben der Serben. — Dritte Dynastie der Asaniden. — Asan I. — Car Joannes und Kaiser Balduin I. — Boris. — Joannes Asan. — Despot Šisman zu Vidin. — Car Svjetoslav zu Tirnovo. — Vasili. — Vierte Dynastie der Vidiner Šismaniden. — Car Mihail. — Oberhoheit des Serbencars Dušan's. — Car Alexander. — Eroberung Adrianopels durch die Türken. — Schlacht von Kosovo. — Die Brüder Joannes Straeimir zu Vidin und Šisman zu Tirnovo. — Untergang des Bulgarenreiches. — König Ludwig M. und Sigmund von Ungarn. — Schlachten von Varna und Kosovo. — Fall von Constantinopel. — Mittelalterliche Zustände für die bulgarische Rajah. — Parallele zwischen Serben und Bulgaren. — Verschiedene Stellnng Oesterreichs und Russlands zu beiden. — Friede von Adrianopel. — Seine Bedeutung für die Bulgaren. — Krieg vom Jahre 1853. — Ursachen der Nichtbetheiligung der Bulgaren an den Kriegen Russlands. — Ceko's Legion. — Pariser Vertrag 1856. — Hat-Humajum. — Religiöse Wirren. — Hass gegen den griechischen Klerus. — Aufstände im Balkan. — Mithad Pascha. — Panajot Hitov und Filip Totju's Aufstandsversuche. — Fürst Mihail von Serbien. — Regent Blasnavac. — Hadži Dimitri's Legion der Jungbulgaren im Jahre 1868. — Natur der letzten Unruhen. — Ein neues „Bulgarien"?

Zahlreich sind in den Ländern am Hämus die Spuren niedergegangener Völker, welche für längere oder kürzere Dauer ihre Heimstätte einst dort gefunden hatten.

Im Norden und Süden der heutigen Balkankette wird der Reisende zunächst durch die auffällige Menge von auf Hochebenen und in Tiefthälern zerstreuten Tumuli überrascht. Neben diesen primitiven Grabdenkmalen barbarischer Völker, die sonst keine Spur ihres geistigen Lebens zurückgelassen haben, fesseln aber in unvergleichlich höherem Grade die stolzen Reste kunstvoll angelegter Strassen und Städtegürtel, von Tempeln, Palästen, Viaducten, Bädern u. s. w. das Interesse. Es sind monumentale Zeugen des classischen Geschichtsabschnittes, welchen dieser viel umworbene Boden unter Griechen und Römern durchlebte. Zum grössten Theile gehörten sie den festen Puncten Mösiens und Thraciens an, Länder, welche durch die Kriege römischer Heere dem riesigen Weltreiche noch in der letzten Zeit seines Glanzes einverleibt und einer höheren Cultur zugeführt worden waren.

Ueber die Völker, welche vor der römischen Epoche die alle Zeit zu Colonisationen einladende langgestreckte, von zahlreichen Flüssen bewässerte, an Feld-, Weide- und Waldboden reiche Terrasse des heutigen Donau-Bulgariens besiedelt haben, existiren nur spärliche Nachrichten. Die ältesten verdanken wir dem berühmten Darius'schen Zuge zur Niederwerfung der Skythen an den pontischen Gestaden. Nachdem die Perser das südliche Vorland des Balkans siegreich durchzogen hatten, stiessen sie jenseits desselben, an seinen nördlichen Hängen auf den Widerstand der tapferen Geten.

Alles was aus den alten Quellen über die Macht- und Besitzverhältnisse dieses zweifellos arischen Volkes und über die anderen gleichzeitigen thracisch-mösischen mit einander nur lose verbundenen oder in Feindschaft liegenden Völkerstämme klar gestellt zu werden vermochte, vereinigt sich in den umfassenden Forschungen des tüchtigen Historikers Mannert, welcher viele ungerechtfertigte Hypothesen seiner Vorgänger Thunmann, Engel u. A. zerstörte und sich von den grossentheils nur geringen Gewinn bringenden Speculationen neuerer Forscher ferne hielt, die im Wesentlichen — oft sogar wörtlich — ihm folgen*).

Vergleichen und fassen wir das Uebereinstimmende sämmtlicher Forschungen zusammen, so erhellt mit Sicherheit, dass schon zur Zeit des Perserzuges an der Pontusküste, im 6. Jahrhundert v. Chr. nördlich und südlich vom Hämus einzelne griechische Colonien bestanden haben; während im Hinterlande — ähnlich den heutigen ethnographischen Verhältnissen Dalmatiens — nordöstlich vom Cap Emineh die barbarischen Stämme der Tiryzen und Krobyzen siedelten; an welche sich an der Jantra die Hauptsitze der Geten und weiter gegen Westen zwischen dem heutigen Vid und Timokflusse jene der mit ihnen verwandten Oetensii und Timachi schlossen.

Nur auf kurze Zeit wurden die tapferen Getenstämme von den Persern unterjocht. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts mussten sie sich jedoch dem Volke der Odryser beugen, das unter seinem Führer Citalkes viele thracisch-mösische Stämme zu gemeinsamen Bündniss vereinte und sich selbst die griechischen Pontusstädte tributair machte. Der bis Thessalien gefürchtete junge Odryserstaat sollte aber rasch wieder zerbröckeln. Dynastische Zwiste beschränkten ihn bald auf das Gebiet am Hebrus (Marica). Gleich anderen Völkern erlangten nun auch die Geten ihre Freiheit. In dem mächtig aufstrebenden macedonischen Reiche erwuchs ihnen jedoch rasch wieder ein neuer feindlicher Nachbar.

Die Sicherung der Nordgrenze erschien Philipp wie Alexander gleich wichtig. Ersterer suchte sie auf friedlichem Wege durch Schonung, sein Sohn durch kühne Schläge gegen das bereits von Seite der westlichen Triballer zum Theil auf das linke Donauufer gedrängte Getenvolk zu erzielen (355).

Geten und Triballer erscheinen nun als Soldtruppen in dem macedonisch-asiatischen Kriegszuge. Lysimachos, des grossen Alexanders Nachfolger, vermochte die ihm zugefallene Oberherrschaft über das Getenvolk nicht zu behaupten. Andere Gegner erwuchsen aber den Geten in den gallischen Kelten und namentlich in den aus den Karpathen hervorbrechenden germanischen Bastarnern, welche bald bis zu den Donaumündungen sich die Herrschaft erzwangen.

*) Ein neuestes Werk des bulgarischen Forschers Drinov, das jüngst in russischer Sprache erschien, breitet manch neues Licht auf die Migrationen an der unteren Donau, zu Beginn unserer Aera.

Nach der Niederwerfung des macedonischen Reiches durch Rom fiel diesem die Aufgabe zu, die Invasionen seiner thracisch-mösischen Nachbarn abzuwehren. Die Expedition des M. Crassus vollendete die Einverleibung Thraciens bis zum Pontus und in den Tagen des Augustus wurde auch Mösien römische Provinz. Es erhielt einige Legionen als stehende Besatzung und an der Donau einen Reichslimes mit zahlreichen Befestigungen zum Schutze gegen die jenseitigen Barbaren.

Von den festen Puncten Ober-Mösiens, welches von der heutigen Cibrica bis zur Savemündung, zum Drin und Quellengebiete der bulgarischen Morava reichte, habe ich vielfach in meinem „Serbien“ gesprochen*). Jene Nieder-Mösiens, das von der Cibrica östlich alles Gebiet bis zu den Danaumündungen, dem Pontus und den nördlichen Balkanhängen umschloss, werde ich im topographischen Theile dieses Werkes mehrfach zu berühren Gelegenheit finden.

Kurz war die Culturepoche, deren sich die neu gewonnene Provinz Mösien unter der römischen Imperatoren Zepter erfreute. Bereits im 3. Jahrh. n. Chr. sah sich Kaiser Aurelian gezwungen, die römischen Colonisten Daciens durch Uebersiedelung auf das rechte Donauufer vor den andringenden Barbaren zu retten; denn von den Hochebenen am Yaxartes strömte die Gothenfluth zunächst gegen die durch Kaiser Trajan's dacische Kriege dem Römerreiche neu gewonnene Provinz. In der Mitte des 4. Jahrhunderts setzten die Gothen ihren kurz unterbrochenen Marsch Donau aufwärts fort. Auf sie drängten die aus der sarmatischen Ebene (Bessarabien) vorbrechenden Hunnen, die ihrerseits durch die vom Obi gegen Südwesten ziehenden Avarenhorden vor sich hergeschoben wurden.

Alle diese Völker der Steppen, Berge und Seen Nord- und Mittel-Asiens folgten einander, den aufgewirbelten Staubwolken eines verheerenden Orkanes ähnlich, um in den Besitz der eine riesige Beute versprechenden, fruchtbaren Länder des östlichen Europas zu gelangen! Der Völkerstürme wuchtiger Anprall traf in erster Linie jene nieder-mösischen Städte des römischen Donaulimes, deren Namen in den später auf ihren Ruinen erbauten byzantinisch-slavischen Niederlassungen theilweise unverändert auf uns gekommen sind.

Zuerst, im Jahre 376, fassten die Gothen, begünstigt durch Kaiser Valens Missgriffe, auf dem rechten Donauufer Fuss. Sie schlugen und tödteten zwei Jahre später diesen unfähigen Kaiser bei Hadrianopolis (Adrianopel) und überflutheten hierauf ganz Thracien bis Constantinopel und Salonik. Barbarische

*) Insbesondere suchte ich die Lage jener Puncte genau zu bestimmen, welche eine hervorragende Rolle im Trajan'schen Kriege gegen Dacien spielten, z. B. des viel bestrittenen Donauübergangspunctes Lederata, den ich nach verschiedenen Quellen, vereint mit meinen auf dem Terrain bewerkstelligten Aufnahmen in dem heutigen Rama erkannte. Genugthuung bereitet es mir, dass ein so bewährter Forscher auf dem Gebiete der alten Geographie wie Prof. Kiepert auf Tab. III des Mommsen'schen Corp. inscr. Lat. vol. III, neuestens bezüglich Lederata's zu dem gleichen Resultate wie ich gelangte.

Nomaden, erwiesen sie sich nur gross im Zerstören. Ruinen bezeichneten den Weg, den sie genommen, und was sie im eiligen Stürmen verschont gelassen, zertraten die rauhen Horden, welche ihnen unmittelbar folgten.

Von allen jenen Völkerschaften, welche vom 4. bis 6. Jahrhunderte die Donau im wechselnden Laufe überschritten hatten und deren genaue Sonderung dem Historiker so schwer wird, gelang es nur einem finnisch-uralischen Volke — die Magyaren traten erst später auf — unter eigenthümlichen Verhältnissen einen dauernden Staat unter dem Namen „Bulgarien“ zu begründen.

In der Geschichte Europa's wird der Bulgaren zuerst gegen Ende des 5. Jahrh. gedacht. 600 Jahre zuvor sollen sie aber bereits unter Arsaces I. Ländereien am Araxes auf ihrem Zuge nach dem Pruth erhalten haben. Wie lange sie an diesem, heute die Grenze zwischen der russischen Kaukasusprovinz und Persien bildenden Flusse verweilt, welche Kämpfe sie bis zu ihrem Erscheinen an der Donau durchgemacht, darüber geben die Annalen jenes Zeitraums, so reich am fluthenden Scenenwechsel barbarischer Nomaden, nur unsichere Aufschlüsse.

Von den Byzantinern wurde das Land an der Wolga, welches die Bulgaren längere Zeit besiedelten, „grosse“ und auch „schwarze Bulgarei“ genannt, wie dieser Fluss, nach der von Šafarik u. A. angefochtenen Meinung des Nicephorus Gregoras, dem Lande und seinen wilden Bewohnern auch den Namen gegeben haben soll. Die Byzantiner nannten aber auch die Bulgaren „Unogunduri“, was auf deren Stammverwandtschaft mit anderen finnisch-uralischen Völkern, den Ungari, Hunogari, Uturguri u. A. hinweiset, welche erst nach ihnen im 9. Jahrh. das östliche Europa überschwemmten und die Bulgaren gewissermassen als Vorhut vor sich hergeschoben hatten.

Das 5. Jahrhundert sicht der Bulgaren ersten Versuch sich Mösiens zu bemächtigen. Gothische, von den Römern angesiedelte Grenzvölker verhinderten es. Nach deren Abzug gegen Italien erneuerten sich aber die bulgarischen Angriffe.

Gothen wie Bulgaren drängten von Nord gegen Süd und West vor; während in dem zuvor geschilderten, ein ganzes Jahrtausend umfassenden Zeitabschnitte alle südlich vom Hämus angesiedelten Völker ihre Herrschaft über die grosse Wasserscheide in entgegengesetzter Richtung von Süd gegen Nord und Ost auszudehnen versucht hatten.

Die beinahe widerstandslos vordringenden Bulgaren verwüsteten nicht nur Mösien, sondern auch Thracien und bedrohten bald das alternde Byzanz, das sich durch die Aufführung von langgestreckten Mauern gegen sie zu sichern suchte. In demselben Jahre, als Justinian M. Ravenna eroberte, verheerten sie alles Land bis zum Bosporus und zur jonischen Küste, erschienen vor Thessa-

lonik (551), legten dreissig blühende Städte in Asche und überwinterten ungehindert auf thracischem Boden. Im Jahre 559 lagerten sie vor den Thoren der Hauptstadt und nur die bekannte Grossthat Belisar's rettete diese vor der drohenden Zerstörung. 200,000 Byzantiner bezahlten beinahe alljährlich mit ihrem Leben oder ihrer Freiheit diese bulgarischen Einfälle, zu welchen sich auch jene der slavischen Anten gesellten.

In vereinzelten kleineren Zügen, wohl schon im 4. Jahrhundert (Drinov), in grösseren Massen aber jedenfalls erst um die Mitte des 6. Jahrhunderts (Šafarik) waren auch die im nordöstlichen Europa sesshaften Slaven mit in die grosse Völkerbewegung gezogen worden. Von den Avaren gegen Süden gedrängt, hatten sie die Sitze der von den Gothen und Bulgaren dezimirten oder zur Exodus nach der Adria gezwungenen und auf die Städte reduzirten griechisch-thracisch-mösischen Bevölkerung am Vardar, an der Morava und Donau eingenommen. Der Slaven grosse Neigung zum Landbau liess sie bald den neubesiedelten Boden liebgewinnen. Sie erkannten die byzantinische Oberhoheit an und das Land wird nun von den byzantinischen Schriftstellern „Sclavinia“ genannt.

Nicht lange sollten sich die neuen Ansiedler der Ruhe erfreuen. Den bisher sporadischen Angriffen der Bulgaren auf das byzantinische Reich folgten heftigere, die in der durch dynastische Zwiste, Soldatenaufstände erfüllten Regierungsepoche der Kaiser aus dem Hause des Heraclius zur dauernden bulgarischen Eroberung der schlecht vertheidigten mösisch-thracischen Länder führte. Asparuch, welcher unter Constantin IV. mit einer neuen tapferen Horde die Donau überschritten hatte, vollendete das Werk seines Vorgängers Kosrev's.

Schwach an Zahl und nur des Kriegshandwerks kundig, schonten die Bulgaren im eigensten Interesse die sich friedlich unterwerfenden, Ackerbau und Viehzucht treibenden, numerisch stärkeren Slaven. Sie begnügten sich mit der politischen Oberherrschaft und begründeten auf slavischem Unterbau gegen Ende des 7. Jahrhunderts unter Asparuch das bald zu grossem Ansehen gelangende „Königreich der Bulgaren“.

Die Geschichte des jungen finno-slavischen Staates bildet eigentlich nur eine einzige Reihe fortgesetzter Kämpfe gegen das absterbende Byzanz, das sich oft auf das Territorium von Constantinopel eingeschränkt sah. Das Detail dieser Kriegszüge ist aber im hohen Grade ermüdend. Nur selten erhellen edlere menschliche Impulse jene traurige Epoche des europäischen Ostens. Hilferding gab uns eine sehr ausführliche Schilderung derselben.

Nach dem Plane dieses Werkes kann hier nur das Bedeutsamste und historisch fest Begründete aus der Geschichte der Bulgaren seine Stelle finden. Meine Darstellung beruht auf den Forschungen von Engel, Šafarik, Palauzow, Slavejkov Hammer, Dümmler, Hilferding, Finlay, Zachariae, Kunik, Pichler, Drinov, u. A.

Dies überhebt mich, die im Wichtigsten übereinstimmenden Quellen einzeln zu citiren. Nur die Form und Behandlung, die Zusammenfassung des Zerstreuten, die Loslösung des bedeutungslosen, oft dunklen Details von dem Wesen der Ereignisse, ihre Beziehungen zu jenen der Nachbarstaaten, und die objectivste Klarstellung des Geistes, welcher diesen auch für die heutigen Verhältnisse interessanten Abschnitt der Geschichte des europäischen Ostens durchzieht, nehme ich für mich in Anspruch.

Die einst stolze Thaten verzeichnenden Blätter des oströmischen Reiches waren für längere Zeit abgeschlossen. Im Umfange unvermindert, ja zeitweise durch die gallischen Küstenländer, Italien und Afrika erweitert, entsprach dessen Machtentfaltung durchaus nicht den grossen Reichthümern seines Bodens, der überschüssigen Kraft der zahlreichen Völker, die ihn bewohnten. Alle jene staatlichen Uebel, welche man mit der Bezeichnung „Byzantinismus" zu verkörpern pflegt, sie waren am Sitze der oströmischen Imperatoren zu üppigster Wucherung gelangt. Im weltlichen und religiösen Leben wurde die Form über das Wesen gestellt. Wir erblicken eine Majestät ohne Würde, eine stolze Priesterschaft voll Engherzigkeit und Beschränkung, ein Heer anspruchsvoll und feige, ein Beamtenthum feil, ohne ideale Ziele, ohne warmen Patriotismus für das Reich — Monarchen und Regierte oft auf gleich erbärmlicher Stufe!

Solch traurige Verhältnisse im byzantinischen Reiche gaben den Herrschern der Bulgaren bald erwünschten Anlass zur Einmischung in dessen eigenste Händel. Der vom Throne gestürzte Justinian II. floh nach Bulgarien und bemächtigte sich mit Königs Tervel's (Terbelis) Hülfe erneuert desselben (702). Als Lohn sollte Tervel „Zagorje", d. i. das Gebiet südlich vom Cap Emineh bis Eski Sagra und jenes von Burgas mit den wichtigen Seestädten Anchial und Mesembria erhalten.

Nach allerlei Wechselfällen, nachdem die Asparuch'sche Dynastie durch eine Empörung vertilgt und die dauernden Fehden im jungen Bulgarenreiche von den Byzantinern geschickt zur Einschränkung desselben benutzt worden waren, führte Kardam die Bulgaren zu neuen Siegen und erzwang sich byzantinischen Tribut.

Weit aussehende Pläne verfolgte König Krum. Er war ein nüchterner, tüchtiger Krieger, der sein Volk mit drakonischer Strenge regierte und stets zu neuen Thaten spornte. Mit dem mächtigen Frankenkaiser gedachte er sich in die Herrschaft über das illyrische Dreieck zu theilen und Constantinopel zu seiner Residenz zu machen. Die nördlichen slavischen Territorien, Syrmien, Slavonien, Kärnten und Dalmatien waren an Karl den Grossen gefallen. Gleichzeitig eröffnete Krum seine Angriffe auf das durch die Araberkriege tief erschütterte byzantinische Reich.

Im Jahre 809 fiel Sofia in seine Gewalt. Am 25. Juli 811 schlug er in der

Umgebung Šumla's die Blüthe des byzantinischen Heeres und tödtete den persönlich befehligenden Kaiser Nicephorus auf dem Schlachtfelde. Am 22. Juni 813 siegte er bei Adrianopel, liess vor demselben ein Beobachtungscorps zurück und erschien mit seiner Hauptmacht zur Erreichung seiner letzten Pläne vor Constantinopel, dessen Belagerung er unter den Augen der Bevölkerung mit einem glanzvollen Schauspiele heidnischer Ceremonien eröffnete. Durch einen während der eingeleiteten Friedensunterhandlungen versuchten Ueberfall von Seite der Byzantiner erbittert, zerstörte Krum die prachtvollen Bauten und Monumente ausserhalb der Stadtmauern, welche er nicht zu bezwingen vermochte.

Die eroberte Beute, worunter viele Kunstschätze, vermehrte er auf seinem Rückzuge mit jener der preisgegebenen Städte. Die Einnahme Adrianopels krönte den Feldzug und die Bewohner des Maricabeckens wurden in die verödeten Gegenden nördlich des Balkan's hinübergeführt.

Ein plötzlicher Tod machte dem thatenreichen Leben Krum's und seinen grossen Entwürfen, deren Ausführung in die geschichtliche Entwicklung Ost-Europas tief eingegriffen hätte, im Jahre 820 ein unerwartet frühes Ende. Er hatte Alles, Kriegsmaschinen, einen riesigen Train und zahlreiche Kriegsschaaren zum Zuge gegen Byzanz vorbereitet, Kaiser Leo furchterfüllt hatte ganz besondere Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Unter Krum's Nachfolgern Mortag und Presjam athmete Constantinopel leichter auf!

Die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts findet die Bulgaren abermals im Kampfe mit Byzanz und den mit diesen verbündeten Magyaren; ferner mit Serben und Kroaten. Sie dehnten mit abwechselndem Glücke ihre Herrschaft bis zur Tatra im Norden Ungarns aus. Mit der Besitznahme der Theiss-Quellgebiete hatte ihre Macht den Höhepunkt erreicht.

In dieser ersten Periode des heidnischen finno-bulgarischen Reiches und auch in den nächsten Jahrhunderten war das auf den Ruinen des von Kaiser Trajan seiner Schwester zu Ehren gegründeten und genannten Marcianopolis erbaute Preslav die Residenz der bulgarischen Könige. Es lag 3 Meilen südwestlich vom heutigen Šumla.

Versuche zur Christianisirung der Bulgaren waren bereits vor der Thronbesteigung der Kaiser aus dem Hause des Basilius Macedo, unter der frömmelnden Theodora, der Herstellerin des Bilderdienstes, und unter Mihail III. ihrem Sohne gemacht werden. Erst nachdem sich aber die bulgarischen Eroberer mit den vorgefundenen Resten der Mösier und Thracier, namentlich aber mit der vorwiegend slavischen Landbevölkerung derartig vermischt hatten, dass sie durch Annahme des slavischen Idioms gewissermassen in derselben aufgegangen waren, fasste das Christenthum unter ihnen tiefere Wurzeln.

Später werden wir die Anstrengungen Rom's und Byzanz's verfolgen, um die

in den Schoss des Christenglaubens neu aufgenommenen Bulgaren zu sich hinüber zu ziehen. Hier nur so viel, dass es den grossen Aposteln Cyrill und Methud, welche das Evangelium in slavischer Sprache predigten, zuerst gelang, den mächtigen Bulgarenfürsten Mihail Boris und mit ihm seine Grossen und das Bulgarenvolk der Christenlehre dauernd zu gewinnen. Es geschah dies nicht ohne gewaltige innere Kämpfe. Müde derselben übergab Mihail das Reich seinem Sohne Vladimir. Die Unfähigkeit desselben zwang Boris nochmals den politischen Schauplatz zu betreten. Er entsetzte Vladimir des Thrones, liess ihn blenden, ins Gefängniss werfen und berief seinen jüngeren Sohn Simeon zur Herrschaft. Sein Lieblingswunsch, ein von Constantinopel unabhängiges bulgarisches Patriarchat zu begründen, blieb unverwirklicht. Boris starb in einer Klosterzelle im Jahre 907. Es war ein um die Civilisation seines Volkes hochverdienter, demselben weit vorausgeschrittener Fürst.

Boris Sohn, Simeon (888—927) kämpfte mit abwechselndem Glücke gegen die den bulgarischen Handel bedrückenden Byzantiner, bis er sie bei Mesembria (917) bis zur Vernichtung schlug. Ebenso glücklich stritt er gegen die den Byzantinern zu Hülfe geeilten Magyaren (895) und gegen die Serben (923—927). In furchtbarer Weise verwüstete er die serbischen Gaue. Seine Macht wuchs derartig, dass er daran denken durfte, sich an die Stelle des ohnmächtigen byzantinischen Kaisers zu setzen. Von Papst Formosus erlangte er für den Erzbischof von Ohrida die Patriarchenwürde, für sich die Anerkennung des Carentitels. Das bulgarische Reich vom Schwarzen Meere bis zur Adria gefürchtet machend, durch das Waffenglück den griechischen Imperator Romanus zwingend, persönlich unter den Mauern Constantinopels sich mit Bitten und reichen Geschenken den Frieden von ihm zu erkaufen (923), erwies sich Simeon andrerseits als grosser Förderer der Literatur und Kirche. Er gilt als der erste slavische königliche Schriftsteller und als mächtigster unter Bulgariens Herrschern.

Ein so thatkräftiger Fürst hätte wohl einen würdigeren Nachfolger verdient, als es dessen gleichfalls vom Papste gekrönter Sohn Peter war. Mit einer Enkelin des griechischen Kaisers Romanus II., aus dem Hause des Basilius Macedo vermählt, in seiner Hinneigung zwischen Rom und Byzanz stets schwankend, verlor er das Hauptziel seines grossen Vaters, die Eroberung Constantinopels und die Schöpfung eines mächtigen slavischen Kaiserreiches an der Stelle des morschen griechischen, ganz aus den Augen. Mit Peter's langer unrühmlicher Regierung (927—968) begann der Verfall des bulgarischen Staates, den auch dessen kräftigerer Nachfolger Samuel nicht mehr zu dämmen vermochte.

Nachdem das aufstrebende magyarische Reich keilartig die nord- und südslavischen Stämme getrennt hatte — ein Ereigniss, dessen Folgen noch heute unverändert fortwirken — bildeten unter letzteren die Bulgaren zweifellos das

kräftigste Staatswesen, das bei kluger Politik leicht mit den zu jener Zeit weit schwächeren stammverwandten serbo-kroatischen Stämmen friedlich vereint, die Aufrichtung eines zukunftsreichen südslavischen Staates hätte anstreben können. Im Gegentheile suchte bereits Car Simeon, wie schon kurz erwähnt wurde, die benachbarten Serben und Kroaten gewaltsam zu schwächen. Es war dies ein grosser politischer Fehler, welcher die auch heute nicht behobene Sonderung unter den südslavischen Völkern begründete und sich unmittelbar rächte!

Mit Simeon's, des allgefürchteten Caren Tod, ermanuten sich die von ihm unterjochten Serben und Kroaten. Gleichzeitig auch von den Magyaren bedroht, eilte Peter persönlich nach Constantinopel, um mit Kaiser Roman ein Friedens- und Freundschaftsbündniss abzuschliessen, das seine Verlobung mit des Kaisers Enkelin besiegelte.

Die veränderte byzantinische Politik, welche dem Staatsinteresse, zum Staunen Europas, seine sorgfältig gehüteten Hoftraditionen opferte, indem sie einem „barbarischen" Fürsten eine im Purpur geborene Prinzessin vermählte, sollte die listig vorausgesehenen Früchte tragen. Bestrickt in den neuen verwandtschaftlichen Banden, bethört durch allerlei bestechende Zugeständnisse, wie durch die Anerkennung des Carentitels, die höfische Auszeichnung der bulgarischen Botschafter — sie sollten vor jenen des Abendlandes den Vorrang einnehmen — verwandelte sich Peter's Stellung allmälig unter dem Einflusse der byzantinischen Kaiserstochter in jene eines weichlichen Despoten, der in seiner Neigung zur Ruhe, bald in traurige Abhängigkeit von Byzanz und seinen nördlichen Nachbarn, insbesondere den aufstrebenden Magyaren gerieth.

Wiederholt durchzog dieses kriegerische Volk ungestraft die bulgarischen Gaue, um die Schrecken der Verwüstung in das byzantinische Reich zu tragen. Dort hatte im Jahre 963 ein thatkräftiger Regent die Reihe der schwächlichen Fürsten aus dem Hause des Basilius unterbrochen. Nicephorus Phokas hielt die Zeit gekommen, um den Makel der schimpflichen, seit Car Samuel üblichen Tributzahlung an den bulgarischen „Pelzträger", wie er Peter höhnisch nannte, zu tilgen. Er rief den russischen Warjägerfürsten Svjatoslav zu Hülfe, welcher in Kiev residirte und das Uebrige that die Zwietracht unter den bulgarischen Bojaren, welche mit Peter's zahmer griechischer Politik von Beginn unzufrieden waren. Nicephor erreichte sein Ziel. Der Russen Hülfe erwies sich aber um theueren Preis erkauft.

Svjatoslav weigerte sich nach gethaner Blutarbeit den Schauplatz seiner Siege zu verlassen. Er pochte auf das Recht des Eroberers und betrachtete sich als rechtmässigen Herrscher über die mösisch-thracischen Länder. In zwei blutigen Zügen verwüstete er in zwei Jahren ohne jeglichen Unterschied bulgarisches

und byzantinisches Gebiet. Der Tod Car Peter's kam ihm zu Statten. Die legitimen bulgarischen Thronerben, die Prinzen Boris und Roman, weilten als Geisseln in Constantinopel. Dort war aber der tapfere Johann Zimisces zur Regierung gelangt und in ihm erwuchs den Russen ein ebenbürtiger Gegner.

Mit abwechselndem Geschick hatten die byzantinischen Heere Svjatoslav bekämpft. Mit einem grossen Schlage gedachte Zimische sein Reich von den Russen zu säubern und dessen Grenzen über das aus den Fugen gegangene Bulgarenreich auszudehnen. Bei Adrianopel sammelte er ein glänzendes erlesenes Heer. Von dort zog Zimische — wahrscheinlich über Jamboli und den Čalikavak-Balkanpass — gegen Svjatoslav's Residenz, das alte Preslav, welches er mit Sturm und griechischem Feuer nahm. Svjatoslav selbst aber traf und schlug er durch das Uebergewicht seiner schwergepanzerten Reiterei auf dem grossen Plateau vor Drstr (Silistria). Nach zweimonatlicher Belagerung öffnet dieses Zimische seine Thore. Der stolze russische Warjägerfürst bittet um Frieden und verlässt in Gegenwart des Kaisers auf einem Schiffe tief gedemüthigt den bulgarischen Boden an derselben Stelle, auf der er ihn kurz vorher mit grossen Plänen betreten.

Gegen vorausbestimmten schnöden Goldlohn hatte Svjatoslav für byzantinische Rechnung die Niederwerfung Bulgariens unternommen. Unersättlicher Beutedurst bestimmte sein Verlangen es zu behalten. Einen dauernden Staat zu begründen, dazu fehlte dem russischen Kriegshordenhäuptling idealeres Streben, Talent und jegliche Grösse!

Bulgarien musste nun in allen seinen Städten byzantinische Garnisonen aufnehmen. Preslav, die altbulgarische Carenresidenz, wurde in Johannopol umgetauft. Johann Zimische feierte aber zu Constantinopel das dort lange entbehrte Schauspiel eines grossartigen Triumphzuges. Auf einem reichgeschmückten Wagen prangten neben dem Bildniss der gnadenreichen h. Jungfrau die Krone und Insignien der bulgarischen Care. Peter's Söhne befanden sich im Gefolge. Im Palaste angekommen, liess Zimische den älteren Prinzen Boris das königliche Purpurkleid ablegen. Er ernannte ihn zum „Magister“ des byzantinischen Heeres. — Der Enkel des grossen Simeon, vor dessen Geboten Byzanz sich beugte, ein Satellit am Hofe zu Constantinopel! Er starb später eines gewaltsamen Todes, und auch sein jüngerer Bruder Roman, von den Griechen entmannt, verkümmerte später in Macedonien in trauriger Vergessenheit!

Mit Hülfe eines slavischen Fürsten hatte das griechische Byzanz das durch Jahrhunderte es schwer schädigende finno-bulgarische Reich niedergeworfen. Bevor dieses jedoch für einen längeren Zeitraum ihm einverleibt wurde, sollte es unter König Samuel, dem Sprössling seiner zweiten Dynastie, sich eines kurzen Auflebens mit trügerischem Glanze erfreuen.

König Samuel war der Sohn des bulgarischen Bojaren Šisman, der bereits, als noch Car Peter lebte und namentlich nach dessen Tode, eine Art Führerrolle gespielt, auch, wie mehrfach erwiesen wird, zu Trnovo residirt und den Carentitel geführt hatte. Er und seine Söhne David, Mosis, Aaron und Samuel scheinen die das Joch der Byzantiner allsogleich nach des mächtigen Johann Zimischi's Tode (976) abschüttelnde bulgarische Bewegung geleitet zu haben. Seinen Vater blenden zu lassen und vom Thron zu stürzen, war die erste Grossthat, mit welcher sich Samuel dem Bulgarenvolke als Herrscher ankündete. Vor solcher Gewaltthätigkeit suchten sich seine nächsten Verwandten durch die Flucht nach Dalmatien zu retten. Ihre Furcht war allzu begründet. Neben weiteren Opfern tödtete er auch einen Bruder, zwei andere waren in den Kämpfen gegen Byzanz gefallen, das nun neuerdings die bulgarischen Waffen fürchten lernte.

Der von Samuel mit grosser Thatkraft eröffnete Krieg trug ein nationales Gepräge. Es schien, als wollte das gesammte Volk die unter dem unfähigen Peter von den Griechen erlittene Schmach rächen. Dem Ungestüm der bulgarischen Angriffe erlagen rasch die von byzantinischen Söldnern schwachvertheidigten festen Plätze Vodena, Seres, Larisa. Ein Versuch des Kaisers Basilius, mit einem mächtigen Heere die Ausbreitung der bulgarischen Macht einzudämmen, misslang. Vergebens belagerte er das starke Sredec (Sofia). Er trat den Rückzug an und wenig fehlte, beinahe wäre er selbst in den Defiléen von Ichtiman den nachdrängenden Bulgaren in die Hände gefallen.

Weithin über den Balkan, von der Donau bis Thessalonik, von Ohrida bis Trebinje, von Ragusa bis Durazo, weit in die serbischen Županien und tief in den Peloponnes trug Car Samuel seine siegreichen Waffen. Unzweifelhaft war er ein kriegskundiger Herrscher; allein seinem militärischen Genie stand nicht die höhere Moral, der das rasch Errungene dauernd organisirende, befruchtende Gedanke zur Seite. Er mochte immerhin seine Residenzen Prespa und Ohrida befestigen, mit grossen Bauten schmücken und sich „Kaiser aller Slaven" nennen. Sein einzig durch Gewalt und glückliche Kriege, nicht aber durch die nationale Einheitsidee, Intelligenz und gesetzgeberische Kraft unverhältnissmässig ausgedehntes Reich trug keinen Keim der Dauer in sich. Vergebens versuchte Samuel später einzelne der zwecklos gedemüthigten stammverwandten serbischen Župane, wie Vladimir, durch Verwandtschaftsbande oder sonstige Zugeständnisse an sein Interesse zu ketten. Sein erstaunlich rasch aufgeführtes Werk fiel nothwendig durch dieselben Mittel, durch die es entstanden — durch Blut und Verrath!

Während Samuel seine Kräfte an der Besiegung der serbischen Župane an der Adria verschwendete, hatte Kaiser Basilius, sein grosser Gegner, sich erholt, neue Kräfte vorbereitet und ihm sammt seinem Reiche den Untergang geschworen. In einem zehnjährigen, mit bewunderungswerther Zähigkeit fortgesetzten Kampfe

näherte sich Basilius, unterstützt durch tüchtige Feldherren, durch ein schlachtenbewährtes Heer, die Schrecken seiner Grausamkeit und den Verrath der bulgarischen Grossen, im bedächtig durchgeführten Plane von der Peripherie allmälig der Residenz Samuel's. Ganz Donau-Bulgarien bis zum Timok, Macedonien und die Küste von Durazo waren neuerdings griechisch geworden. Nur der unzugänglichste Theil Albaniens, Thessalien und Montenegro blieben noch zu erobern.

Da starb der gedemüthigte, in seiner Hoffnungslosigkeit tief gebeugte Samuel zu Prespa eines plötzlichen Todes. Das grause Schauspiel einiger Tausende ihm zugesandter, auf Kaiser Basilius Befehl geblendeter bulgarischer Krieger soll ihn gelähmt haben. Zwei Tage darauf, am 15. September 1014 verschied er! — So war dieser grosse Usurpator, welcher Vater, Bruder und Verwandte ruhigen Blutes mordete, doch eines menschlichen Rührens fähig! — Die Geschichte weiss keinen grossen, edlen oder civilisatorischen Zug diesem Car Samuel nachzuerzählen. Er war übrigens der einzige bulgarische Herrscher, in dem selbst in trübster Zeit der slavische Stolz so ungebeugt geblieben war, dass er niemals mit den Griechen friedlich unterhandelte. Unter keinem seiner Vorgänger hatte das bulgarische Reich, auch selbst nur vorübergehend, solch ausgedehnte Grenzen besessen! Rechnen wir hierzu noch einen vor nichts zurückschreckenden Muth und seltene persönliche Tapferkeit, so glaube ich diesen jedenfalls hervorragenden Herrscher der Bulgaren in objectivster Weise charakterisirt zu haben.

Nach seines gefürchteten Gegners Tode setzte Kaiser Basilius sein Werk mit noch grösserer Nachhaltigkeit fort. Noch im Herbste (1014) eroberte er Bitol, Prilip und Stip, im nächsten Frühjahre Vodena. Samuel's ihm ungleicher Sohn Gabriel nahm seine Zuflucht zu Friedensanerbietungen. Kaiser Basilius antwortete mit der Fortsetzung seines Zuges und der Wegnahme Moglena's und Notia's.

Allein nicht nur das Kriegsglück, sondern auch geschickt angelegte Zettelungen unter den bulgarischen Bojaren bildeten fortan des Kaisers Verbündete!

Johann Vladislav, ein Neffe Kaiser Samuel's, den einst gegen des grausamen Vaters Befehl das Mitgefühl seines Vetters Gabriel am Leben erhalten, hatte diesen bei Petrsko auf der Jagd verrätherisch getödtet und dessen Thron usurpirt. Im Lager bei Notia erhielt Basilius durch bulgarische Abgesandte die Nachricht des gewaltsamen Thronwechsels und dass der neue Bulgarenfürst Vladislav in Unterwürfigkeit Byzanz um Frieden bitte. Kaiser Basilius gewährte ihn dem zweifach Niederträchtigen. Die stipulirten Bedingungen sind nicht auf uns gekommen; doch lauteten sie wohl hart genug und werden die Byzantiner zum Mindesten alle gemachten Eroberungen behalten haben.

Schon das erste Jahr seiner Regierung befleckte Vladislav durch weitere Schandthaten. Unter den heiligsten Eid- und Freundschaftsschwüren lockte er

Samuel's Schwiegersohn, seinen Schwager Vladimir, nach Prespa und liess ihn dort (1015) meuchlerisch tödten, um sich seiner Županie von Cattaro zu bemächtigen. Gleichzeitig brach er den Frieden mit Byzanz und zog zur Belagerung Durazo's. Kaiser Basilius rüstete, um des Verwegenen Beginnen zu züchtigen. Der Kampf war wechselvoll genug!

Im raschen Zuge nahm Basilius Ohrida, musste es jedoch wieder aufgeben. Zum zweitenmale sprach Byzanz russische Hilfe an. Des Kaisers Schwester war dem Grossfürst Vladimir vermählt. Die Bulgaren suchten die den Russen feindlichen Petschenegen für sich zu gewinnen. Wahrscheinlich um diesen an der Donau die Hand zu reichen und die Russen abzuwehren, zersplitterten sie allzusehr ihre Kräfte. Sie belagerten Dristra (Silistria) und erleichterten Basilius seine Operationen in Macedonien. Er nahm viele feste Plätze, schlug auch Vladislav, wie es scheint, aber nicht entscheidend.

Das nächste Jahr (1018) findet Vladislav abermals vor Durazo. Dort sollte der vierte und letzte Herrscher der Dynastie Šisman sein Ende finden. Dieses wird von dem Chronisten von Dioclea im Geiste jener Zeit sehr mystisch ausgeschmückt. In einer Vision wäre dem Car der von ihm gemordete Vladimir erschienen und gleichzeitig hätte ein Engel des Herrn ihn niedergestreckt. Wahrscheinlicher klingt die trockene Nachricht der griechischen Annalisten: Vladislav sei vor Durazo tödtlich verwundet worden und gestorben.

Die fürstliche Familie zählte nunmehr nur noch ohnmächtige Frauen und Kinder. Die traurigen Familienmorde Samuel's und Vladislav's rächten sich furchtbar! Wohl gedachten einige angesehene Bojaren das Werk der nationalen Befreiung von der griechischen Fremdherrschaft fortzusetzen; allein das nie völlig erstarkte Gefühl eines selbstsuchtslosen, opferfreudigen Patriotismus, einer nur das Gesammtwohl oder die Einigung sämmtlicher slavischer Stämme in Betracht ziehenden Vaterlandsliebe schien in den Grossen und im Volke gänzlich erloschen zu sein!

So hatte Kaiser Basilius leichtes Spiel. Der Abfall der bulgarischen Befehlshaber von der nationalen Sache öffnete ihm die festen Plätze und in der Hauptstadt Ohrida wurde er von dem hohen Klerus und dem Volke, das der langjährigen Kriege und Opfer müde war, als „Befreier“ begrüsst! Die Carenwittwe und die Reste der kaiserlichen Familie erschienen um Gnade bittend im Lager des Kaisers. Ungehindert zog auch Basilius in die zweite Residenz Prespa. Der letzte Widerstandsversuch des tapferen Bojaren Ivaca wurde durch dessen mit List bewerkstelligte Gefangennahme gebrochen, ein anderer bedeutenderer Führer Nikolica ergab sich.

Des Kaisers grösste Sorge bildete nunmehr die administrative Reorganisation der wieder errungenen illyrischen Halbinsel. Sie wurde in Provinzen zerlegt,

welche von kaiserlichen Strategen militairisch verwaltet wurden. Selbst das halbslavisirte Griechenland unterwarf sich Basilius. Im Winter 1018—1019 ordnete er auch zu Athen die neuen Verhältnisse.

Als ruhmbedeckter Triumphator zog Kaiser Basilius nach langer Abwesenheit durch das goldene Thor zu Constantinopel ein. Die bulgarische Carenwittwe, die Kinder Vladislav's, — der älteste Sohn Prusian im byzantinischen Magisterkleide — im Zuge, begab er sich zum Dankgottesdienste in die h. Aya Sofia. Dort nahm er die Glückwünsche der Patriarchen und der Würdenträger entgegen. Das Volk aber brach beim Anblicke des grossen „Bulgarentödters“ in lauten Jubel aus!

Nun wurde Byzanz wieder im vollsten Sinne die Hauptstadt seines weiten Hinterlandes. Bis zur Save gehorchten ihm die griechisch-albanesisch-bulgarisch-serbisch-kroatischen Stämme. Das einheitliche byzantinische Reichsprincip hatte, in dem energischen Krieger und erfahrenen Staatsmanne Kaiser Basilius verkörpert, die lose verbundene Conföderation der oft sich gegenseitig befehdenden slavischen Stämme besiegt!

Zu Rasa am Raškaflüsschen im Serbenlande erhob sich aber beinahe gleichzeitig mit dem Niedergange des Bulgarenreiches eine neue slavische Dynastie, welche, dessen Traditionen folgend, Byzanz bald ebenso gefährlich werden sollte, als die einst so gefürchteten bulgarischen Care. Schon 1040—1043 schlug der serbische Gross-Župan von Dioclea die Griechen wiederholt und vertrieb den byzantinischen Statthalter Enthicos. Auch Vlkan (1089—1105) und Bela Uroš (1120—1130), beide serbische Zupane von Rasa, machten sich bei den Griechen gefürchtet. Der Letztgenannte wird als Ahnherr der serbischen Nemanja-Dynastie betrachtet, welche in einer glänzenden Reihe von Kralen und Caren die Führung der südslavischen Stämme nun mit abwechselndem Glück und Geschick antrat. — Ihre Geschichte, die ich in meinem Werke „Serbien“ ausführlich verfolgte, tritt bald zu jener der Bulgaren in engste Beziehung, ja jene der letzteren läuft eigentlich nur secundär neben der serbischen und byzantinischen. Sie erhebt sich nie mehr zur früheren Bedeutung.

Das Wesentlichste aus dieser dritten und letzten Epoche des selbständigen Bulgarenstaates möge hier in Kürze folgen.

Die Wiederaufrichtung des bulgarisch-walachischen Königreichs durch die Asani'schen Fürsten romanischer Abstammung fällt mit einer der trübsten Epochen von Byzanz, mit der gewaltsamen Usurpirung seines Thrones durch den unglücklichen Isaak Angelus II. zusammen. Durch 170 Jahre ertrugen die Völker Mösiens und Thraciens das auf ihre vollkommene Niederwerfung und finanzielle Aussaugung gerichtete byzantinische Regiment. Die Zwiste im Hause der Komnenen hatten aber dessen Kraft gebrochen. Der Zeitpunct der Abwerfung des-

selben schien gekommen. Zwei Brüder, Asan und Peter, von Geburt Walachen, wagten es, zu Constantinopel Vorstellungen gegen den unerträglichen Druck der byzantinischen Verwaltung zu machen. Als Antwort wurden sie schmählich beleidigt. Zurückgekehrt, stellten sich die Brüder an die Spitze des glücklich geführten Aufstandes. Wohl besiegte sie Kaiser Isaak nach hartnäckigem Widerstande. Allein die bald wieder darauf im Felde erscheinenden Brüder schlugen seinen Feldherrn Vranas, und auch dem persönlich gegen sie ins Feld gezogenen Kaiser gelang es nicht mehr, ihr grosses Vorhaben zu vereiteln. Asan I. wurde nach dem bulgarischen „Carstvenik" durch den h. Johann, Patriarch zu Tirnovo, im Jahre 1186 gekrönt. Schon zu dieser Zeit wird in den gleichzeitigen Aufzeichnungen der deutschen Kreuzfahrer alles Land zwischen Belgrad und Niš Bulgarien oder „Silva bulgaria" genannt. Doch scheinen die festen Plätze in den Händen der Byzantiner geblieben zu sein. So fand Kaiser Friedrich I. auf seinem Zuge ins gelobte Land in dem stark befestigten Braničevo an der Donau (Kostolac an der serbischen Mlavamündung) einen griechischen Befehlshaber vor. Die Hilfe, welche sowohl Serben als Bulgaren dem deutschen Kaiser gegen Byzanz anboten, wurde von diesem im zu grossen Vertrauen auf griechische Treue abgelehnt; Kaiser Isaak gedachte aber selbst den Versuch zu rächen und überzog die Bulgaren, nachdem er seine Wirren mit Friedrich geschlichtet hatte, neuerdings mit Krieg, ohne jedoch etwas auszurichten.

Die Macht der dritten Asan- oder Jasen'schen Dynastie musste jedenfalls gegen Ausgang des XII. Jahrhunderts bereits sehr erstarkt sein, da der prachtliebende serbische König Vladislav durch eine Heirath mit der Tochter des bulgarischen Fürsten im Beginne seiner Regierung sich zu stützen suchte und Kaiser Alexius Comnenus III. sich 1199 genöthigt sah, mit Joannes, dem Fürsten der Walachen und Bulgaren, Frieden zu schliessen.

Eine bedeutende historische Rolle spielte dieser Joannes während des lateinischen Kaiserthums zu Byzanz. Im Iahre 1197 suchte er sich Rom zu nähern. Papst Innocenz III. übersandte ihm durch einen Cardinallegaten königliche Insignien, erkannte den Erzbischof von Tirnovo als geistliches Oberhaupt für Bulgarien und die Walachei an (1204) und forderte ihn gleichzeitig zum Kampfe gegen die schismatischen Griechen auf. Wirklich scheint sich damals Car Joannes als römisch-katholischen Fürsten betrachtet zu haben; denn als solcher trug er Kaiser Balduin I. seine Cooperation gegen die Griechen an.

Balduin wies dieselbe unklugerweise zurück. Tief verletzt zog nun Joannes den aufständischen Griechen an der Marica in einem Augenblicke zu Hilfe, als Balduin's Macht zum grösseren Theile in Asien beschäftigt war.

Mit allen Truppen, welche Balduin eiligst zusammenraffen konnte, rückte er den verbündeten Griechen und Bulgaren entgegen. Bei Adrianopel (15. April 1205)

kam es zur Entscheidungsschlacht. Die Würfel fielen gegen Balduin. Die Blüthe seines Heeres, der Graf von Blois, beinahe der ganze Adel blieb auf dem Schlachtfelde. Nur der Doge Dandolo und Villehardouin der Historiker entkamen mit wenigen zersprengten Resten der stolz ausgezogenen Armee. Balduin selbst wurde gefangen nach Tirnovo gebracht, seit 1186 Residenz der bulgarischen Fürsten. Dort wurde er nach eilfmonatlicher Gefangenschaft — die Versionen über die Ursache lauten verschieden — in furchtbarer Weise getödtet.

Das kurze lateinische Kaiserthum von Byzanz setzte den Kampf gegen die zur Orthodoxie zurückgekehrten bulgarischen Fürsten fort. Doch weder das Haus Anjou, dem der flandrische Balduin bei seinem Falle sein Recht auf die Donauländer übertragen hatte, noch das wiederhergestellte griechische Kaiserthum der Paläologen, gelangten zu einer dauernden Geltendmachung ihrer vermeintlichen oder begründeten Ansprüche auf Bulgarien. Periodisch trat zwischen Byzanz und den bulgarischen Asaniden ein Stillstand der Waffen ein. Einen solchen scheint Car Boris zur Abhaltung einer Synode benutzt zu haben (1211). Es handelte sich um die Verdammung der Bogumilensecte und die Abfassung eines sogenannten „Synodiks", das am Sonntage der heil. Orthodoxie alljährlich in den Kirchen verlesen werden sollte *).

Im Jahre 1234 verbündete sich Joannes Asan mit dem Kaiser Joannes Ducas Vatatzes, und dessen Tochter Helena wurde Gemahlin des Theodorus Lascaris, Sohn seines griechischen Alliirten. Hingegen war das durch den weisen serbischen Erzbischof Sava († 1236) angebahnte freundlichere Verhältniss zwischen Serben und Bulgaren kein nachhaltiges geblieben; denn das Streben der Serbenfürsten, ihre Macht auf Kosten des byzantinischen Reiches auszudehnen, wurde stets durch die in gleicher Richtung sich bewegenden Ansprüche der Bulgarenherrscher feindlich gekreuzt. Als die grosse Tatareninvasion unter dem Eroberer Khan Nogaja Bulgarien furchtbar erschütterte, machte sich zu Vidin ein Bulgarenfürst Šisman um das Jahr 1291 unabhängig. Auf diesen warf sich nun der Serbenkral Stefan Milutin Uroš III. und rang ihm zu Vidin einen Frieden ab (1292), der für Serbien von mannigfachen Vortheilen begleitet war.

Despot Mihail, der Sohn des Vidiner Fürsten Šisman behauptete trotz alledem die Herrschaft in Westbulgarien, während im Osten Car Svetoslav (1294 — 1321) kraftlos regierte. Als des letzteren Nachfolger Vasili (Voesilas), der vereint mit den Serben und Walachen einen Kriegszug gegen Byzanz unternommen, starb, wurde Fürst Mihail von Vidin 1324 als Car erwählt, er wurde somit Begründer der vierten und letzten Carendynastie der Vidiner Šismaniden, die sich unter wechselvollen Geschicken bis zum Untergange des Reiches erhielt.

*) Diese Handschrift bildet die wichtigste Quelle zur Geschichte des Tirnovoer Patriarchats. Sie wurde von Palanzow im „Vremenik" der Moskauer hist. Ges. herausgegeben. Eine zweite wichtige Quelle für bulgarische Geschichte ist die erwähnte Carenchronik „Carstvenik".

Der Streit des älteren und jüngeren Andronicus um den Thron von Byzanz gab trotz der nahe geknüpften Familienbande zwischen den Herrschern Serbiens und Bulgariens den traurigen Anlass zu neuer Befehdung ihrer stammverwandten Völker und zur Trennung ihrer gemeinsamen Interessen. Der Serbenfürst Stefan Uroš III. nahm für den älteren, der Bulgarencar Mihail für den jüngeren Andronicus Partei. Mit 15,000 Streitern eröffnete letzterer an der oberen bulgarischen Morava, nahe dem Strymon, den Angriff. Die Serben siegten. Mihail starb in Folge seines Sturzes vom Pferde und auf dessen Thron setzte Uroš die vertriebene Gattin des Gefallenen, seine eigene Schwester Neda.

Die Nachfolger Mihail's fanden nun in dem stammverwandten, sein politisches Gewicht im Südosten Europas immer geltender machenden Serbenstaate für kurze Zeit eine Stütze gegen die byzantinischen Ansprüche. Die herannahenden Schrecken der türkischen Waffen, welche zu einem kurzen Freundschaftsbündnisse zwischen Johann VI. Cantacuzenos und dem mächtigen, mit der bulgarischen Prinzessin Helena vermählten Serbencar Dušan führten (1342), kamen auch den Bulgaren zu Statten. Zu verschieden waren jedoch die Interessen der neuen Verbündeten, zu tiefgreifend die alten feindlichen Traditionen, als dass die junge Waffenbrüderschaft lange hätte andauern können. Nur zu bald kam der Hass gegen alles Griechenthum bei Car Dušan — welchen die Serben „silni“ den Gewaltigen nennen — zum Durchbruche.

Dreizehn Feldzüge führte Dušan gegen Byzanz. Er erschien unter den Mauern Constantinopels, zwang den in Salonik eingeschlossenen Andronicus um Frieden zu bitten, welcher Dušan (1340) zum Herrn eines grossen Theils von Macedonien, Thracien, Albanien und Thessalien machte. Auch Bulgarien erkannte seine Oberhoheit an. In dem Kampfe, welchen Cantacuzen — der ehemalige „Bundesbruder“ — mit Hilfe der Türken siegreich gegen Dušan führte (1344), fochten die Bulgaren an des letzteren Seite. Die Paläologen wussten ein dauerndes Friedensbündniss zwischen Cantacuzenos und Dušan zu vereiteln und in dem neuen Kampfe sehen wir zum Schutze der Paläologen auch den Bulgarenfürsten Alexander mit dem Serbencar verbündet (1351).

In diesem verhängnissvollen Jahre fasste die osmanische Macht Boden in Europa. Mit ihrer Hilfe hatte Cantacuzenos das serbisch-bulgarische Heer besiegt. Die ganz Ost-Europa drohende künftige Gefahr richtig voraussehend, concentrirte Dušan seine ganze Thatkraft in der Aufbringung eines mächtigen Heeres. Die Vertreibung der Türken, die Entthronung der schwächlichen Paläologen, dies waren die kühnen Ziele des grossen Serbencars, als ihn auf dem Marsche nach Constantinopel (1356) an der Spitze einer grossen serbisch-bulgarischen Streitmacht der Tod ereilte.

Leider vermochte Dušan, dieser mächtigste Serbenfürst, nicht seinen kräftigen Geist auf seinen Nachfolger zu vererben. Weder die serbische noch die bulgarische Dynastie hatte einen Herrscher aufzuweisen, welcher befähigt gewesen wäre, der mit furchtbarer Raschheit über Europa's Südosten sich ergiessenden Macht der Osmanen ein Schach zu bieten.

Wohl soll Vukašin, ein serbischer Vojvode, welcher Uroš V., Sohn Dušan's, erschlug, anfänglich mit Glück gegen die Türken gestritten haben (1369). Schon zwei Jahre darauf aber verlor er in einer grossen Schlacht an der Marica (1371) den usurpirten Thron und sein Leben. Das alte Hadrianopolis, jenes Adrianopel, um das sich durch 800 Jahre Griechen und Bulgaren in fortwährenden Kämpfen aufgerieben, weil es als stärkste Position die Herrschaft in Thracien sichert, wird nun der in orientalisch-byzantinischer Pracht erglänzende Sultanssitz des unwiderstehlichen Murat, der feste Punct seiner Macht, an dem er die Huldigungen und Friedensbitten der europäischen Fürsten und des zur Ohnmacht erniedrigten griechischen Kaisers entgegennahm.

Nochmals wagte Knjas Lazar den kühnen Versuch, den Siegeslauf des Halbmondes im Osten Europa's zum Stehen zu bringen. Er vereinigte die zersprengten Trümmer der serbisch-bulgarischen Heere mit den Zuzügen der übrigen christlichen Völker der illyrischen Halbinsel. Auf dem Amselfelde zu Kosovo, am 15. Juni 1389, fielen die blutigen Würfel. Der Verrath spielte seine schmähliche Rolle. Murat triumphirte, fällt aber siegestrunken durch die Hand eines sich opfernden serbischen Jünglings in seinem Zelte*).

Fortan war die Herrschaft der beiden Söhne des Bulgarencars Alexander, welche sich in das Reich getheilt hatten, nur mehr eine geduldete. In traurigster Weise befehdeten sich die Brüder. Joannes Stracimir, der zu Vidin residirte, mit den Ungarn unglücklich kämpfte, trennte seinen Klerus, die Metropole Vidin vom nationalen Patriarchate zu Tirnovo und unterstellte sie dem griechischen zu Constantinopel. Als türkischer Vasall scheint er noch bis zur moslim'schen Eroberung Vidin's, bis z. J. 1398 sein unrühmliches Regiment gefristet zu haben. Car Joan Šisman's, seines jüngeren Bruders Herrschaft zu Tirnovo endete schon früher mit dem Falle dieser Stadt im Jahre 1393, und bereits im nächsten Jahre 1394 war auch der Untergang des bulgarisch-nationalen Patriarchats, gleichzeitig mit jenem der staatlichen Selbständigkeit Bulgariens, eine vollendete Thatsache geworden!

Das Reich der Bulgaren war gestürzt, ohne dass es ihm jemals gelungen, seine weitausgreifenden Pläne zu verwirklichen. Die reiche Erbschaft des alternden Byzanz, eine scheinbar fallreife Frucht, entschlüpfte ihm gewöhnlich

*) Ich gab die ausführliche Schilderung dieser von mystischen Traditionen umhüllten Katastrophe in meinem „Serbien" S. 250.

dann, wenn es dieselbe am sichersten anzutreten wähnte. Wie ich bei verschiedenen Wendepuncten seiner wechselvollen Geschicke es anzudeuten versuchte, waren es grösstentheils tief greifende moralische Ursachen, welche dies erklären. Der jugendlich überschüssigen materiellen Kraft verband sich nicht gleichmässig die höhere Moral, ideales Streben, organisatorisches Genie, kühner Aufschwung von Geist und Intelligenz. Mit dem Schwerte konnten wohl weite Territorien unterworfen werden. Zur Gestaltung und Blüthe eines dauernd lebenskräftigen neuen Staates fehlten jedoch die vorgenannten Bedingungen.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, als unter den wuchtigen Schlägen der Osmanen der Serben und Bulgaren Kraft zerbröckelte, da schien Ungarn als Retter die Führung des europäischen Ostens antreten zu wollen. Auf seinem Throne sass König Ludwig der Grosse, der weiseste und mächtigste Regent seiner Zeit. Sein Machtwort galt von der Donau bis zur Adria und den baltischen Gestaden. Allein ein trauriges Verhängniss fügte es, dass Ludwig (1382) wenige Jahre vor der Schlacht zu Kosovo gestorben war. Sein Nachfolger, der luxemburgische Sigmund, dessen Oberherrlichkeit einige noch nicht gänzlich niedergeworfene Theile Serbiens, Bosniens u. s. w. anerkannten, unternahm es, die bereits seinem Reiche sich nähernde Gefahr zu beschwören. Die Schlacht von Nicopolis (1396) entschied gegen ihn. Sultan Bajezid Ilderim „der Blitz" vernichtete die Blüthe jenes christlichen Heeres, das den Adel von Ungarn und Burgund, der Böhmen, Deutschen, Engländer und Franzosen in seinen Reihen vereinigt kämpfen sah und das sich vermass: „mit seinen Speeren selbst den Himmel aufzuhalten, falls er einfallen wollte." Glücklicher als unter dem Luxemburger stritt die von dem tapferen Ungarhelden Hunyádi geführte abendländische Coalition. Bei Niš schlug sie die Türken auf's Haupt. Der Papst eiferte jedoch gegen den mit den „Ungläubigen" (1440) zu Szegedin abgeschlossenen Frieden. Ein zweites Mal versuchte der ruhmsüchtige Hunyádi das Glück der Waffen bei Varna (1444), ein drittes und letztes Mal auf dem verhängnissvollen „Amselfelde" zu Kosovo (1449). In beiden Schlachten wurde er von seinem gleich grossen Gegner Murat II. besiegt.

Das Schicksal Serbiens, Bulgariens und auch des griechischen Kaiserthums, das bisher sich eines Scheins von Unabhängigkeit durch der Türken Schonung bewahrt hatte, war nunmehr besiegelt. Murat's Sohn, Mohammed II. vollendete, was sein Vater ihm zu thun vererbte. Am 29. Mai 1453 erstürmte er Constantinopel. Es fiel unter Constantins ruhmvoller, der alten Römer würdigen Vertheidigung. Als der neue moslimsche Herrscher des alten Byzanz die verwüsteten Räume des Sitzes der Paläologen betrat, citirte er tief erschüttert die Worte einer altpersischen Dichtung:

„Die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in dem kaiserlichen Palaste, und der Eule Nachtgesang ertönt durch die Thürme Afrasiabs."

Welch tiefer Sinn in den Worten des persischen Dichters! Fürwahr, auf der Stätte, von welcher im Mittelalter das durch der Barbaren Einfälle erloschene Licht der Aufklärung und mildernder Sitte in den europäischen Occident getragen worden war, erklang nunmehr nur das Klirren der Waffen, welche ihre Schrecken tief in das Herz Europas tragen und seinen Osten auf lange verdunkeln sollten.

Wie aus den verschiedenen, hier in Kürze erzählten und charakterisirten Epochen der bulgarischen Geschichte hervorgeht, war diese keineswegs eine besonders glorreiche gewesen! Nun nachdem das illyrische Dreieck dem Halbmonde erlegen, schien der alte päonisch-thrakisch-dardanische Boden, welcher Griechenland, Rom, Byzanz u. s. w. Männer gegeben, deren Grossthaten die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten, gänzlich erschöpft. Die wenigen Talente, welche er unter der Fremdherrschaft erzeugte, suchten angezogen von den wunderbaren Erfolgen des Halbmonds und nachdem auch das Patriarchat das Kreuz vor demselben gesenkt hatte, die Befriedigung ihres Thatendurstes und Ehrgeizes im Dienste der verschwenderisch lohnenden Sultane. Mit dem kriegerischen Grundstocke der christlichen Bevölkerung, wussten letztere aber unleugbar sehr geschickt jene durch grosse Prärogative an die Ausbreitung des reinen Glaubens gefesselte Organisation der „Jeniseri" (Neue Truppe) zu verstärken, welche den heiligen Kampf in das christliche „Dar-ul-harb" (Haus des Krieges) durch Jahrhunderte siegreich trug.

Was nicht zur Lehre des Propheten sich bekehrte, und nur verhältnissmässig wenige Bulgaren thaten es um ihren Besitz zu retten, das führte namentlich bis zu Mahmud II., des grossen Reformators Regierungsantritt und wohl noch bis vor einem Decennium als wehrlose „Rajah" ein sieches, wenig beneidenswerthes Dasein. Das bulgarische Volk als solches, als politische Persönlichkeit, hatte zu leben aufgehört. Als arbeitspflichtige Hörige an die Kriegerkaste vertheilt, vegetirte es nur mehr. Der Türkensturm verwehte die Bildungskeime, welche von einzelnen geistiger strebenden Regenten den leider wenig tief gezogenen Furchen anvertraut worden waren und diese selbst schwanden bis auf unkennbare Lineamente. Gleichzeitig als Europa in Columbus, Luther, Copernicus, Bacon v. Verulam, Galilei, Milton seine geistige Wiedergeburt feierte, legte sich mittelalterliche Nacht auf dessen Osten, erlosch dort jedes geistige Streben für Jahrhunderte!

Hermetische Absperrung von jeglichem civilisatorischen Element hätte wohl auch geistig höher stehende Nationen als die bulgarische intellectuell verkümmern lassen. Fünfhundertjährige materielle Beugung unter den Halbmond musste noch das Uebrige thun, um jene die Bulgaren einst so gefürchtet machenden Eigenschaften gänzlich umzuwandeln und sie in deren heute allgemein gerühmten friedliebenden Charakter umzustimmen, dem von mancher Seite geradezu Feigheit vorgeworfen wird.

Man zieht dabei gerne Parallelen zwischen Serben und Bulgaren, die selten zu Gunsten der letzteren lauten, es darf dies nicht überraschen. Die Verhältnisse, unter welchen beide Nationen die letzten Jahrhunderte verlebten, sind eben viel zu wenig studirt, bekannt und gewürdigt worden. Bei grösserer Sachkenntniss und Objectivität würde man zu gerechteren Urtheilen über das Bulgarenvolk gelangt sein.

Vor Allem kam den Serben die unvergleichlich günstigere geographische Lage zu Statten, durch welche der Druck der türkischen Eroberer, sowohl materiell als geistig, weit geringer auf ihnen, als auf den Bulgaren lastete. In dem entfernten, an der Peripherie des türkischen Reiches gelegenen Serbien wohnte der Moslim nur vereinzelt ausserhalb der Städte. Nur in diesen hatte er, seiner Liebe zur Bequemlichkeit fröhnend, festen Fuss gefasst. In Bulgarien lud aber die grössere Nähe der Hauptstadt, der asiatischen Küste und der prachtvolle Boden seines Ostens den Moslim zur Colonisation in grösseren Massen ein. Noch heute hat er sich dort in ganz respectabler Zahl erhalten. Aber selbst im westlichen Bulgarien nistete der Türke sich überall in und zwischen den christlichen Dörfern ein, stets bereit, jede Regung des Missvergnügens, jedes Aufflackern des Nationalgefühls und der alten Traditionen im Blute zu ersticken. Vielleicht erklärt dies, wesshalb den Bulgaren jene zahlreichen epischen Gesänge fehlen, die von einstiger nationaler Grösse erzählend, die Serben so mächtig das Gefühl entehrender Fremdherrschaft empfinden und auf die endliche Abschüttlung desselben fort und fort sinnen liessen. In den serbischen Wäldern mochte immerhin das nationale Lied erklingen — sein Wiederhall drang nicht in die Städte. Den bulgarischen Sänger hätte der überall nahe und misstrauische Türke wohl aber für alle Zeit verstummen gemacht.

Verfolgen wir die begonnene Parallele weiter, so finden wir Serbien an die Territorien jenes mächtigen Oesterreichs grenzend, das als „Vormauer der Christenheit“ die Zertrümmerung des Halbmondes noch bis zu Beginn unseres Jahrhunderts als wichtigstes traditionelles Ziel seiner Politik betrachtete. Viermal trugen Oesterreichs Heere ihre Fahnen über die Save zur Befreiung der nächstgelegenen serbischen Länder. Durch zwanzig Jahre (1718 — 1739) blieb der Türke aus denselben verdrängt. Erneuerte sich dann auch die Herrschaft des Halbmonds, so war doch der Nimbus seiner Unantastbarkeit zerstört, die von Oesterreich zur Betheiligung am Kampfe aufgerufene Rajah hatte sich mit der Führung der Waffen vertraut gemacht, oft zur Demüthigung des verhassten Unterdrückers mitgewirkt und dadurch ermuthigende neue Traditionen gewonnen.

Anders die Bulgaren. Seit Jahrhunderten waren sie von den ohnmächtigen, selbst unterjochten Romanen, den gleichfalls niedergeworfenen und ihnen überdiess missgünstigen Griechen und Serben eingeschlossen, von feindseligen Albanesen

und Türken allerorts durchsetzt, und bis zu Beginn dieses Jahrhunderts fehlte ihnen jede auswärtige Stütze. Sie ermangelten also aller jener charakterstählenden Momente, welche den Serben die unmittelbare Nähe Oesterreichs brachte. Als endlich die Serben ihren Unabhängigkeitskampf aus eigener Initiative wagten, wussten sie sich nur durch die Save von dem Asyle getrennt, das selbst nachdem Oesterreichs politische Stellung zur Pforte seit Joseph II. Tode sich total verändert hatte, den Flüchtigen doch stets seinen mächtigen Schutz gewährte. Es fehlte ihnen ferner jene „Vojvodina“, wo im Heere, in Amt und Schule sich jene Männer und selbst Kara Gjorgje bildeten, die den schmalen Grenzfluss überschreitend ihren jenseitigen Brüdern die Freiheit und Einrichtung der ersten staatlichen Organisation mit erringen, mit begründen halfen.

Wohl hätten auch die Bulgaren in diesem Jahrhunderte manch günstigen Moment zur Abwerfung der Fremdherrschaft gefunden — namentlich in jenem Jahre 1828, als Russland die Barrière überschritt, welche es bisher von den ihm glaubens- und stammverwandten Bulgaren getrennt hatte. Mit Sicherheit zählte es auf deren thätige Betheiligung am Kampfe. Nur ihr kriegerischster Theil aber, die Bulgaren des Balkans erhoben sich und förderten die Erzwingung seiner schwer zugänglichen Pässe. Doch zu einer allgemeinen, durch Züge hoher Selbstverleugnung verherrlichten, unsere Sympathien mächtig aufrufenden Erhebung war es nicht gekommen und unschwer erklärt sich dies.

In seinen officiellen Manifesten (26. April 1828) hatte Russland betheuert, dass es die Donauländer nicht dauernd befreien oder nehmen, sondern nach empfangener Genugthuung wieder zu räumen gedenke, und der Krieg wurde überdiess im östlichen Donau-Bulgarien eröffnet, wo die dichte moslim'sche Bevölkerung und die starken Militärcentren Silistria, Šumla, Varna schwer auf die Rajah drückten. Aber schon die Sympathien und bescheidenen Hülfsleistungen, welche die Bulgaren den Russen in den Jahren 1828—29 entgegen brachten, bildeten eine nicht ungewichtige Ursache, dass Sultan Mahmud sich den drückenden Bedingungen des Friedens von Adrianopel fügte. Russland erkannte andrerseits die ihm von der Rajah geleisteten Dienste im 13. Vertragsartikel an, der auf sein Verlangen eine allgemeine Amnestie für die beiderseitigen Unterthanen bezüglich aller während des Krieges begangenen Staatsverbrechen verfügte und den Bewohnern der geräumten Gebietstheile gestattete, während 18 Monaten von dem Rechte der Auswanderung Gebrauch zu machen.

Die durch den Krieg hart mitgenommenen Bulgaren machten von letzterer Begünstigung ausgiebigen Gebrauch. Die Zurückgebliebenen waren aber auch fortan der Gnade des Sultans ausgeliefert. Trotz seiner persönlichen humanen Absichten wurde in den Provinzen der auflebende Druck der herrschenden Rasse bald stärker als zuvor. Erst nach einigen, durch denselben hervorgerufenen

Bauernaufständen (1837—38), deren blutige Rächung der Pariser Akademiker Blanqui lebendig schilderte, und nach einer späteren Erhebung im Paschalik Niš (1841), welche bei der grossen Nähe der serbischen Grenze doppelt gefährlich erschien, suchte die Pforte durch spärliche Reformen die Unzufriedenheit ihrer bulgarischen Rajah ein wenig zu dämmen.

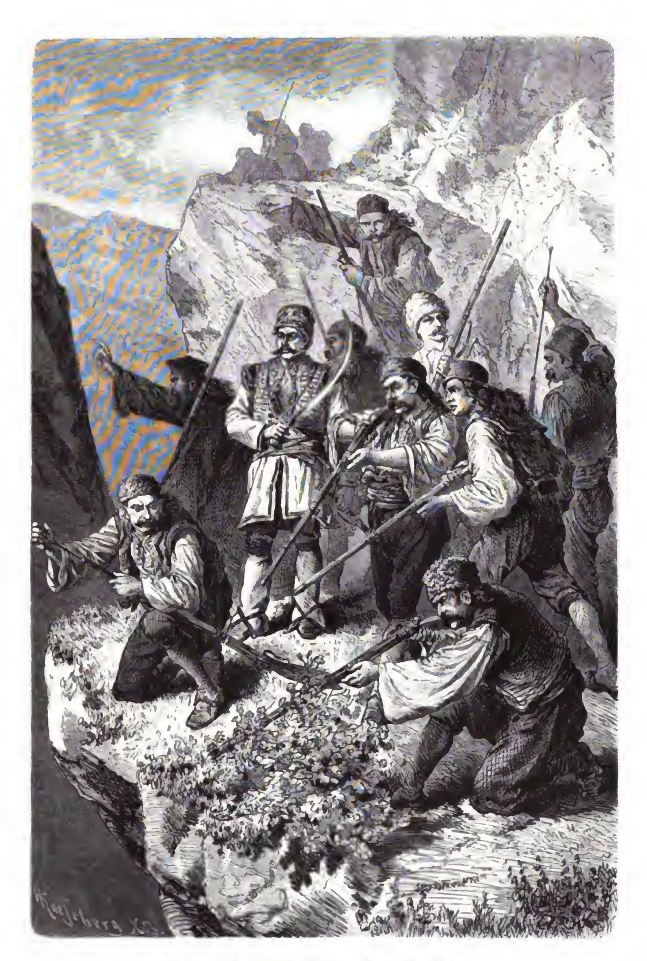
Auch der Krieg, den Russland für seine „unerträglich bedrückten Glaubensgenossen“, für die „russisch-griechische Rajah“ im Jahre 1853 gegen die Türkei eröffnete, liess die Bulgaren trotz aller Agitationen, belehrt durch die früher gemachten traurigen Erfahrungen, gänzlich ruhig. Die von dem russisch-bulgarischen Parteigänger Ceko gebildete Legion fand nur geringen Anklang und leistete unerhebliche Dienste. Mit Resignation ertrugen die Bulgaren die harten Kriegslasten, bis endlich der Abschluss des Pariser Friedens 1856 für sie eine Wandlung ihrer traurigen Geschicke herbeiführte und zum mindesten, durch den allegirten Hatti-Humajun, einige der schönen Verheissungen des früheren Hat von Gülhane verwirklichte.

Ich darf wohl hoffen, wegen dieser objectiven Klarstellung der Ursachen, die oft eine abfällige Beurtheilung des bulgarischen Volkscharakters herbeigeführt und ihm namentlich den Vorwurf grosser Feigheit zugezogen haben, nicht zu jenen Bulgarophilen gezählt zu werden, „die um jedes einzelne Bulgarenhaupt eine Aureole ziehen wollen.“ Jedenfalls erscheint es aber ungerechter und tadelnswerth, einem strebsamen Volke hässliche, die Sympathien der gebildeten Welt entfremdende Eigenschaften grundlos anzudichten!

Die letzten Decennien sind übrigens auch für die Bulgaren eine Epoche grösserer Regsamkeit und politischer Reife geworden, und was ich vor vielen Jahren nach meiner ersten Reise in Bulgarien (1860) vorausgesagt, vollzieht sich unter unseren Augen mit merkwürdiger Raschheit. Bei ihren ersten Schritten selbst von vielen zünftigen Politikern unbeachtet, traten die Bulgaren, ein vor kurzer Zeit kaum dem Namen nach gekanntes Volk, in den Kreis der orientalischen Frage, schon durch die laute Ankündigung seines Daseins, nach rechts und links die auf dessen Kosten kühn geplanten Projecte seiner griechischen und anderen Nachbarn durchlöchernd.

Für den Fernstehenden scheinbar mit einem Schlage aus viel hundertjährigem Zauber erwachend, wurde sich das vergessene Bulgarenvolk plötzlich seiner einstigen Unabhängigkeit und grossen numerischen Stärke bewusst, äusserte es in nicht zu überhörender Weise seinen Drang nach einer menschenwürdigeren social-politischen Stellung! Noch war aber des griechischen Fanars Macht und Einfluss zu Constantinopel zu mächtig!

Die Bulgaren pochen andrerseits mit immer kräftigeren Schlägen an die Thore der goldenen Pforte. Gestützt auf den durch den Pariser Vertrag errungenen



AUFSTÄNDISCHE BULGAREN IM BALKAN.

Hat Humayum fordern sie die endliche Gewährung ihrer natürlichen Rechte. Denn wie günstig auch der sultanliche Hat die Verhältnisse der Rajah im Allgemeinen verändert hatte, leider noch viel zu viel blieb auch nach dessen allmäliger Einführung von „ererbten Uebelständen" übrig, um der Bulgaren Wünsche zu rechtfertigen.

Mit richtiger Erkenntniss, verlangten sie vor Allem, die Befreiung ihrer nationalen Sprache in Kirche und Schule von den drückenden Banden, in welche das Griechenthum sie geschlagen, und nicht minder dringend, die beschleunigte Entfernung des unter verschiedensten Titeln Land und Volk corrumpirenden und materiell aussaugenden Klerus aus dem Fanar. Im V. und VI. Cap. werde ich Genesis und Resultate dieser Bestrebungen und auch die mit ihnen parallel laufende katholische Bewegung ausführlicher behandeln. Hier sei nur erwähnt, dass dieselben trotz aller Anstrengungen durch mehrere Jahre leider nicht zum Ziele führten. Das griechische Gold, die Intriguen der Mächte, welche jede ihre besonderen Zwecke verfolgte (Cap. VI.), vereitelten die Erreichung der mit merkwürdiger Uebereinstimmung von dem gesammten Bulgarenvolke angestrebten Befreiung vom Fanar auf friedlichem Wege.

Da übernahm es eine Schaar bulgarischer Jünglinge, den nationalen Strebungen durch eine bewaffnete Diversion zu Hilfe zu kommen. Während der Juni-Ereignisse zu Belgrad (1862) bildete sich dort eine bulgarische Hilfslegion, um vereint mit den Serben den Angriff Aschir Pascha's blutig zu rächen. Die Bulgaren gedachten zugleich der Welt zu zeigen, dass auch für sie das Leben der Güter höchstes nicht, und die Pforte zu warnen, die schlummernden kriegerischen Eigenschaften des numerisch stärksten ihrer europäischen Völker nicht durch zu weit getriebenen Starrsinn herauszufordern. Die Haltung der bulgarischen Legion wurde von den kriegserfahrenen Serben gerühmt, ja bewundert. Im Balkan selbst bildeten sich aber gleichzeitig, unter der Führung Panajot Hitov's, Banden, deren Bewältigung den Türken viel zu schaffen gab. Es scheint, dass bei diesem missglückten, auf die Theilung der türkischen Kraft berechneten, kleinen Putsche, Serbien zumeist die Hand im Spiele hatte; denn mit der Belgrader, unter dem Einfluss der Grossmächte abgeschlossenen türkisch-serbischen Capitulation erlosch er.

Auf der hohen Pforte konnte man der Bulgaren kühnes Beginnen, die Ruhe des grossherrlichen Divans, nicht nur durch fortgesetzte Agitationen für ihre Autonomie vom Fanar; sondern selbst mit den Waffen gestört zu haben, nicht vergessen. An der Stelle von Concessionen, antwortete sie mit einer noch strafferen Centralisation des Tuna-Vilajets, an dessen Spitze der intelligente und äusserst energische Mithad Pascha gestellt wurde. Das Gouvernement umfasste zu jener Zeit nicht nur ganz Donau-Bulgarien, also die Paschaliks: Vidin,

Rusčuk, Tirnovo, Varna und Tulča diesseits, sondern auch die Paschaliks Sofia und Niš jenseits des Balkans.

Am Schlusse des III. Cap. werde ich die Verdienste würdigen, welche sich Mithad um die Reorganisation der ganz vernachlässigt gebliebenen Donauprovinz erworben hat. Im Allgemeinen war er einer der wenigen Gouverneure, ja beinahe der einzige, welcher sich bemühte, den Hatti-Humajun zur Wahrheit zu machen. Er suchte den grellen Abstand in der politischen Stellung zwischen Moslim und Christ zu mildern, er war gerecht — aber mit furchtbarer Strenge erdrückte er jede Bestrebung der Rajah, welche ihm über die Zugeständnisse des Hatti-Humajun's hinauszugehen schien. Als solche hatte er anfänglich die bulgarischen Wünsche nach einer autonomen, vom griechischen Patriarchat gesonderten Kirche angesehen. Er suchte alle Agitationen in dieser Richtung zu vereiteln. Besonders missliebig betrachtete er auch die durch Serbien geschürte Propaganda der Jungbulgaren, welche in dem benachbarten Bukarest eine Freistätte fand und von dort aus, durch Flugblätter und Emissäre, seine auf die Pacification der Donauprovinz gerichteten Bestrebungen fortgesetzt zu paralysiren suchte. Es erscheint somit natürlich, dass Mithad den kleinen serbischen Staat, den er aller Wühlereien in Bulgarien anklagte, aufs bitterste hasste.

Serbischem Einflusse schrieb Mithad auch die Erhebung zu, welche die verbündeten Führer Panajot Hitov und Totju Filip, im Jahre 1867, im Tuna Vilajet herbeizuführen suchten. Es erschien Mithad nicht unwahrscheinlich, dass Serbien, durch einen grösseren Aufstand in dem ohnediess sehr schwierigen Bulgarien, auf die Pforte einen erspriesslichen Druck in der Festungsfrage üben wolle. Ungeachtet mittlerweile Serbien seine Wünsche so ziemlich erreicht hatte, und zwar namentlich durch die Befürwortung des österr.-ungar. Cabinets, das wahrscheinlich durch diese Concession die Cooperation Serbiens mit den unzufriedenen Elementen der Türkei zu verhindern gedachte, schritten die nun isolirten bulgarischen Führer zur Scenirung ihres Aufstandsversuches, dessen Details im Winter zu Belgrad und Bukarest geplant worden waren.

Nach diesen Verabredungen ging Panajot bei Tutrokan und Filip bei Sistov im Frühjahre 1867 über die Donau. In fortwährender Fühlung mit den gegen sie allsogleich von Mithad ausgesandten Streifpiquets, suchten sie den von einer dichten christlichen Bevölkerung bewohnten Balkan zu erreichen. Dies glückte wohl Panajot. Totju wurde aber schon bei Vrbovka zwischen der Osma und Rusica von den gegen ihn aufgebotenen berittenen Zaptie's und türkisch-tscherkessischen Milizen beinahe gänzlich aufgerieben. Totju entkam mit nur wenigen Getreuen über Etropolje nach Slatica, wo er zu der gleichfalls stark mitgenommenen, durch den weiten Marsch über die Balkanberge von Čipka, Trojan, Teteven und Etropolje sehr reducirten Bande Panajot's stiess. Vereint zogen sie

nun, aber stets von türkischen Schwärmen beunruhigt, über Vraca in den Berkovica-Balkan. Dort, bei Klisura, mussten sie der grossen Uebermacht weichen. Sie fanden sich von allen Seiten diesseits und jenseits des Balkans von einem dichten Cordon umstellt und nur vereinzelt gelang es ihnen sich durchzuschlagen.

In der raschen Bewältigung dieses Aufstandes, welcher allerdings schon an der Theilnamslosigkeit der grossen Masse scheitern musste, hatte Mithad erneuert seine oft bewährte Energie gezeigt. Um dem Terrain seiner möglichen Ausdehnung, dem Balkan näher zu sein, eilte Mithad nach Tirnovo. Von dort aus verbreitete er durch sein strenges Gericht über Alle, welche selbst der entferntesten Theilnahme an der Bewegung denuncirt erschienen, entmuthigenden Schrecken in den Reihen der Schwankenden. Schon die Unterstützung der Aufständischen mit Lebensmitteln — welche diesen ohne Lebensgefährdung wohl nicht von den armen Gebirgsbewohnern versagt werden konnten — wurde mit Kettenstrafe, ja mit dem Tode bestraft.

Von Tirnovo begab sich Mithad nach Sistov, dem angeblichen Heerde der jungbulgarischen Verschwörung. Dort hatte der verhaftete jugendliche Jordan Grgičev, unter der Folter zum Geständniss getrieben, grosses Unheil über die angesehensten Familien gebracht. Nahezu die gesammte Jugend, im Alter von 17—20 Jahren, fühlte sich beunruhigt. Ein Theil derselben flüchtete noch rechtzeitig nach der Walachei und von dort nach Oesterreich. 54 junge Männer wurden aber in schweren Ketten nach Rusčuk transportirt, zur Deportation nach Diarbekir — viele starben auf dem Marsche — oder zum Strange verurtheilt. Nur wenige wurden freigesprochen. Im Ganzen liess Mithad etwa 8—10 Todesurtheile vollstrecken, darunter auch an Koztaki, dem bei Vrbovka schwer verwundet gefangen genommenen Schreiber Totju's.

Mit eiserner Strenge wurde nunmehr die Polizei gehandhabt, das Damoklesschwert der Denunciation hing über allen intelligenteren jungen Leuten.

Gleichzeitig ereignete sich jener vielbesprochene Fall, wo Mithad am Bord des österreichischen Dampfers „Germania“, zwei ihm als Emissäre denuncirte Reisende, trotz ihrer serbischen und rumänischen Pässe, durch seine eingedrungenen Gensd'armen verhaften wollte, und da sie Widerstand leisteten, niederschiessen liess.

Ein allgemeiner Schrei der Entrüstung erhob sich gegen solch schwere Verletzung des Völkerrechtes. Hierzu kamen die von Serbien geforderte Genugthuung wegen der Nichtrespectirung der von ihm ausgestellten Pässe, die Reclamationen Oesterreichs, die Vorstellungen der Diplomatie gegen die übermässige Strenge, mit welcher Mithad den versuchten Aufstand auch an weniger Schuldigen strafte. Man vergass in Constantinopel die grossen Dienste, welche Mithad dem Staate geleistet. Längst hatte man seinen Unabhängigkeitssinn, seine Strenge gegen

bestechliche Paschen und dessen Uebereifer missmuthig betrachtet. So berief man Mithad nach Stambul, angeblich für einen höheren Posten.

Mit Bedauern und Freude zugleich sahen ihn die Bulgaren aus ihrer Mitte scheiden. Sie mussten sich gestehen, dass kein Gouverneur sie gegen die Uebergriffe ihrer türkischen Mitbürger so sehr wie Mithad geschützt, dass keiner so viel Verständniss und Thatkraft für die Förderung ihrer intellectuellen und materiellen Interessen gezeigt habe; andererseits sagte ihnen der Augenschein, dass unter Mithad an die Erreichung jener im Stillen genährten politischen Hoffnungen nicht leicht zu denken sei, welche man damals noch mit der oft verheissenen Hilfe Serbiens zu verwirklichen hoffte.

In Wahrheit arbeiteten Fürst Mihail's Vertrauensmänner mit fast fieberhafter Thätigkeit an der Herbeiführung eines Umschwunges in den benachbarten türkischen Provinzen. Die Auslieferung der letzten türkischen festen Plätze (1867) hatte Serbiens Staatsmänner und Volk nur auf kurze Zeit beschwichtigt. Der fortdauernde Aufstand auf Candia, die ermuthigende Haltung Griechenlands und Montenegro's, die türkischen Verlegenheiten in Bosnien und Thessalien, liessen allgemein den Moment angebrochen erscheinen, auf den man so lange gehofft. Endlich glaubte man zur längst ersehnten Ausbreitung der serbischen Macht über dessen erste beengte territoriale Grenze ohne grosse Gefahr schreiten zu können.

Mit Hast vervollständigte man zu Belgrad die längst vorbereiteten Rüstungen, die Kragujevacer Artilleriewerkstätten arbeiteten mit aller Kraft. Hinterlader und Ausrüstungsgegenstände jeder Art wurden aus dem Auslande eingeführt, die Milizen übten sich noch eifriger für den grossen Krieg ein. Die freundlichen Beziehungen zu Romänien, Montenegro und den bulgarischen Comités wurden eifrig gepflegt, der Gönnerschaft Russlands, Frankreichs und Italiens hielt man sich versichert; Oesterreich-Ungarn war aber noch allzusehr von dem damaligen Ausgleichswerke im Innern in Anspruch genommen.

So gedachte man endlich zu Belgrad die letzte Maske fallen lassen zu dürfen, als der am 8. Juni 1868 plötzlich eingetretene Tod Fürst Mihail's, durch Mörderhand, allen diesen kühnen Entwürfen ein Ende machte!

General Blaznavac, das Haupt der eingesetzten Regentschaft während der Minderjährigkeit Fürst Milan's, eilte, gedrängt von den Schwierigkeiten der inneren Lage, die ausgegebenen Rollen allerorts zurückzufordern. Es ist kein Geheimniss, dass die bulgarischen Parteiführer viel zu jener Zeit mit ihm verkehrten und dass der General schon aus dem Grunde zu einer Verlegung aller Aufstandspläne rieth, als die Befreiung Bulgariens nur dann, wenn unter Serbiens Protectorat unternommen, diesem die ersehnten Vergrösserungen am Timok und an der bulgarischen Morava zu bringen verhiess. Alle Vorstellungen des Generals trafen aber taube Ohren. Wann hätte es auch eine noch so schwache

Hetärie gegeben, welche nicht ihre Kräfte überschätzt, nicht auf eine glückliche Begünstigung durch ausserordentliche Umstände gerechnet und den gegnerischen Widerstand nicht unterschätzt hätte!

Die abmahnenden Rathschläge, welche die Unterhändler des Generals Blaznavac nach Bukarest überbrachten, erfreuten sich dort nur geringen Beifalls. Die turbulenten, kriegslustigen jungbulgarischen Legionaire, welche gleichzeitig von Belgrad dahin gekommen waren, vereitelten noch mehr jede besonnene Erwägung. Hadži Dimitri Jasenov, Spiro Gerov und Stefan Karadža stellten sich an die Spitze der Legion und beschlossen die Anziehungskraft des altbulgarischen Banners, des Löwen, auf die durch Rakovski und andere Emissäre seit lange bearbeiteten Massen nochmals zu erproben. Nicht wenig bauten sie dabei auf den moralischen Eindruck, den eine national uniformirte, streng militärisch ausgerüstete, disciplinirte Cohorte auf das Volk machen musste.

Bei Vardim, eine Stunde von Sistov entfernt, betrat die 150 Mann starke bulgarische Legion den Boden des zu befreienden Vaterlandes. Welch kühne Hoffnungen mochten wohl die Brust der jungen Leute geschwellt haben, als sie nach langer Zeit endlich den Fuss auf die heimathliche Erde setzten. „Freiheit oder Tod“ lautete die Parole! — Wie konnte, wie sollte aber ein Unternehmen glücken, welches materiell, strategisch und moralisch so sorglos, ohne alle Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse eingeleitet worden war.

Werfe ich einen Blick auf meine en détail gearbeitete ethnographische Karte Bulgariens, so ist es mir unerfindlich, wesshalb nach den traurigen Ergebnissen des Aufstandsversuches 1867, die Landung im Juni 1868 abermals bei Sistov erfolgte. Sicher führt von Sistov der kürzeste Weg in den ausschliesslich von kriegerischen Bulgaren bevölkerten, den Guerillakampf sehr begünstigenden Balkan. Der mindestens dreitägige Fussmarsch bis in seine Vorberge geht aber durch eine dichte moslim'sche, militärisch tüchtige, feindliche Bevölkerung, durch welche man unmöglich unbemerkt durchzuschleichen hoffen konnte. Im Gegentheile musste die Legion, ohne auf eine wesentliche Verstärkung ihrer Reihen durch Zuzüge aus dem nur drei reinbulgarische Dörfer zählenden Sistover Kreise rechnen zu können, schon am ersten Tage den Aufhalt ihres Marsches durch die türkisch-tscherkessisch-tatarischen Milizen mit Sicherheit voraussehen!

Die Legion hatte auch kaum die Höhen des von Bulgaren und Türken bewohnten Ortes Carovec (türk.: Tekir) erstiegen, als letztere die nahen moslim'schen Dörfer alarmirten. Der erste Zusammenstoss erfolgte in den Weingärten des kaum $1^1/_4$ Meilen vom Landungspunkte Vardim gelegenen bulgarisch-tatarischen Dorfes Sarijar. Die Legion focht hier glücklich und setzte ihren Marsch unter geringer Beunruhigung fort. Mittlerweile hatten jedoch die Behörden zu Sistov und Rusčuk ihre polizeilichen und militairischen Massregeln ergriffen.

Bald zogen türkische Nizam's, vereint mit den hier zahlreich angesiedelten Tscherkessen, heran und lange bevor noch die Legion das ersehnte Balkangebirge zu erreichen vermochte, kam es in dem Walde von Panu voinov zum Gefecht. Trotz tapferster Gegenwehr, erlag die Mehrzahl der Legionäre der allzugrossen Uebermacht. Fechtend zogen sich ihre Reste in die Defiléen von Gabrovo zurück, welche ihre Grabstätte werden sollten. Neben dem Anführer Hadži Dimitri waren die letzten jungen Leben erloschen; nicht ein Legionär war in die Hände der Türken gefallen; auch nicht einer hatte Pardon gegeben oder gesucht.

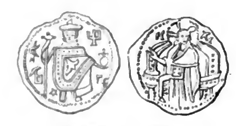
Das heldenhafte, todverachtende Benehmen der Legionäre wird von Christ und Türk gleich gerühmt. Auf das Tuna-Gouvernement machte es aber, vereint mit den verhältnissmässig riesigen Verlusten der paciscirenden Truppe, einen so tiefen Eindruck, dass die hohe Pforte, auf dessen Rath, sich nun eingehender mit den Wünschen der Bulgaren beschäftigte. Diese blieben, vor wie nach, einzig auf die Begründung einer vom griechischen Patriarchat autonomen Kirche gerichtet und der gesetzliche Weg wurde, trotz ihrer schleppenden Erledigung, welche erst im Jahre 1871 mittelst kaiserlichen Fermans erfolgte, auch nicht einen Augenblick verlassen.

Alles was später über Unruhen im Balkan u. s. w. grösstentheils nach serbischen Ausstreuungen verlautete, beschränkte sich auf ein, durch die schlaffe türkische Administration leider sehr begünstigtes Räuberunwesen, das sich fortwährend nicht nur aus der christlichen, sondern auch moslim'schen Bevölkerung recrutirt, welches aber jedes politischen Charakters entbehrt. Diesen nimmt es nur dann an, wenn Serbien irgend eine Streitfrage, z. B. wegen Mali Zvornik gegen die Türkei aufwirft. In solchen Fällen findet es durch seine Bukarester serbo-bulgarischen Agenten, stets einige Heisssporne, welche ohne Kenntniss der eigentlichen Tragweite ihres Beginnens, als missbrauchte Drücker auf die Pforte verwendet werden und deren strengen Gerichten später zum Opfer fallen. Dahin zählt der letzte Miniaturputsch zu Sofia (1873), in Folge dessen ein junger Pope, Namens Demeter Cincarli gehenkt und 60 Leute aus Sofia, Teteven u. a. Orten in die Verbannung nach Diarbekir in Klein-Asien gesandt wurden.

In diesem Augenblicke herrscht durch ganz Bulgarien äusserlich vollster Friede. So bedeutungslos aber vielen Politikern das Bulgarenvolk noch vor wenigen Jahren erschien, so gewiss wird es, man darf sich davon überzeugt halten, in den nächsten die Türkei bedrohenden Kämpfen, eine wichtige Rolle spielen. Aber auch zugegeben, dass ihm vielleicht in einem russisch-türkischen Kriege und zweiten Frieden von Akjerman die Abwerfung der Fremdherrschaft gelänge, so wäre damit noch lange nicht Alles erreicht. Eine kaum denkbare Nichteinmischung fremder Mächte ganz ausser aller Erwägung gelassen, bliebe dann noch die Auseinandersetzung mit den namentlich in Bulgariens Osten

zahlreich angesiedelten Muhamedanern: Türken, Tataren und Tscherkessen — man erinnere sich der unendlichen Schwierigkeiten, mit welchen dies unter viel günstigeren Verhältnissen in Serbien verbunden war —; ferner die Einrichtung einer geordneten Administration und Justiz bei, — wenn man den occidentalen Massstab anlegt — absolutem Mangel hierzu vorgebildeter nationaler Elemente, und endlich das nach meiner Ansicht Allerbedenklichste, die Feststellung der territorialen Grenzen gegenüber den serbisch-griechisch-albanesischen Ansprüchen, durchzuführen übrig, ehe der Lieblingsgedanke der Jungbulgaren und ihrer Freunde: die Wiederherstellung eines lebensfähigen, unabhängigen Staates „Bulgarien" sich verwirklichen könnte.

Dem Urtheil des Lesers sei jedoch nicht vorgegriffen. Er wird hoffentlich während der Lectüre dieses Werkes selbst die nothwendigen Einblicke gewinnen ob und in welchem Masse die politisch-ethnographisch-culturellen Bedingungen für ein neues staatliches Gemeinwesen am Balkan vorhanden sind!



Münze von Car Asan.

II.

ZUR ETHNOGRAPHIE

DER

BULGAREN.

Der Kampf ums Dasein bei den Völkern. — Germanisirung der Lausitzer Sorben. — Ueberschichtung der Finno-Bulgaren. — Verschiedene Ansichten über deren Ursprung. — Finno-bulgarisches Idiom und Schriftthum. — Staatliche, sociale und religiöse Verhältnisse der Finno-Bulgaren. — Deren Christianisirung. — Cyrillica. — Sitze der altbulgarisch-slavischen Stämme. — Gegenwärtige Ausdehnung der Bulgaren. — Terrain-Verlust an feindliche Elemente. — Emigrationen. — Ethnographische Karten. — Statistik. — Ethnologisches. — Alt- und neubulgarische Sprache. — Ihre Verwandtschaft mit dem Grossrussischen und Serbischen. — Volkstracht. — Costume und Lebensweise der bulgarischen Städter. — Ländliche Vergnügungen. — Tanz, Lied und Musik. — Die bulgarische Frau. — Haus und Hof. — Gastfreundschaft. — Sinn für Comfort. — Verschiedene Behandlung der Frau bei Bulgaren und Serben. — Urtheile über den Charakter der Bulgaren. — Erwachen des Nationalgefühls. — Standesgleichheit. — Beschäftigung. — Einfluss der türkischen Wirthschaft auf Fleiss und Arbeit. — Klima. — Bodenwirthschaft. — Viehzucht. — Gewerbe. — Kunstindustrielle Talente. — Mangel an Bildungsanstalten. — Russische Unterstützungen und Tendenzen. — Volkserziehung. — Aberglaube. — Feste und Fasten. — Neujahrswünsche. — Die „popovi Koleda". — Gebräuche am Dreikönigstag. — Altmütterchentag. — Käsefasten. — Reiner Montag. — Theodor-Samstag. — Baba Marta. — Schlangenglaube. — Grosse Fasten. — Lazarustag. — Palmsonntag. — Gründonnerstag. — Osterfeier. — Georgstag. — 1. Mai. — Peperudo rudole. — Fest der „samovilen" (Feen). — Sonnenwendfeier. — Die drei heissen Tage. — Mariä-Himmelfahrt. — Dimitrov den. — Wolfsfeiertage. — Andreastag. — Ignatiustag. — Weihnachtszeit. — Sylvesterfeier. — Neujahrstag. — Heiligenfeste. — Unglückstage. — Gebräuche und Sitten bei Geburt, Taufe, Verlobung, Heirath, Wittwenthum und Tod. — Seelenfeier. — Vampyrthum. — Talasamigeister. — Hexenglaube. — Brunnenfeen. — Schutzgeister. — Waldgespenste. — Neigung zum Mysticismus. — Trauriger Einfluss der Klöster. — Jungbulgarische Aufklärungs-Bestrebungen.

Seit Völker existiren, vollzieht sich das auf ethnographischem Gebiete den „Kampf ums Dasein" illustrirende Schauspiel, ihrer Aufsaugung durch Nationen, welche ihnen geistig oder physisch überlegen sind.

In Amerika, Australien und selbst in Europa sind unter unseren Augen zahlreiche schwache Stämme diesem fortdauernden Umwandlungs- oder Vernich-

tungsprozesse verfallen. Wie bei untergegangenen Continenten tauchen sie inselartig aus dem feindlich anstürmenden Elemente empor. Sicher ist jedoch ihr Untergang. Die sie umbrausende fremde Fluth nagt beharrlich an ihren Rändern und bald wird nur die Tradition mehr ihr einstiges Dasein bezeugen. Ein derartiges nahe liegendes Beispiel bieten die der unabänderlichen Germanisirung zueilenden Sorben der Lausitz *); obwohl ihre Lebensfristung durch verschiedene künstliche Mittel von aussen her versucht wird.

Im Gegensatze kennt die Geschichte aber auch Völker, die als Eroberer weite Gebiete unterjochten und trotzdem schon nach wenigen Jahrhunderten so vollkommen von dem besiegten autochthonen Elemente überschichtet worden waren, dass, gedächten nicht ihrer die Annalen, heute kaum irgend etwas an dieselben erinnern würde.

Auch die durch die Völkerstürme aus Asien nach Europa geworfenen finno-ural'schen Bulgaren zählen zu diesen letzteren, vom geschichtlichen Schauplatz verschwundenen Volksindividualitäten, welche den Philologen und Ethnographen viel beschäftigen.

Wie im vorausgegangenen geschichtlichen Abrisse erzählt wurde, fanden die von der Wolga abziehenden Bulgaren, bei ihrer Besitznahme des rechten mösischen Donauufers, dort slavische Stämme vor, welche von der Dobruča aufwärts gegen Westen bis zur Save siedelten. Wir sahen, wie sich die wilden Eroberer mit den Ackerbau und Viehzucht treibenden Slaven vermengten und durch Annahme ihrer Sprache, Religion und Sitte die eigenen nationalen Charaktermerkmale bald so vollständig einbüssten, dass Sieger und Besiegte schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts nur mehr ein Volk bildeten, — das von den Unterjochten sein individuelles Gepräge, von den Eroberern aber dessen noch heute fortlebenden Namen „Bulgaren“ empfing.

Dieser interessante Verschmelzungsprozess zweier in Race und Sitte ganz heterogener Völker vollzog sich in so erstaunlich kurzer Zeit, dass, trotzdem die unanfechtbarsten historischen Zeugnisse ihn bezeugen, doch manche Forscher in den Wolga-Bulgaren keinen finnischen; sondern nur einen slavischen Volksstamm erkennen wollten. Dass dies nicht der Fall, dass die Wolga-Bulgaren unstreitig finnischen Ursprungs, darüber kann nach den lichtvollen Ausführungen Šafarik's und Miklosich's, die man gewiss nicht antislavischer Tendenzen zeihen wird, heute wohl kaum der leiseste Zweifel mehr obwalten. In schlagendster Weise widerlegte namentlich Šafarik in dieser Richtung seine Vorgänger und ebenso deren auf Nicephoras Gregoras gestützte Ansicht, der Fluss Wolga hätte

*) Richard Andree, Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden Stuttgart, Julius Meyer. 1874.

den Bulgaren ihren Namen gegeben; denn auch andere überlieferte finnisch-ural'sche Völkernamen zeigen die Verbindung mit „gari“, „guri“ u. s. w., wie z. B. jene der Ungari, Uturguri u. A.

Wir haben es demnach in den heutigen Bulgaren — bulgarisch : B'lgar (sing.), B'lgare (plur.) — mit einem slavischen Volke zu thun, das vor etwa zwölf Jahrhunderten durch seine Vermengung mit dessen asiatischen Unterjochern, einen geringen Zusatz finnischen Blutes erhalten und deren Namen ererbt hat. Dieser Fall bietet nichts Ausserordentliches. Er wiederholte sich oft im Völkerleben. Wir erinnern nur an die ganz analogen Vorgänge in Nord-Italien, Russland, Frankreich u. s. w.

Die finno-ural'schen Bulgaren hinterliessen keine Schriftdenkmale in ihrer heimathlichen Sprache. So lange diese herrschte, scheinen sie die Schreibekunst nicht gekannt zu haben. Auch ihre Gesandten an den byzantinischen Hof überbrachten, wie Procopius berichtet, nur mündlich die Aufträge ihrer Fürsten. Wenige vereinzelte Worte im heutigen Bulgarischen, dann die uns von griechischen Chronisten überlieferten Namen von Fürsten und Bojaren der ersten finno-bulgarischen Epoche (7.—10. Jahrh.), z. B. die Führernamen: Kotragus, Asparuch, Umarus, Krumus, Boris u. A., ferner einige Ortsnamen wie: Bulgar, Čelmat, Brahim u. s. w., bieten dem Philologen geringe Anhaltspunkte zur Aufhellung der Abkunft jener Finno-Bulgaren, die nach Šafarik's historischen Forschungen im hohen Norden zwischen Slaven und Finnen vor ihrer Wanderung gesessen hatten.

Gestützt auf eine Reihe fremdartiger Worte im heutigen Rumänischen (Walachischen), hält Prof. R. Rösler*) die finnischen Bulgaren für einen „Samojedenstamm.“ — Dem gegenüber äussert der Philolog Prof. Friedrich Müller**): „Wir halten bei den mangelhaften Publicationen über den Wortschatz der finnischen Sprachen die Angelegenheit noch nicht für spruchreif.“

Sind wir somit über die eigentliche Wiege der zuletzt vom Wolgaflusse herabgezogenen Bulgaren nach wie vor im Unklaren, so scheint es andrerseits ziemlich sicher, dass die heidnischen Bulgaren auf ihrem Wege nach der Donau und theilweise wahrscheinlich erst im 8. Jahrhunderte sich islamitischen Institutionen zugewendet haben. Von den an der Wolga Zurückgebliebenen ist dies durch Frähn***) unzweifelhaft erwiesen worden und zum mindesten war auch das Heidenthum der Donau-Bulgaren stark mit moslim'schen Bräuchen versetzt. Dies bezeugt ein hochwichtiges Denkmal, beinahe das einzige, welches uns über Sitten,

*) Romänische Studien, 1871. S. 259.

**) Allgemeine Ethnographie, 1873 S. 352.

***) Mém. de l'Academie de St. Pétersbourg, Série VI. tom I.

Denk- und Lebensweise und manche staatliche Einrichtung der finno-ural'schen Bulgaren fragmentarisch belehrt. Es sind die von den Bulgaren dem römischen Papste in Sachen des Glaubens im Jahre 866 vorgelegten Fragen, welche in ihrer Originalfassung mit den von Nicolaus I. ertheilten Antworten in den acta conciliorum V. veröffentlicht wurden.

Mit Hinweglassung der rein kirchlichen Fragen, will ich es hier versuchen, das Interessanteste, auf Herrscher, Staat, Krieg, Justiz und Sitte der finnischen Donau-Bulgaren Bezügliche zusammen zu fassen.

Die an den Papst gerichteten Fragen sprechen deutlich dafür, dass die bulgarischen Herrscher sehr absolut regierten. Sie sonderten sich durch ein strenges Ceremoniell von ihrer Umgebung ab, um dadurch den Eindruck ihrer Würde zu erhöhen. „Wenn", lautet eine Frage, „unser Landesherr der Sitte gemäss bei der Mahlzeit auf einem Lehnstuhle zu Tische sitzt, so setzt sich Niemand zu ihm, auch dessen Gemahlin nicht, wir aber sitzen und essen auf dem Fussboden. Was soll man jetzt thun?" Der Papst antwortete: dies bezieht sich nicht auf kirchliche Angelegenheiten, übrigens ist diese Sitte nicht schön. Die Frage: „Wie soll man mit jenen verfahren, welche sich gegen den Herrscher empören?" zeigt andrerseits, dass die Grossen wohl oft das strenge Regiment des „Chagan's" zu brechen suchten.

Vaterlandsverrath wurde als eines der schwersten Verbrechen angesehen. Dies beweisen die Fragen: „Wie soll man einen freien Menschen richten, der bei seiner Flucht aus dem Vaterlande ergriffen wird?" Dann: „Nach unserer Sitte befindet sich bei uns an der Grenze unseres Landes fortwährend eine Wache und wenn ein Sclave oder ein Freier über die Grenze flieht, so überliefert ihn die Wache ohne Weiteres dem Tode. Was haltet ihr davon?" Die Liebe zum heimathlichen Boden leuchtet auch aus der Frage: „Darf man den im Kampfe Gefallenen auf das Verlangen seiner Verwandten und Bekannten nach seinem Geburtsorte zum Begräbniss bringen?" —

Aeusserst streng lauteten die Kriegsgesetze, darauf hin deuten die Fragen: „Es ist bei uns Sitte, dass unser Herrscher durch einen Mann von erprobter Treue und Klugheit die Waffen, Pferde und alles zum Kampfe Nöthige vor der Schlacht besichtigen lässt. Findet sich nun bei Jemandem etwas in schlechtem Zustande, so wird er hingerichtet. Was ist in dieser Beziehung jetzt zu thun?" ferner: „Wie soll man mit jenen verfahren, welche vor der Schlacht die Flucht ergreifen, oder die zur Zeit, wo sie zum Abmarsche Befehl erhalten, sich ungehorsam zeigen?" Die Bulgaren kämpften unter dem Feldzeichen des Rossschweifes — der Papst empfahl das Kreuz. Vor der Schlacht waren Beschwörungen, Gesänge und die Auslegung gewisser Vorzeichen üblich, und nach ihrem Ausfalle wurde die Zeit des Angriffs bestimmt.

Die Bulgaren verlangten vom Papste ausser Regeln über ihr Verhalten zu benachbarten christlichen und heidnischen Völkern, über Krieg und Frieden mit solchen, auch weltliche Anordnungen zu erhalten und die in dieser Richtung gestellten Fragen zeigen, dass ihr Rechtssinn schon zu jener Zeit sehr entwickelt gewesen ist. Sie fragen: „Wie soll man einen Vatermörder richten? wie den unfreiwilligen Mörder? wie den, der im trunkenen Zustande Jemanden verwundet oder tödtet? wie den, der Jemanden verschneidet? der einen Mann oder eine Frau entführt? der mit einem fremden Weibe gefunden wird? der mit einer Anverwandten Blutschande treibt? Wie soll man mit einem Weibe verfahren, welches wider den Mann Böses beabsichtiget, thut oder spricht? Wie mit lügenhaften Anklägern? Wie mit Jemandem, der eine Todsünde begeht? Wie mit einem Verbrecher, der sich in eine Kirche flüchtet? Die Antworten des Papstes suchten überall einer milden Justiz Bahn zu öffnen; denn die bei den Bulgaren übliche war in hohem Grade grausam. „Wenn man einen Dieb oder Räuber gefangen nimmt und dieser leugnet, so wird er nach unserer Sitte von dem Richter mit einem Stocke so lange auf den Kopf geschlagen und mit einem spitzen Eisen in die Seite gestochen, bis er bekennt. Was soll man jetzt thun?" Der Papst antwortete: Solches soll man durchaus unterlassen, das Geständniss muss ein freiwilliges sein!

Wenn nicht schon früher, so hatte doch jedenfalls mit der Neigung zum Islam Vielweiberei bei den Bulgaren Eingang gefunden. Sie fragen den Papst: Ob man zwei Weiber haben dürfe? welche Verwandtschaftgrade bei der Ehe beobachtet werden sollen? ob es wie früher gestattet sei, den Frauen Gold, Silber, Ochsen, Pferde u. s. w. zur Mitgift zu geben?

Dass die Sclaverei bei den finnischen Bulgaren üblich war, beweisen die Fragen: Wie soll man mit einem Sclaven verfahren, welcher seinen Herrn verleumdet? der ihm entflieht, aber freiwillig zu ihm zurückkehrt? u. s. w.

Schwüre wurden auf ein Schwert geleistet, welches man vor dem Eidleistenden in den Boden steckte. „Wobei sollen wir jetzt schwören?" frugen sie den Papst. „Bei Gott und dem Evangelium" antwortete Nicolaus I.

Solche tiefgewurzelte Verquickung von Heidenthum mit Islamismus gestaltete die Bekehrung der Bulgaren für die von Rom und Byzanz abgesandten Apostel zu keiner leichten Aufgabe (Cap. I. und IV.). Erst nach vielfachen Kämpfen fand die Christuslehre Eingang. Mit ihr erhielten die im 9. Jahrh. bereits vollständig mit der slavischen autochthonen Bevölkerung verschmolzenen Bulgaren statt der nothdürftig aus Strichen, Kerben, römischen und griechischen Buchstaben hergestellten Zeichenschrift, das cyrillische Alphabet und das Slavische wurde nun die allgemeine Schriftsprache der Bulgaren.

Šafarik, der verdiente Slavist, dem wir so viele Aufklärungen über die

Wanderungen und Sitze der alten Slaven verdanken, giebt auch in seinen hochwichtigen Studien über die Niederlassungen der altslavischen Stämme Bulgariens manche zerstreute Daten *). Es wäre eine lohnende Aufgabe für slavische Forscher gewesen, dieselben in vermehrtem Masse als bisher zu vervollständigen. Vielleicht geschieht dies bald von Seite der heranreifenden bulgarischen Historiker. Aus den lückenhaft gebliebenen spärlichen Materialien fällt es schwer, mehr als ein skizzenhaftes topographisches Bild der Wohnsitze der altslavisch-bulgarischen Stämme zu gruppiren. Versuchen wir es.

Die ganze Osthälfte des heutigen Fürstenthums Serbien scheint im 10. Jahrhundert von drei oft genannten slavischen Stämmen: den Timočiani, Kučani und Braničevci bewohnt gewesen zu sein. Neben diesen gab es zwischen der serbischen und bulgarischen Morava eine Landschaft „Morava" (Nieder-Mähren) genannt. Eine ihrer Städte hiess Moravisdos und wird bei Kinnamos 1018 erwähnt. Besondere Districte bildeten das Gebiet der Nikava (Nišava) mit der Hauptstadt Niš. Mehrere theilweise noch heute an der Donau blühende Städte und Orte waren gleichfalls schon in jenem Zeitraume berühmt, wie z. B. Bjelgrad, Braničevo (gegenwärtig Kostolac), Chram (Rama), B'din (Vidin), Dristra (Silistria); ferner mehrere Städte im Innern wie: Preslav (das heutige Eski Stambul), Kozlidža (Kozludža), Trnov (Tirnovo) u. A.

Im eigentlichen Thracien lagen die Landschaften: Zagorje (an den südöstlichsten Hängen des Hämus) mit ihren aus byzantinischen in bulgarischen Besitz übergegangenen Seestädten Anchioli (Ahiolu) und Mesembria (Misivri), dann der Gau Dragovicia am gleichnamigen Flusse, mit dem alten Bischofssitze Philippopolis (Filibe); ferner Morrha und an des Rhodops Hängen Berzicia. Auf der Scheide Thraciens und Macedoniens lag die Landschaft Smolenj am M'staflusse, am oberen Vardar der Gau Polog und am Perim-dagh ein District Zagorje, dieser Landschaftsname kehrt noch öfters und auch in Thessalien wieder. Oft gedenken auch die alten Schriftsteller der slavischen Stämme der Vajuniten und Runchiner. Manche ihrer Städte existiren heute noch, z. B. Priljep (Prilipe), Veles, Bitol (Bitolia-Monastir) u. A.

Auch im östlichen Thessalien und Albanien siedelten schon vor alter Zeit einzelne slavische Tribus, so die Velegeriten, ein durch fleissigen Ackerbau vielgerühmter Stamm. Zu ihren Städten zählten: Ohrid (Ohrida, am gleichnamigen See), Bjelgrad (Arnaut-Berat), Struga u. A. Durch alte Zeugnisse und Fallmerayer's Forschungen ist es übrigens erwiesen, dass auch der Norden des heutigen Griechenlands einst von bulgarischen Slaven bewohnt war. Ihre Hauptstämme bildeten die Milenccr und Jezerecr. Der ersteren wird noch zu Beginn

*) Slavische Alterthümer (S. 196 — 236).

des 13. Jahrhunderts gedacht, wo sie von Wilhelm, dem Sohne Ville-Hardouin's, unterjocht wurden.

Vergleichen wir mit diesen hier angedeuteten Linien, innerhalb welcher sich die Gaue der altslavischen Stämme im Osten und Süden der illyrischen Halbinsel ausdehnten, mit dem Territorium, welches die heutigen bulgarischen Slaven bewohnen, so sehen wir mit Erstaunen, dass die letzteren, trotz ungünstiger Verhältnisse und ungeachtet die türkische Sturmfluth mit ihrer ungebrochensten Kraft zunächst über sie hinweggerollt, gegen einst, nur verhältnissmässig geringes Terrain verloren haben. Ja, sehen wir von der allerdings durch Serben, Griechen, Albanesen und Türken etwas stark benagten Peripherie ab, so lässt sich behaupten, dass sich das Bulgarenvolk in vollkommener Integrität in seinen, vor der türkischen Eroberung inne gehabten Sitzen bis heute erhielt.

In achtunggebietenden compacten Massen und nur sporadisch mit fremden Nationalitäten gemengt, wohnt das Bulgarenvolk namentlich von der serbischen Grenze bis zur Yantra, der bulgarischen Morava und dem mittleren Laufe der Marica; ferner an den Hängen des West-Balkans. Ausserhalb dieses Gebietes treten die Bulgaren wohl noch westlich von der Marica bis zum Ohridasee in grösserer Zahl als ihre türkisch-albanesisch-griechischen Nachbarn auf, doch erst neuestens, mit der Erstarkung des Nationalgefühls und der Lossagung von allem Griechenthum, erscheint ihr Zurückweichen in diesen Gebieten nunmehr zum sicheren Stillstande gebracht. Der altbyzantinischen Tradition eingedenk, hatte das speculative griechische Handelsvolk die Bulgaren stets nach Möglichkeit von den Küsten zurückgedrängt. Nur bei den heute handelspolitisch hervorragend wichtigen Häfen Varna und Salonik erreichen sie das Meer.

Noch mehr Terrain haben ihnen in diesem Jahrhundert aber die von ihren steilen Bergen herabsteigenden kriegerischen Albanesen im Westen abgenommen. Sie nisteten sich allmälig in den fruchtbaren Thälern der Toplica, am oberen Vardar, bis zur bulgarischen Morava ein. Die meisten Orte tragen dort bulgarische Namen; ihre slavische Bevölkerung ist aber vor dem physisch stärkeren albanesischen Elemente allmälig zurückgewichen. Das alttürkische Regiment fand keine Ursache sie zu schützen, im Gegentheile sah es gerne das Vordringen seiner allezeit kampfbereiten, glaubensverwandten Verbündeten gegen die Emancipationsgelüste der christlichen Rajahvölker.

Seit nahe fünfzehn Jahren, trachtet die Pforte auch durch Colonisirung krimm'scher Tataren und der von den Russen zur Auswanderung gedrängten kriegerischen Tscherkessen, auch von Norden her, weitere mächtige Keile in das Fleisch der grossen Bulgarenmasse planmässig zu treiben. Auch die Einwanderung romanischer, mit der walachischen Bojarenwirthschaft zerfallener Colonisten entlang dem bulgarischen Donauufer wurde von ihr stets begünstigt.

In solcher Weise von allen Seiten durch feindliche Elemente zurückgestaut, suchte das Bulgarenvolk, ähnlich einem angeschwollenen Landsee, nach einem Abflusse. Es sucht und findet ihn nach verschiedener Seite. Zahlreiche römisch-katholische Bulgaren waren schon früher, wegen religiöser Bedrückung durch den griechischen Klerus, nach Ungarn und Romanien, zuletzt zu Beginn unseres Jahrhunderts, ausgewandert. Später, als Serbien seine Unabhängigkeit sich errungen hatte, übten dessen Donaukreise eine zauberhafte Anziehungskraft auf die mit Pascha- und Fanar-Regiment unzufriedene Rajah. Noch in neuester Zeit sind Hunderte Familien dahin gewandert. In Serbien büssten jedoch die stamm- und sprachverwandten Bulgaren bald ihre Nationalität ein. Nur wenige Ansiedlungen, wie Bugar-Korito und Vratarnica im Knjaževacer, Veliki-Izvor im Zaičarer, Šarbanovce und Milušince im Alexinacer Kreise, bewahrten die Sprache der Heimath. Aus diesem Grunde wird auch neuestens die Emigration auf serbisches Gebiet von den Jungbulgaren zu verhindern gesucht. Sie protestirten auch 1874 öffentlich dagegen, dass Serbien in den letzten Jahren mit den verschiedensten Mitteln an dessen Südgrenze eine lebhafte Agitation vom schwarzen Drin bis zum Timok unterhielt, um sich auf Kosten der Bulgaren sprachlich und numerisch auszudehnen!

Auch auf das walachische Ufer hatten zu allen Zeiten zahlreiche Uebertritte stattgefunden. Die arbeitstüchtigen, im Landbau erfahrenen Bulgaren wurden dort stets von Regierung und Bojaren freudig aufgenommen. Aber auch dort ereilt sie das gleiche Schicksal wie in Serbien. Sie verschwinden in der Masse des romanischen Volkes, das von jeher eine grosse Befähigung zur Aufsaugung slavischen Blutes bewiesen hat, wie ich dies schon im Jahre 1863*) erörtert und 1868 in meinem „Serbien" ausführlicher dargelegt habe.

Eine letzte grosse Exodus von 10,000 Seelen folgte früheren, im Jahre 1861 nach der Krim. Ursachen und Resultate dieses an die Völkerwanderung mahnenden Schauspiels sollen im II. Buche, Capitel IX. erzählt werden.

Alle diese seit Jahrhunderten fortgesetzten Kämpfe und die durch sie nothwendig hervorgerufenen territorialen Aenderungen gelangen auf Consul Lejean's ethnographischer Karte der europäischen Türkei und auch auf Prof. Bradaska's Karte der Südslaven nicht genügend zum Ausdruck. Beiden in Petermann's Geogr. Mitth. erschienenen, sehr verdienstlichen Arbeiten fehlten genauere detaillirte Unterlagen. Wie schwierig aber solche zu erheben, sollte ich auf meinen Reisen zur Genüge erfahren. Meine vollkommen neue ethnographische Karte Donau-Bulgariens und des Balkans wird zum ersten Male für ein grosses Gebiet der Türkei die an Ort und Stelle für jedes einzelne Dorf erhobenen Nationalitäts-

*) Die Zinzaren. Mitth. der Wiener geogr. Gesellsch. 1863.

verhältnisse klar stellen, und hoffentlich gleich sehr für die Wissenschaft als für den praktischen Politiker lehrreich sich erweisen.

Aehnliche Unsicherheit wie über die Ethnographie des türkischen Staates, herrscht auch über dessen wichtigste Verhältnisse, bei welchen genaue statistische Daten in Frage kommen. Vergebens forscht man nach solchen in den zahlreichen Bureaus der hohen Pforte oder der Provinzorgane. Man ist selbst heute noch über die Gesammtzahl der Bevölkerung, und selbstverständlich auch über die Stärke der einzelnen Nationalitäten vollkommen auf Vermuthungen und Schätzungen beschränkt! Bei dem eigenthümlichen türkischen Besteuerungssystem sind Frauen und Kinder für die sultanliche Regierung fiscalisch ganz werthlos — und nur in dieser Richtung bewegt sich die höchst mangelhaft geführte officielle Statistik.

Unter solch ungünstigen Verhältnissen fällt es schwer, selbst nur approximativ die numerischen Verhältnisse der einzelnen Völkertheile der Türkei zu bestimmen. Je nach dem Interesse des Einzelnen wird die Zahl der Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten in übertriebenster Weise erhöht oder vermindert, und auch Beamte und Geistliche, bei welchen man die Wahrheit zunächst gewöhnlich sucht, machen, da sie gleichfalls Partei, in dieser Beziehung keine Ausnahme. Wollte man die von patriotischen Türken, Serben, Bulgaren, Griechen, Zinzaren, Albanesen und Armeniern je einzeln für sich in Anspruch genommenen Zahlen zusammenstellen, so müsste die Türkei das bestbevölkertste aller europäischen Länder sein. Dies ist aber bekanntlich weit entfernt der Fall. Selbst in den halbsouveränen Fürstenthümern, wo genaue Zählungen vorgenommen werden, beträgt die Durchnittszahl heute kaum mehr als etwa 1800, ja für Serbien sogar nur 14 — 1500 Seelen pro □ Meile und wir dürfen für die europäische Türkei im Durchschnitte keine dichtere Bevölkerung annehmen.

Wie in ethnographischer, hoffe ich auch in statistischer Beziehung am Schlusse dieses Werkes mindestens für „Donau-Bulgarien“ die hier berührten Verhältnisse auf Grundlage meiner Forschungen klarer stellen zu können. Im Allgemeinen dürfte die Gesammtzahl aller in der Türkei lebenden Bulgaren nahe 5 Millionen erreichen. Die Bulgaren selbst pflegen dieselbe aber gewöhnlich mit 6, ja mit 7 Millionen zu veranschlagen! Eine Ziffer, welche ich, gestützt auf zahlreiche Daten, für viel zu hoch gegriffen erklären muss.

Im westlichen Balkan, dort wo der Bulgare ausschliesslich das Terrain seit jeher behauptete, wo man nur äusserst selten eine nichtslavische Niederlassung findet, wo also die bulgarische Bevölkerung so ziemlich rein im Blute geblieben ist, gelangt auch der ihr eigene Typus am unverfälschtesten zum Ausdruck.

Der Bulgare ist gewöhnlich gedrungener von Gestalt als der Romane und Grieche. Seine Körperformen sind musculös, auch sieht man mehr magere als

fette Leute. Die Schädelform wechselt, doch neigt sie mehr am Hinterhaupt einer spitzen Verjüngung zu. Das Gesicht bildet oft ein schönes Oval, die Stirne hängt etwas vor, die Nase erscheint mehr geradlinig als gebogen, die Augenlider sind enger gespalten als bei den anderen Südslaven, was die Augen des Bulgaren etwas kleiner erscheinen lässt. Uebereinstimmend mit dessen vorherrschend friedlichem Charakter spiegelt sich in ihnen mehr Güte als Muth und Energie. Die Augenbrauen sind kräftig entwickelt, das Haupthaar schlicht und von blonder Farbe, geht nur selten in dunkle Tinten über. Der Gesichtsausdruck im Ganzen verräth manchmal eine nicht gewöhnliche Intelligenz, immer aber Ernst und Beharrlichkeit, Eigenschaften, die der Bulgare in Landbau, Industrie und Gewerbe oft in staunenswerther Weise bethätiget. In den stärker vorspringenden Backenknochen und engegeschlitzten Augen dürfen wir wahrscheinliche Ueberbleibsel aus der Blutmischung mit den finno-ural'schen Eroberern erblicken.

Das weibliche Geschlecht ist von mittlerem Wuchse, in jüngeren Jahren zeigt es hübsche Gesichtszüge, in manchen Gegenden, z. B. in einigen Bezirken zwischen dem Vid und Ogust, ist es sogar schön und von üppigen Formen. Leider thut die orientalische Sitte des Schminkens dem von Natur frischen, etwas tief gefärbten Teint starken Abbruch. Mit der Verheirathung verschwinden aber alle diese ursprünglichen Reize unter dem Drucke harter physischer Arbeit, die auch bei den Bulgaren, wie bei allen Südslaven, auf den Frauen lastet. Die Formen verlieren bald ihre Rundung und nur im raschen elastischen Schritt erinnert die zwanzigjährige Frau an das siebzehnjährige Mädchen.

Noch geringere Niederschläge, als in des Bulgaren Physis, hat die Kreuzung mit dem finnischen Stamme in seiner Sprache zurückgelassen. Das Finnischbulgarische und das Slavische gehören gleich heterogenen Sprachstämmen an, wie das Arabische und Spanische. Hier wie dort vermochte sich nach einem allgemein gültigen Naturgesetze aus der Kreuzung dieser Sprachen kein neues Idiom zu entwickeln. Unvermittelt standen und verharrten sie gegenseitig sich abstossend nebeneinander.

Dieser gänzliche Untergang des Idioms der bulgarischen Eroberer aus dem Ural, neben der Sprache der besiegten Slaven, bildet ein höchst merkwürdiges Phänomen, welches dafür spricht, wie wenig die Etymologie für sich allein berufen ist, in der Völker-Physiologie das Wort zu nehmen. Es rechtfertigt die Bedenken gegen manche, von einzelnen Sprachforschern in den letzten Jahren mit allzugrosser Zuversicht aufgestellte Folgerung und bekräftigt die von einsichtigen Philologen gewürdigte Thatsache, dass ethnographische Probleme sich nur mit Unterstützung der Geschichte und Ethnologie lösen lassen.

Das von den Slavenaposteln geschaffene slavisch-bulgarische Schriftthum nahm unter einigen culturfreundlichen Fürsten, namentlich unter Simeon, dem

Sohne des ersten christlichen Fürsten Boris, einen vielverheissenden Aufschwung und trug sicher wesentlich dazu bei, den Gebrauch des finno-bulgarischen Idioms gänzlich zu verdrängen. Nach den Urtheilen der bewährtesten slavischen Linguisten steht der grammatische Bau dieser altbulgarisch-slavischen Schriftsprache unter allen slavischen Idiomen der grossrussischen Mundart am nächsten. Mit dem Falle des bulgarischen Reiches verlor sie aber ihre ursprüngliche Reinheit. Gleich dem Lande wurde sie durch serbische, griechische, romanische, albanesische und türkische Elemente überfluthet und selbst dem Etymologen wird es gegenwärtig schwer, in ihr die Sprache der Slavenapostel zu erkennen.

Trotz alledem und obwohl das Bulgarische in Manchem, z. B. durch den mangelnden Infinitiv, durch den Gebrauch des Artikels u. s. w., von anderen slavischen Sprachen abweicht, zählt es zu diesen, und eine früher oft beliebte Annahme, es gehöre zu den finnisch-tatarischen Idiomen, beruht auf vollster Unkenntniss desselben. So vielfach verändert also auch dies Neubulgarische — auf dessen Literatur ich an anderer Stelle zurückkommen werde — blieb es doch dem Russischen nahe verwandt und auch Serben und Bulgaren wird es leicht, sich nach einiger Uebung mit einander zu verständigen. Neuestens entstanden verschiedene Lehrbücher der bulgarischen Sprache; doch leiden sie meistens an dem Fehler, dass sie die Volkssprache zu wenig berücksichtigen und dieselbe an russische oder serbische Sprachgesetze binden wollen. Man nimmt übrigens an, dass in der Gegend von Kalofer am Balkan das Bulgarische am reinsten gesprochen wird.

Wie in Sprache, Gesichtsbildung, Berufs- und Sinnesweise, sondert sich der Bulgare auch in der Tracht von seinem serbischen Nachbar. An die Stelle des in Serbien noch allgemein auf dem Lande üblichen Fes tritt bei ihm die Ćubara, eine kalpakähnliche Mütze aus dunklem oder lichtem Schaffell, unter welcher das Kopfhaar lang oder als Zopf nach rückwärts geflochten herabhängt. Gleich den Alttürken scheeren auch die älteren Bulgaren ihr Kopfhaar bis auf einen langen Haarbüschel am Scheitel. Es ist dies eine Sitte, die auch bei den finnischen Bulgaren, Ungarn u. A. üblich war und noch heute bei den Morlaken, Albanesern, Montenegrinern und älteren serbischen Bauern gebräuchlich ist.

Der Bulgare trägt ein weitärmeliges Hemd, am Brustschlitz und an den Schultertheilen mit äusserst zierlichen, bunten Stickereien ausgenäht; lichte, weitgeschnittene Beinkleider, im Sommer aus Leinen, im Winter aus weissem Abbatuch, welche unter dem Knie mittelst rother Wollbänder oder Lederriemen festgemacht werden, und einen rothen Leibgürtel, von dem an der linken Seite gewöhnlich ein zu allen Diensten verwendbares, in einer Scheide verwahrtes Messer herabhängt. Vor Kälte schützt eine, bei den Wohlhabenden mit schwarzem Schnürwerk verzierte Jacke oder ein langer Rock, beide gleichfalls von

Abbatuch, und im strengen Winter ein Schafpelz, Kapuzenmantel oder eine dicke Kotze. Als Fussbekleidung werden grösstentheils selbstfabricirte Bundschuhe oder auch Babuschen (türkische Schuhe) getragen. Uebrigens besitzt jeder District im bäuerlichen Anzuge eine oder die andere abweichende Eigenthümlichkeit. Das Costum des städtischen Bulgaren der niederen Classe unterscheidet sich nur von dem hier geschilderten durch die dunkleren Tuchfarben und den Fes. Kaufleute, Aerzte, Lehrer, sowie Alles, was zur Intelligenz zählt, haben jedoch in letzter Zeit das europäische Kleid adoptirt.

Besonders auffallend ist die grosse Mannigfaltigkeit in der äusseren Erscheinung der bulgarischen weiblichen Landbevölkerung. Beinahe jeder Kreis hat, wie wir weiter sehen werden, seine besondere Tracht. Im Allgemeinen flechten die bulgarischen Frauen das sie auszeichnende, oft künstlich dunkel gefärbte, üppige Haar in grosse Zöpfe, welche sie mit reichem Zierrath an Blumen, Münzen und Bändern geschickt anzuordnen wissen. Schon dieser Kopfputz ist je nach der Landschaft bei Mädchen und Frauen verschieden. Besondere Sorgfalt verwenden beide auf die mit bunter Wolle oder Seide von ihnen selbst ausgeführten Stickereien an Brust, Achseln und Aermelenden des oben weit geschlitzten, stets reinen weissen Hemdes, welche in ihrer mannigfaltigen Abwechselung und Schönheit eine reiche Fundgrube von Ornamenten selbst dem erfindungsreichsten europäischen Musterzeichner bieten könnten. Der Rock aus selbst gewebtem, dickem, farbig gestreiftem Wollenstoff wird in enge Falten gelegt, darüber wird eine ebenso gearbeitete, in Fransen auslaufende Schürze vorne und oft rückwärts getragen. Manchmal auch solche ohne Rock allein über dem lang herabfallenden Hemde, was bei den hübsch gebauten Mädchen die Körperformen deutlich hervortreten lässt. Rock und Schürzen werden um den Leib durch einen Gürtel (pojas) zusammengehalten, welcher gewöhnlich mit grossen, kreisrunden oder palmenförmigen Spangen aus Metall- oder Perlmutterarbeit geziert ist. Oft sind es Erbstücke aus massivem Silber gegossen oder in Filigran emaillirt und mit Steinen ausgelegt, ganz bewunderungswürdig gearbeitet. Noch manch anderen, echten und unedlen Schmuck, Armringe, Ohrgehänge, Ringe liebt die bulgarische Frau. Sie behängt sich mit jedem möglichen Zierrath, namentlich mit Blumen-, Münzen- und Perlenschmuck, doch beinahe immer instinctiv in malerischer geschmackvoller Weise, welche auf einen angebornen Farben- und Formensinn schliessen lässt. Anders verhält es sich mit der Frauentracht in den Städten; durchschnittlich zeigt sie ein unerquickliches Gemenge von nationaler, türkischer und europäischer Mode. Der Kopfputz mag immerhin passiren, er hat mit dem serbischen grosse Aehnlichkeit, ebenso die Umhüllung des Oberleibes mit dem kurzen goldgestickten, oft pelzverbrämten seidenen Jäckchen. Ungraziös im höchsten Grade sind aber die weiten, sackartigen Pluderhosen, in welchen die Beine stecken.

Dieses echt moslim'sche Kleidungsstück reicht bis zu den Knöcheln und verhindert jede freiere Bewegung. Die jüngere, in Pest, Wien, Paris erzogene Generation hat jedoch mit der alten Tradition gebrochen. Sie erobert der europäischen Mode täglich ein immer mehr wachsendes Gebiet und die Wiener Confectionsgeschäfte werden bald die bulgarischen Schönen zu ihren besten Kunden zählen. In den reicheren Familien huldigen die Eltern wohl noch nationalem, oder richtiger orientalischem Brauche, die Jugend beiderlei Geschlechts, von deutschen und französischen Erziehern geleitet, emancipirt sich aber in Allem und Jeglichem und oft nur allzu sehr von altpatriarchalischer Tradition und Sitte.

In vielen Häusern hat der französische Roman Eingang gefunden. Neben classischer Musik ertönen weit mehr Strauss' und Offenbach'sche Weisen. Die jungen Leute spielen französische und auch in's Bulgarische übersetzte fremde Stückchen. Billard- und Kartenspiel wird in den Cafés cultivirt und in den Donaustädten verfehlen böhmische Liedersängerinnen und Musikanten selten ein dankbares Publikum anzuziehen. Im Ganzen herrscht jedoch in den städtischen bulgarischen Kreisen ein wohlthuender, durch die immer grösseren Anklang findende deutsche Literatur geförderter, ernster Ton, welcher mit dem, am jenseitigen walachischen Ufer im gesellschaftlichen Leben zu Tage tretenden grell contrastirt und die tiefgehenden Unterschiede des slavischen und romanischen Volkscharakters auch den weniger mit beiden Vertrauten leicht erkennen lässt.

Ganz besondere Empfänglichkeit zeigt der bulgarische Städter für die Reize des ländlichen Lebens. Erübrigt er eine Mussestunde, so pilgert er gerne, am liebsten mit seiner Familie und guten Freunden, hinaus in die das Stadtweichbild umsäumenden Gärten. Dort zwischen Reben und Obstbäumen, im kühlen Schatten eines Kiosk oder im Walde auf grünem Hange am rauschenden Bache gelagert, unterhält er sich gerne in ungebundener Fröhlichkeit mit heiterem Spiel, Gesang und Tanz. Ein Dudelsack, eine Violine oder Flöte (svirka) findet sich immer und überall und ein oder das andere Mitglied der Familie ist stets musikalisch.

Am beliebtesten in Stadt und Dorf ist der alte Nationalreigen „Horo“. Er hat mit dem griechischen Labyrinthtanz und mit dem serbischen „Kolo“ grosse Aehnlichkeit und wird gewöhnlich nur im Freien getanzt. Mädchen und Bursche schliessen zuerst eine Kette. Sie gleicht einem bunten Bande, das sich stets zwei Schritte vor und einen nach rückwärts bewegt. Das Tempo wird allmälig rascher und die beiden Flügel suchen sich mit energischeren Schritten einander zu nähern. Der Ring schliesst sich endlich, um bald sich wieder zu lösen und aufs Neue suchen die Flügel die Vereinigung wieder zu erstreben. Im hübschen Wechsel der Figuren, welche das Band beschreibt, in der Elasticität, mit welcher man dem Rhythmus der Musik folgt, äussert sich der Hauptreiz des Tanzes. Es

giebt auch einen Solotanz, eine Art Polonaise, der immer nur von einer Tänzerin, dann auch einen Tanz zu zweien, welche im raschen Tempo ausgeführt werden; ferner der etwas groteske Bärentanz (račinica), bei dem ein in Bärenfell gesteckter, den Bär in Stimme und Bewegung imitirender munterer Bursche von den Tänzern unter Schreien und Scherzen umsprungen und geneckt wird.

Noch heute ist der Bär ein stabiler Bewohner des bulgarischen Hochgebirges. Sein Fell wird als Trophäe betrachtet und auch im altbulgarischen Volksliede spielt er eine grosse Rolle, z. B. in dem Heroengesange von „Jovanco Krim Pelivanco.“ In dieser, wie in anderen Verherrlichungen der nationalen Helden, z. B. des berühmtesten „Deli Marko“, wird beinahe ausschliesslich der Sieg roher Kraft gefeiert. So zeigt man bei der „careva niva“ Sistov's einen Stein, welchen Deli Marko von Nikopoli dahin geschleudert haben soll. Alle diese Heldenfabeln ergehen sich im breitesten Materialismus, es fehlt ihnen, wie der Leser aus einigen, später mitgetheilten Uebertragungen sehen wird, jeder ideale Schwung und vom Cultus holder Frauen, welcher unsere mittelalterlichen und selbst die serbischen Heroensagen erfüllt, ist in den bulgarischen kaum eine Spur zu finden.

In den Thälern des thracischen Despoto-Dagh wurde in neuerer Zeit bei den dortigen „pomaci“ (moslimsche Bulgaren, welche ihre slavische Muttersprache bewahrt haben) eine Reihe alter traditioneller Lieder aufgefunden, welche, wie z. B. „Die Hochzeit der schönen Vulkana mit der Sonne“, durch ihren hochpoetischen, in einer weit zurückliegenden heidnischen Epoche wurzelnden Inhalt einzig in ihrer Art unter allen südslavischen Volkspoesien dastehen. Die altslavische Mythologie findet sich hier vermengt mit Legenden der classischen Völker. Neben der slavischen „Vila“ (Wald- und Quellenfee) tritt der musicirende Orpheus auf u. s. w. Die Funde sind noch zu neu und das letzte Urtheil über dieselben ist noch nicht gesprochen!

Der jüngere bulgarische Volksgesang behandelt im Allgemeinen lyrische und heitere Stoffe. Es sind Hirten- und Liebeslieder, welche das Leben in Wald und Feld, Leid' und Freud' der Minne besingen. In neuester Zeit macht sich eine höchst charakteristische Erscheinung bemerkbar. Ganz so wie unmittelbar vor dem serbischen Befreiungskampfe, gelangen auch in Bulgarien die sogenannten „Haiduckenlieder“ in Aufschwung. Man besingt und feiert die jüngsten verunglückten Thaten Hadži Dimitri's, Karadža's, Filip Toto's und anderer Bandenführer. Indem man ihr Andenken wach zu halten sucht, hofft man den kriegerischen Geist der jüngeren Generation zu beleben. Der epische Gesang jedoch, der bei den Serben eine so hohe Ausbildung erreichte, in dem sich ihr Freiheits- und Vaterlandsgefühl so mächtig und unverfälscht äussert, — jene herrlichen Dichtungen, welche den Ruhm und die Thaten, das Leben, Lieben und Sterben der grossen

Krale, Care und Nationalhelden besangen, die dem dauernden Gedächtniss durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht erhalten blieben und den Geist des Serben während der schlimmsten Epoche der Erniedrigung stählten, fehlen dem Bulgarenvolke beinahe gänzlich. Ebenso auch die einsaitige Gusle, mit welcher in Serbien diese bilderreichen, vielstrophigen Heldengesänge begleitet werden. Mehrsaitige, den Türken entlehnte Instrumente, insbesondere die gaida, treten an ihre Stelle.

So sehr der Bulgare das Mädchen seiner Wahl im Liede feiert, als verheirathete Frau in seinem Hause spielt es eine wenig beneidenswerthe Rolle. Mit Arbeit überbürdet, darf sie keine Minute ungenützt vorübergehen lassen. Wenn nicht auf dem Felde, trifft man sie im Hause stets umgeben von ihren Kindern, die jüngeren in kurzen Momenten der Musse säugend, die älteren regierend, am Brunnen scheuernd, färbend und bleichend, oder in der Küche das Mahl für die in Feld und Wald abwesenden Familienglieder bereitend, bald den Spinnrocken unter dem Arme oder an Kleidungsstücken nähend und bessernd, bald nach der Hürde sehend, das Gross- und Kleinvieh versorgend und melkend. Auch beim Baue des Hauses ist die Frau den Männern behülflich; besonders bei der Aufrichtung der auf Pfählen ruhenden, aus Flechtwerk hergestellten Koliba's. Das Verschmieren der Ritzen mit Lehm, das Weissen der Wohnhäuser, wobei Schaffellstücke unsere Pinsel ersetzen, ist beinahe ausschliesslich ihre Arbeit. Auch für die Pflege des Hausgärtchens trägt sie Sorge. Selten fehlt es ganz, denn Blumen bilden einen allzu wesentlichen Bestandtheil des weiblichen Putzes und auch der junge Mann steckt sie gerne irgend wo auf, wenn er ins Feld oder gar zur Kirche, zum Feste und Tanze zieht. Rosen, Nelken, Rittersporn und Mohnblumen werden gerne gezogen, Thymian und Frauenblatt fehlen aber niemals.

Die moslim'schen Dörfer mögen die christlichen an äusserer Nettigkeit übertreffen. Im Inneren der Gehöfte macht sich aber auch bei den bulgarischen Bauern der Einfluss der altslavischen Familienverfassung geltend. Sie prägt dem Ganzen den Charakter grösserer Arbeitsamkeit, Wohlhabenheit und Prosperität auf. Im Gegensatz zur todten Stille in moslim'schen Höfen herrscht da überall Leben, ein reicher Kindersegen tummelt sich spielend und geschäftig auf dem Flur und Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe sind allenthalben herrschend. Wie in Serbien gruppiren sich um das stets aus besserem Materiale erbaute und meistens mit Ziegeln oder Steinplatten gedeckte Haus des Stareschina (Familienoberhaupt) die kleineren Häuschen der verheiratheten Söhne und die Pfahlbauten ähnlichen runden oder langgestreckten Koliba's, welche zur Aufbewahrung von Frucht und Futtervorräthen oder als Hürden für das Vieh dienen. Ein hoher, aus jungen Zweigen geflochtener Zaun umschliesst die Familienburg. Riesige, wilde Hunde

bewachen dieselbe und es wäre für den Fremden gewagt, ohne Geleite eines schützenden Hausinsassen sie zu betreten.

Im Allgemeinen ist der Bulgare gastfreundlich. Er fühlt sein Haus durch die Beherbergung eines Fremden geehrt und wird Alles aufbieten, um diesen auf's Beste zu bewirthen. Dabei ist er aber von einem gewissen speculativen Momente nicht immer frei. Selten wird er, ungleich seinem moslim'schen Nachbar, ein Gastgeschenk zurückweisen. Ja oft geht er noch weiter und überrascht seinen Gast beim Abzuge mit einer förmlichen Rechnung; falls dieser naiv genug wäre, im Vertrauen auf die vielgerühmte orientalische Gastfreundschaft, diese nicht aus eigenem Antriebe angemessen zu vergelten.

Der Bau und die innere Ausstattung des bulgarischen Wohnhauses unterscheidet sich in Berg und Ebene oft sehr charakteristisch. Ich werde auf diese Abweichungen, wie auf so manch anderes Detail bei Erzählung meiner Wanderungen zurückkommen. Wo immer ich aber ein bulgarisches Haus betrat, bethätigte sich, wenn auch nicht gerade Sinn für Comfort oder übergrosse Ordnungsliebe, doch gewöhnlich das Streben ein möglichst reiches Geräthinventar und namentlich an Teppichen aufzuhäufen. In einer Ecke der mit zahlreichen Heiligenbildern, Oellampen, Krügen und Tellern gezierten Prachtstube aufgeschichtet, sprechen sie für den bewunderungswerthen Industriebetrieb und Fleiss der bulgarischen Frauen und mit gerechtfertigtem Stolze breiten sie die buntornamentirten Decken und Kissen zum Lager für den staunenden Fremden aus. Es ist wirklich schwer zu sagen, ob der weibliche oder männliche Theil der bulgarischen Landbevölkerung sich in Fleiss, Geschicklichkeit und Arbeitseifer übertreffe. Gewöhnlich theilen sich beide Geschlechter in die häuslichen Geschäfte.

Wie in so vielen anderen Beziehungen, zeigt sich auch in der Stellung der bulgarischen Frau zum Manne, vergleicht man sie mit jener in Serbien und Montenegro, ein greller Gegensatz. In den schwarzen Bergen ist die Frau das Arbeitsthier des Hauses. Auf ihr ruht alle Plage, während der Mann als geborner Krieger sich von jeder Arbeit ferne hält. In Serbien ist wohl das Verhältniss zwischen beiden Geschlechtern in Bezug auf Arbeitstheilung in Haus und Feld ein besseres. Doch gewisse Sitten, wie der den Frauen auferlegte Handkuss, das übliche Aufstehen derselben beim Eintritt eines Mannes u. s. w., gestalten noch in vielen Gegenden Serbiens die Stellung der Frau — wenn man das schöne Band zwischen Schwester und Bruder nicht in Betracht zieht — zu einer dem Manne im Ganzen sehr untergeordneten. Ganz anders herrscht aber bei den Bulgaren zwischen Frau und Mann, zwischen Mutter und Sohn eine bei den Südslaven seltene Gleichstellung. Ja bei dem weichen Charakter des Bulgaren fand ich oft die grössere Energie, den Anstoss zum Entschlusse auf Seite der Frau. Hier liegt also ein ethnographisch höchst interessantes Unterschei-

dungsmoment zwischen den zwei südslavischen Hauptvölkern, den Serben und Bulgaren.

Obwohl Serben, Türken und Romanen dem Bulgaren bezüglich der nothwendigen Eigenschaften zur Begründung eines Gewerbe und Industrie treibenden Städtethums weit nachstehen, ist derselbe merkwürdigerweise bei ihnen als dumm verschrieen, eine Meinung, die sich wahrscheinlich einzig durch seine frühere übergrosse Duldsamkeit jedes Unrechts traditionell verbreitet und auch das Urtheil vieler oberflächlicher Reisenden beeinflusst haben dürfte.

Das „Ausland“, eine Zeitschrift, die mehr als andere Journale berufen erscheint, gediegene ethnographische Kenntnisse zu verbreiten, enthielt im Jahrgange 1860, S. 257, eine Charakterschilderung, welche in letzter Richtung das Unglaublichste leistete. Dort heisst es unter anderem: „Moralisch steht der Bulgare tief, sehr tief, tiefer als eine andere Nation der Türkei.“ Es wird ihm für Ackerbau und bürgerliche Beschäftigung jede Neigung abgesprochen. Er ist arbeitsscheu, „kann er seinen Hunger ohne Anstrengung seiner colossalen Muskeln stillen, so thut er es gewiss, und man sieht oft kerngesunde Kerle ohne alles Fehl, welche sich auf den Bettel verlegen.“ Der Bulgare besitzt keine Kindesliebe; nirgend würden so viele Kinder ausgesetzt, — diese würden von gutherzigen Türkenfamilien aufgenommen, die sie erziehen und als Hausgenossen behandeln (!). In keinem Lande erfolgten so viele Uebertritte zum Islam. Alle Bedrängnisse der Bulgaren durch die herrschende Rasse werden abgeleugnet. Der Bulgare kennt nur eine Leidenschaft, den Gelddurst, der Zerlumpteste trägt Geld auf dem blossen Leib. Und „das ist die Nation, welcher zuletzt von den Panslavisten die Zukunft des Orients verheissen wird! Macte animo! —“

Türkische Völkerzustände waren vor einem Decennium noch weit weniger als heute gekannt. Im Jahre 1862, als ich bereits meine ersten Artikel über den damals in Europa wenig beachteten bulgarisch-griechischen Kirchenstreit in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte, frug mich ein Wiener Professor der Geschichte allen Ernstes: ob die Bulgaren zu den slavischen oder romanischen Völkern zählten! und noch im Jahre 1870 äusserte Professor Hyrtl in einem Briefe: Wir wissen mehr von den Südseeinseln als von den Völkern der europäischen Türkei.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass die Redaction des „Ausland“ das wahrscheinlich aus griechischer Quelle mitgetheilte Urtheil ohne jede Bemerkung abdruckte. Glücklicherweise findet sich im selben Jahrgange dieser geachteten Zeitschrift (S. 877) eine zweite, für die Objectivität derselben sprechende günstigere Beurtheilung der Bulgaren, welche die groben byzantinischen Lügen vollkommen niederschlägt. Wir lesen dort:

„Besser als die Rumänen gefielen Dr. Wutzer die Bulgaren, deren Land er

quer durchzog bis nach Varna. Bei den Rumänen kann man noch zweifeln, ob sie sich die Befreiung von ungerechtem Druck wirklich zu Nutze machen werden, oder ob ihre Trägheit das wahre Hinderniss ihrer Entwicklung ist. Bei den Bulgaren dagegen ist offenbar die Misshandlung durch die Osmanen und die langjährige Knechtschaft, sowie die schmähliche Aussaugung durch den griechischen Klerus an der Verkümmerung ihres materiellen Wohles schuld; denn der Bulgare ist nach dem einmüthigen Zeugniss der Nachbarstämme ein ausgezeichneter Landwirth und vorzüglicher Gärtner, auch erregt bei seiner Ackerbestellung ein vortreffliches Bewässerungssystem hohe Bewunderung. Von allen Völkern der europäischen Türkei besitzen die Bulgaren die meiste Arbeitsamkeit und Geduld. Leider gereicht ihnen die letztere Eigenschaft mehr zum Vorwurf als zum Verdienste. Jeder einzelne von ihnen ist physisch dem einzelnen Osmanen überlegen. Es sind ihrer fünf Millionen oder mehr, also sind sie auch an Kopfzahl den europäischen Osmanen weit überlegen. Hätten sie weniger Phlegma und dafür ein Fünkchen von dem Muthe ihrer serbischen Brüder, sie selbst hätten die sogenannte orientalische Frage längst gelöst. Auch würden sie längst schon den griechischen Klerus aus dem Lande gejagt und wie die Serben eine eigene Nationalkirche sich gestiftet haben."

Eine wohlthuende Objectivität herrscht in dem Urtheile des Bonner Professors, der zur Untersuchung der Salubritätsverhältnisse und vorherrschenden Krankheiten im Jahre 1856 eine Reise durch den europäischen Orient und einen Theil Westasiens unternahm. Die Cardinal-Schattenseite des bulgarischen Charakters, die von Dr. Wutzer hervorgehobene allzu grosse Unterwerfung gegen das Türken- und Griechenthum, glaube ich aber (S. 24) genügend motivirt und entschuldigt zu haben. Uebrigens wird Niemand, der die politischen Vorgänge in der Türkei verfolgt, leugnen wollen, dass bei den Bulgaren in den letzten fünfzehn Jahren endlich das lange bei ihnen vermisste nationale Bewusstsein, mehr als es Türken und Griechen lieb, erwacht sei. Bereits ist die bulgarische Nationalkirche zur Wahrheit geworden. Geräuschlos vollzieht sich weiter die Revolution der Geister. Das Streben, das in der Volksbildung durch den Druck des Tanariotenthums Versäumte rasch nachzuholen, wird täglich ein allgemeineres und seine tiefgehenden Folgen werden hoffentlich in nicht zu langer Zeit zu Tage treten und gewiss dem strebsamen Bulgarenvolke die Sympathien aller Gebildeten erobern.

Wie bei den Serben, herrscht auch bei den Bulgaren allgemeinste Standesgleichheit. Die Türken haben mit Ausnahme des Klerus die Vorrechte einzelner Classen vollkommen rasirt. Alle wurden in die grosse einzige „Rajah" (waffenlose Heerde) eingeschlossen. Allmälig lernten sie unterschiedslos die Hand küssen, die sie züchtigte. Einst mochte dies anders gewesen sein. Der unverkennbar angeborene, allen Slaven mehr oder minder eigene, erst durch vielfache Wand-

lungen verloren gegangene demokratische Sinn äussert sich wohl noch in dem Sprichworte: Car-et i ofčer-et su ravni podir smr-tu! (Kaiser und Schäfer sind nach dem Tode gleich).

Der Bulgare ist in den Donaustädten grösstentheils Kaufmann, Krämer und Handwerker. Lehrer, Doctoren, Advocaten giebt es wenige, Beamte noch seltener, Priester und Mönche um so mehr. Auf den Hochebenen und in den Städten des Balkans treibt der Bulgare Viehzucht und Industrie, auf der Ebene ist er aber beinahe ausschliessend Ackerbauer. Die Bodenwirthschaft leidet jedoch unter den heillos verwickelten Rechtsverhältnissen, welche auf den Grundbesitzern lasten. Ich gedenke dieselben in einem besonderen, der Volkswirthschaft gewidmeten Capitel ausführlicher zu erörtern. Das Fehlen jeglichen Katasters — Grund und Boden sind noch immer nicht vermessen —, die Einhebung der Steuern in natura, der schlechte Zustand der Communicationen beeinträchtigen den Landbau.

Für die Schiffbarmachung der Flüsse und Häfen thut die türkische Regierung beinahe nichts. Der durch die reiche Ebene von Adrianopel und Filipopel fliessende classische Hebros (Marica) kann nur mit Flössen befahren werden. Sein Strombett ist ebenso vernachlässigt, wie sein Hafen Enos, der gänzlicher Versandung entgegen geht. Das Hinabflössen des Getreides kostet von Philippopel nach Enos 35 Piaster ($3^1/_2$ Guld. Ö. W.) pro Kilo = $1^1/_3$ Centner und dauert wochenlang. Dem wäre nun durch die Bahnlinie Adrianopel-Enos abgeholfen. Aber abgesehen davon, dass der Adrianopler Statthalter gesonnen ist, einen Binnenzoll von dem über Enos auszuführenden Getreide zu erheben, wird der neueröffnete Schienenstrang erst dann seine wohlthätige Wirkung für die grosse thracische Fruchtebene äussern, wenn sie ihm ihre Producte durch ein Netz guter Strassen zuführen kann. Leider sind die Producenten Bulgaren, an deren Wohlstand den türkischen Beamten wenig liegt! —

Der Bulgare baut desshalb wenig mehr, als sein eigener Bedarf erfordert. Der grösste Theil des schwarzen, ungemein ergiebigen Bodens ist leider unbearbeitet und wartet der fleissigen Arme, welche ihn aus nutzloser Brache befreien werden. Das fruchtbarste Erdreich bedeckt oft gegenwärtig, so weit das Auge reicht, dichtes Gebüsch. Es könnte die dreifache Bewohnerzahl leicht ernähren.

Wohl zwei Dritttheile des bebauten Bodens sind der Maispflanze, dem Hauptnahrungsmittel des Bulgaren gewidmet. Sonst baut er Weizen, Korn, Reis, Tabak, Baumwolle und Wein. Von Gemüsen zieht er am häufigsten Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch. Der letztere mit seinen langen grünen Blättern ist eine besondere Lieblingsspeise. Die Zwiebel spielt aber die Rolle unserer Kartoffel, die in Bulgarien kaum gekannt ist.

Von Getreide ist namentlich der Weizen von Eski Sagra berühmt. Er wird beinahe gänzlich ausgeführt. Das Dreschen geschieht mittelst Ochsen oder Pfer-

den, die man im Kreise über das Getreide hintreibt. Sie schleppen einen breiten Pfahl hinter sich, an dessen unterer Seite scharf zugehauene Feuersteine eingetrieben sind, um das Stroh gleichzeitig zu Gehäcksel zu zerschneiden. Auch das Mahlen des Getreides geschieht in nicht weniger primitiver Weise. In neuerer Zeit entstanden jedoch in mehreren Orten, in Bela, Tirnovo u. s. w., Kunstmühlen, welche ein schönes Mehl liefern. Das beim Dreschen gewonnene Gehäcksel wird zur Ziegelfabrikation verwendet. Es giebt sehr grosse Ziegeleien im Lande, z. B. in Kučina bei Rasgrad. Ohne Maschinen verfertigt der Bulgare Drainröhren zu seinen Wasserleitungen, welche durch ihre geschickte Anlage selbst dem Westeuropäer ein Staunen abnöthigen, wie er denn überhaupt in der verständigen Benutzung auch des unansehnlichsten Wasserlaufes sehr geschickt ist.

Das Klima Bulgariens ist sehr mild. Selbst im August übersteigt das Thermometer selten 30° R. und im Winter erreicht die Kälte noch seltener 18° R. Die höchsten Balkanspitzen sind wohl schon im October mit Schnee bedeckt. Sie bilden dann einen köstlichen Contrast zu der in voller Frische noch prangenden Vegetation der Thäler und Hochebenen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund und der Fremde acclimatisirt sich leicht. Nur die Donauniederungen bei Vidin und Silistria und jene der Marica sind berüchtigt und in der heissen Jahreszeit gefährliche Fieberherde. Nicht so sehr der oft rasch eintretende Wechsel der Witterung, als die Gewohnheit auf dem gestampften Lehmboden zu schlafen, dürfte die vielen Fälle von Gicht und Rheumatismus verursachen, über welche allenthalben geklagt wird.

Das milde Klima begünstigt die Seidenzucht. Sie ist beinahe durch ganz Bulgarien verbreitet; ihre Centralpuncte sind Tirnovo und Adrianopel. Die bulgarischen, durch kleinasiatische und persische verbesserten Grains werden von italienischen Händlern mit hohen Preisen bezahlt. Die Regierung könnte jedoch so Manches zur Hebung des schon unter Byzanz in diesen Ländern stark betriebenen, von Kaiser Justinus zum Monopol erhobenen Seidenbaues thun.

Aus Egypten wurde der Reisbau zuerst nach Stanimach (eine griechische Oase bei Philippopel) in Bulgarien eingeführt. Heute bildet er den bedeutendsten Erwerb des Kaza Pazardžik. Die Pflanzung beginnt im September und reift in $2^1/_2$ Monaten. Der jährliche Ertrag beträgt hier allein $1^1/_2$ Millionen Oka (1 Oka = $2^1/_4$ Pfund).

Am Vardar und in anderen geeigneten Gegenden Bulgariens wird sehr viel Tabak gebaut. Die Ernte erfolgt gewöhnlich im September. Die Cultur des Rapssamens ist in steter Aufnahme. Die Krapprothpflanze, der Flachs und die Baumwolle haben als Industriepflanzen eine grosse Zukunft. Bedauernswerth ist die in letzter Zeit unverhältnissmässig erhöhte Besteuerung des Weinbaues in

manchen Paschaliks. Bereits wird er an vielen Orten nur mehr lässig oder gar nicht betrieben. Sehr schöne Weinberge findet man am Timok, Osmanpazar, Ćatuk, Papasköi, Tirnovo, Niš, am Vardar und an der Marica.

Die Fabrication des Rosenöls am Südhange des Balkans bildet dort in einigen Gegenden, die ich später näher schildern werde, einen sehr lohnenden Industriezweig. Das Oel wird in prachtvollen Rosenauen gewonnen, deren Wohlgerüche, in flüssiger Form in die wohlbekannten kleinen Fläschchen gebannt, in ganz Europa mit theuerem Gelde bezahlt werden. Die Wallnussernte bildet eine andere grosse Einnahmequelle für diese Districte. Man schätzt sie jährlich auf 3 Millionen Piaster. Die Wallnussbäume sind hier von einer Grösse und Schönheit der Kronen, wie man sie kaum in Kleinasien sieht. Die Stämme werden namentlich von französischen Ebenisten aufgekauft und oft sehr theuer bezahlt. In letzterer Zeit leidet die Rosenölindustrie unter einer zu hohen Steuer (Gölshagi); aber auch die Wallnussernte ist von einzelnen Paschen, von deren Belieben die Steuerbemessung abhängt, schwer belastet worden. Sie beträgt oft 24 Para (6 Kreuzer) pr. Oka.

Der Balkan ist bis zu den höchsten Kuppen beinahe ausschliesslich mit Buchen und Eichen und nur an wenigen Stellen mit Coniferen bewachsen. Im Ganzen ist seine Vegetation auf der Nordseite kräftiger als an dessen südlichen Hängen. Wallnussbäume, Maulbeer- und Obstpflanzungen sind über das ganze Land zerstreut. Der Zwetschkenbaum wird ganz besonders gepflegt; denn er liefert dem Bulgaren sein Lieblingsgetränk, den Rakie (Branntwein). Die Rakie- und Spiritusfabrication, zu welcher auch wilde Aepfel verwendet werden, wird sehr schwunghaft betrieben. In Thracien und Macedonien wird ein grosser Handel mit Bauhölzern getrieben. Im Rilostocke, in den Quellengebieten des Isker, Strymon, Karasu und der Marica befinden sich prachtvolle Laub- und Nadelholzstämme, welche für die Eisenbahnbauten benützt und von den Bulgaren grösstentheils im Winter auf Schlitten herabgeschafft werden.

Das Vieh transportirt sich selbst; desshalb spielt die Viehzucht in Bulgarien eine grosse Rolle. Im Innern des Landes begegnet der Reisende mächtigen Karavanen von Horn- und Kleinvieh. Es ist reich an Pferden, Büffeln, Ochsen, Schafen, Ziegen und Federvieh jeder Art. Das Rindvieh und auch die Pferde sind von kleinem Schlage. Als Zugkraft wird allgemein der vorweltlich aussehende Büffel benutzt, er ist sanft, leicht lenkbar und von dreimal stärkerer Zugfähigkeit als der Ochse. Seine Langsamkeit und ausserordentliche Stetigkeit bei grosser Hitze sind jedoch empfindliche Nachtheile bei dessen Verwendung. In trockenen Landstrichen erfordert der Büffel eine ganz besondere Pflege. Im Sommer wird Wasser in weite Gruben geleitet, in welchen die Thiere mehrmals täglich abgewaschen werden, im Winter müssen sie aber mit Decken vor allzu

grosser Kälte geschützt und mit Eichenblättern gefüttert werden. Der Eichenstand wird im Herbste zu diesem Zwecke abgelaubt und der Blättervorrath in den Zweigen aufgehäuft. Der Büffel mästet sich leicht, sein Fleisch bleibt aber zäh, die Kuh giebt wenig, aber fette Milch, Hörner, Knochen und andere zum Leimsieden geeignete Stoffe gehen meist unbeachtet verloren.

Die Ziegenzucht ist wie überall auch in Bulgarien der geschworenste Feind des Waldes und doch wird sie ganz besonders gepflegt. Von riesigen Hunden begleitet, mit allerlei Kesseln und Geschirren zur Käsebereitung ausgerüstet, zieht der Ziegenhirt mit seinen Heerden im Frühling auf die hohen fetten Triften der bulgarischen Gebirge. Die Kronen der Bäume oder eine kleine Laubhütte bilden sein Obdach, etwas Brod, Milch und Käse seine Nahrung. Oft ist er räuberischen Anfällen ausgesetzt. Erst im Spätherbste sieht er sein Thal wieder. Bringt er seine Heerde glücklich heim, dann bläst er aus Leibeskräften auf seiner Pfeife, seiner unzertrennlichen Begleiterin, welche durch die melancholische Stille der Balkanwälder wohlthuend tönt.

Bulgarien ist sehr reich an Mineralquellen. Thermen von 47° Celsius sind nicht selten; wir werden deren mehrere im Verlaufe dieses Werkes kennen lernen. Sein Boden birgt aber auch eine Menge ungehobener, ja kaum berührter metallurgischer Schätze. Die Eisenlager von Samakov sind berühmt, werden aber in primitivster Weise ausgebeutet. Selbst die neueren Hochöfen „Jeni maiden" kommen nicht entfernt unserem rationellen Hüttenbetriebe nahe und desshalb ist auch Ausbeute und Gewinn unbedeutend.

Der Ueberfluss an reichen Wasserkräften begünstigt die Anlage industrieller Unternehmungen in Bulgarien und allenthalben versucht man es mit solchen. Die Ursachen, wesshalb sie so selten von dauerndem Erfolg gekrönt werden, will ich an anderer Stelle erörtern. Wenn man türkische Verhältnisse nicht aus der Entfernung oder aus turkophilen Quellen studirt hat, wundert man sich nicht hierüber; sondern vielmehr, dass sich in einigen bulgarischen Städten ein noch ziemlich schwunghafter Gewerbebetrieb erhalten hat. Dieser ist sogar in manchen Gegenden, beispielsweise im Balkan, wo der Türke niemals Fuss gefasst, wo einzelne Städte, wie Gabrovo, Travna und Kalofer sich eines ziemlich selbständigen Selfgouvernements erfreuen, in aufsteigender Entfaltung begriffen und ohne die Nachwirkungen des russisch-türkischen Krieges (1828), hätte sich die Industrie dort gewiss noch zu höherer Blüthe entwickelt. Die starke Emigration nach Bessarabien, welche er herbeiführte, versetzte ihm einen noch nicht verschmerzten Schlag.

An passender Stelle werde ich die von mir auf vielfachen Reisen gesammelten Daten über jene Industriezweige weiter ausführen, in welchen der Bulgare sein unleugbares Geschick für das Kunsthandwerk und die technischen

Künste bekundet. Durch seine Vorliebe für die Industrie als Erwerbszweig unterscheidet er sich vortheilhaft von dem handeltreibenden und kriegerischen Serben. Er zeichnet sich aber nicht nur durch Form- und Farbensinn, durch manuelle Fertigkeit und Fleiss aus, er besitzt auch ein bedeutendes Constructionstalent, das er schon im Häuserbau, namentlich aber bei seinen Wasserhebewerken, Brücken- und Kirchenbauten bekundet. Die schönste Brücke Bulgariens, die Jantrabrücke bei Bela, rührt von zwei primitiven Baukünstlern des Balkans her. Die Kirchen und selbst die Moscheen und Synagogen der grossen Städte mit ihren kühnen Kuppeln, Minareten u. s. w. sind gleichfalls Werke bildungsloser Bulgaren, welche kaum den Bleistift zu führen verstehen!

Wie in der Landwirthschaft, fehlt es aber auch in der Industrie an jeder staatlichen Anregung zu rationeller Betriebsweise, an den nothwendigsten Schulen und Institutionen, welchen wir die hohe Stufe unserer Gewerbe und Künste verdanken. Wenn trotz aller dieser Mängel nichts destoweniger zahlreiche Erzeugnisse der primitiven Industrien der Bulgaren, wie z. B. deren Silber- und Eisenarbeiten, Teppiche, Stickereien, Mousseline, Holzschnitzereien, gerechtes Staunen erregen, so muss man um so mehr bedauern, dass dieser bildungsfähigste südslavische Volksstamm durch die unglücklichen staatlichen Verhältnisse der Türkei verhindert ist, seine unleugbaren kunstindustriellen Talente im innigeren Contacte mit der europäischen Civilisation zu höherer Entfaltung zu bringen.

Russland hat wohl zu allen Zeiten aus allerdings mehr politischen als humanitären Gründen seine Schulen in liberalster Weise den stammverwandten Bulgaren geöffnet. Aber abgesehen davon, dass dies stets nur in höchst einseitiger Richtung geschah und immer naturgemäss einer geringen Zahl zu Gute kam, hatte das Jahr 1854 seinem früher allmächtigen Einflusse bei der türkischen Rajah einen harten Schlag versetzt, dessen Wirkungen erst gegenwärtig schwinden. Es wird die Aufgabe der nächsten Abschnitte sein, die erfolgte grosse Veränderung in dieser Richtung und zugleich die merkwürdige Stellung des fanariotisch-griechischen Klerus zum Bulgarenvolke zu beleuchten, in welch letzterer namentlich die Ursache seiner niederen Bildungsstufe zu suchen ist.

Seit einem Decennium hat die Volkserziehung einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Die schönen Naturanlagen des Bulgaren werden sich aber erst entwickeln, wenn Schulen, Lehrer und Geistliche sich vermehren und reformiren. Heute ist die grosse Masse im hohen Grade noch abergläubisch und unwissend. Hierzu kommt ein von den Türken angenommenes Stück Fatalismus und die Mönche thun das Ihre, um alle diese traurigen Verhältnisse für sich auszubeuten.

Der europäisch gebildete Arzt gilt nichts. Man pilgert nach den in Engpässen versteckt liegenden Klöstern, um dort Abhilfe gegen Krankheiten zu er-

bitten und besucht Quellen, welche einflussreichen Heiligen geweiht wurden, um Augenschmerzen und derlei zu heilen.

An epileptischen Personen wird der Exorcismus versucht, indem man ihnen manchmal ein rothglühendes Metallkreuz auf die Brust legt, oder in Körpertheile steckt, die wir hier nicht näher bezeichnen wollen. Auf das frische Grab werden oft drei Spulen gepflanzt, damit sich der Böse nicht auf dasselbe niederlassen könne. Wo Priester und Mönche nicht helfen, nimmt man zu den geheimnissvollen Künsten der Baba, der weisen Frau des Dorfes, seine Zuflucht und in den schlimmsten Fällen greift man nach dem moslim'schen Hodscha, was allerdings zur Verweigerung der Communion führen kann; falls es der Pope erfährt. Die allmächtige, mit dem heidnischsten Spucke hantirende Dorffee respectirt der des Lesens oft unkundige Geistliche, ja in heikligen Fällen zieht er sie oft selbst zu Rathe; seinen türkischen Collegen hasst er aber, so sehr er dies vermag.

Ein mittelalterlicher Bann ruht auf dem Bulgarenvolke, seit Türken und Fanarioten es in Besitz genommen. Nahezu unberührt von dem moralischen Gehalte der Christuslehre, den selbst seine Priester kaum mehr als den äusserlichsten Formen nach erfassen, steckt der Bulgare noch ganz in heidnisch-altslavischen Traditionen und Bräuchen. Mit ihnen tritt er in das Leben, sie beeinflussen sein ganzes Fühlen und Thun und sie begleiten ihn bis zum Grabe, ja über dieses hinaus; insofern selbst der Todtencult mit abergläubischen Sitten versetzt ist. Sie bilden so zu sagen seine zweite Religion, die ihn fest umklammert hält; während jene, zu welcher sich der Bulgare offiziell bekennt, ihn leider mit ihrem höheren Inhalte kaum gestreift hat, mit ihren Schattenseiten aber schwer auf ihm lastet.

Die überaus zahlreichen kirchlichen Festtage, welche in dumpfer Unthätigkeit verbracht werden, und jene an Trappistenthum mahnenden langen Fasten, tragen gewiss nicht geringe Schuld, dass die orientalischen Völker und auch die Bulgaren, ungeachtet ihrer glücklichen Naturanlagen, im Allgemeinen nur langsam auf der Bahn der Civilisation fortschreiten.

Politische und kirchliche Pläneschmiede mögen jedoch in diesem Ausspruche keine indirecte Andeutung erblicken, als wollte ich das illyrische Dreieck als ein verheissungsvolles Arbeitsfeld für deren propagandistische Thätigkeit empfehlen. Im Gegentheil, wie ich später zeigen werde, würde sich dort ihr Anlagecapital an Geld und Arbeit nur höchst dürftig verzinsen. Der Orient gehört nun einmal der Orthodoxie, und man überlasse es getrost der Zeit, sowie den unerbittlichen Forderungen veränderter wirthschaftlicher Verhältnisse, deren Auswüchse allmälig zu beseitigen, und namentlich dürften die occidentalem Fortschritte widerstrebenden zahllosen Festtage und Fasten bald ebenso sicher aus

innerer Nothwendigkeit abgestossen werden, wie dies in anderen christlichen Kirchen bereits geschah.

Den Leser, welcher sich für das rituelle Ceremoniell der orthodoxen Kirche bei Taufe, Heirath und Tod, sowie an den hohen Festtagen des Jahres interessirt, gestatte ich mir auf mein „Serbien"*) zu verweisen. Hier will ich nur einige jener zahlreichen, gleich der Volkstracht, von Gegend zu Gegend wechselnden bulgarischen Sitten und Gebräuche zu schildern versuchen, in welchen sich christliche mit altheidnischen Traditionen höchst merkwürdig mengen und die desshalb dem Ethnographen von Interesse, da sie ein erwünschtes, theilweise ganz neues Material zur Vergleichung mit Brauch und Sitte anderer Völker und zur Beurtheilung der ethischen Beschaffenheit der grossen bulgarischen Volksmasse bieten.

Beginnen wir mit dem ersten Festtage des Julianischen Kalenders.

Auch der Bulgare feiert den ersten Jahrestag (surova godina), indem er seine Bekannten mit Segenswünschen überhäuft. In manchen Gegenden berührt man alle Begegnenden mit einem Zweige (survaknica) vom „drenovo drvo" (Cornelkirsche), in anderen vom Apfelbaume und zwar mit dem Ausrufe: „survakam!" (Ich beglückwünsche). Es soll dies für die Gesundheit sehr heilsam sein. Im nördlichen Balkangebiet und an der Donau geschieht es mit folgendem Spruche:

Surva, surva godina,
Golem klas na niva,
Golem grozd na loze,
Cervena jabalka v gradina,
Živo, zdravo do godina!

(Angenehm, feuchtes, d. i. vielverheissendes, fruchtreiches Jahr — grosse Aehre auf dem Acker — grosse Weintraube im Weinberge — rother Apfel im Garten — wohl, und gesund aufs Jahr!). Man macht sich gegenseitig Besuche und beglückwünscht seine Freunde im Laufe des Tages. Aehnlicher Glaube und Brauch herrscht auch in Albanien, nur wird er am Morgen des 1. März vollzogen. An der Südseite des Balkans wird der Zweig in kleine Stückchen, welche die einzelnen Theile des Haushaltes bedeuten, zerbrochen, unter Ausruf derselben in einem Kuchen verbacken und sodann von den Mitgliedern des Hauses verspeiset. In Kazan's Umgebung wird der „vasilof pan" (Zweig des h. Basilius) am Abend feierlich verbrannt.

Am „popovi koleda" (5. Jänner) zieht der Pope von Hof zu Hof, segnet und bespritzt alle Räume mit geweihtem Wasser, erhält dafür kleine Geschenke und am Abend wird der „badni večer" mit den später zu schildernden Gebräuchen in kleinem Maassstabe wiederholt.

*) Erschienen im gleichen Verlage 1868.

Am h. Dreikönigstage (bogojavlenije oder vodo Krsti), dem Feste der Wasserweihe, (6. Jänner) reibt die Mutter (in den Donaugegenden) am frühesten Morgen ihren Kindern ganz unvermuthet die Brust mit Schneeballen, da dies nach dem Volksglauben sie sehr gesund erhält. Bei Varna suchen sich die Erwachsenen gegenseitig mit Wasser zu überschütten. Jene, welche sich dem unfreiwilligen Bade entziehen wollen, haben ein Lösegeld zu opfern, das am Abend von den in der Dorfschenke versammelten Männern gemeinsam vertrunken wird. In der Umgebung von Šumen (Šumla) ziehen die neuvermählten Männer unter Begleitung musicirender Freunde und Bekannten zum Flusse oder zur Češma (Brunnen) und werden unter dem Ausrufe: vlačugam (ich übergiesse den jungen Ehemann) mit Wasser überschüttet. An den Südhängen des Balkans bei Koprivštica werden alle Heiligenbilder des Hauses im Flusse gewaschen und der Starešina (Hausvater) begleitet die neuvermählte Schwiegertochter an den Fluss. Dort verbeugt sie sich dreimal, steigt ins Wasser und küsst ihm hierauf die Hand. Der Alte beschenkt sie, was sie mit einem Tuche als Gegengabe erwidert. In den Städten am südlichen Balkan wird diese Ceremonie blos durch etwas Wassergiessen auf den Kopf im Hause und zwar am „babin den" vollzogen.

Der 8. Jänner wird der „babin den" (Altmütterchentag) genannt. Er wird in manchen Dörfern am Kamčikflusse mit einer Art von Saturnalien gefeiert. Die Frauen ziehen jubelnd und tanzend durch den Ort und geberden sich oft in bacchantischer Weise, welcher Brauch um so auffallender, als sonst das Tanzen für verheirathete Frauen als unschicklich betrachtet wird. Bei Tatar-Pazardšik nehmen die Frauen, welche kurz zuvor entbunden, reich mit Flitter vergoldete Bouquets, dann allerlei Geschenke, eine Schüssel mit Wasser, ein Handtuch und Seife und verfügen sich zur Dorfbaba, küssen ihr bei Ueberreichung der Gaben die Hände, trocknen diese, nachdem sie dieselben gewaschen, und empfangen dafür unter allerlei Sprüchlein heilthätige rothe Wollfaden, Brot mit Salz, und je rascher diese Marafets verschlungen werden, desto leichter gestaltet sich die nächste Geburt. Die Mutter bringt auch oft ihren jüngsten Sprossen mit, dem die Baba weisse Wolle auf den Kopf legt, damit er einst weiss (alt) werde und wenn es ein Knabe, auch unter die Lippen, damit ihm als Mann der Schnurrbart stattlich wachse. Bei Šumla ergreifen humoristisch verkleidete Männer an diesem Tage eine alte Frau (Baba) und werfen sie in den Bach oder begiessen sie mit Wasser. Am „babin den" wird überall sehr viel getrunken.

Am ersten Abend der grossen „sirinica" oder „sirni zagovenki" (Käsefasten) ziehen die Burschen bei Koprivštica vor das Dorf hinaus, entzünden ein mächtiges Feuer, befestigen an Stangen brennende Strohbündel und schwingen diese so lange im Kreise, bis sie im Funkenregen verlöschen. Man nennt dies ein

„samodivski ogan“ (Feuer zur Beschwörung der Geister). Am nächsten Montag „čisti ponedelnik“ vermummt man sich und es beginnt die lustige Faschingsfeier. Bei und in Lovec ist ein mit kleinen Glocken verziertes Maskencostum sehr beliebt. Von den Zuschauern und Passanten wird ein kleines Lösegeld verlangt, welches dann gemeinschaftlich verjubelt wird. Bei Varna werden am ersten Fasttage sämmtliche Dorfhunde, unter gräulichem Geheul, heftig geschlagen, um sie vor der Tollwuth zu bewahren.

Am „Čisti ponedelnik“ (Reiner Montag), d. i. am ersten Montage der Käsefasten, beginnen die strengen Fasten. Es werden alle Geschirre rein gescheuert und man enthält sich jeglicher Nahrung, zum mindesten wird nichts gekocht; denn dies würde Trockenheit bringen und die Obsternte würde durch Elementarereignisse geschädigt werden!

Am „Tudorova subota“ (Theodor-Samstag) steigen die Bursche an den Südhängen des Balkans zeitlich zu Pferde und reiten durch Wiesen und Felder. Es soll dies sehr gesund sein. In den Donaugegenden glaubt man, dass dies die Thiere vor bösen Krankheiten schütze.

Am Sonntage der zweiten Fastenwoche wird die „zadušnica“ (Allerseelenfest) begangen. Speise und Trank wird auf die Gräber der Verschiedenen niedergelegt und damit diese guten Appetit haben, ziehen am Kamčik die Frauen mit brennenden Kerzen von Haus zu Haus. Angesichts dieses unmittelbar nach dem Tode häufig geübten Pietätsactes ist es zweifellos, dass der Bulgare nicht nur an eine Fortdauer der Seele, sondern ähnlich wie dies Dr. Wilson von den alten Britonen annahm, auch an ein physisches Weiterleben des Verstorbenen glaubt.

Der März vertritt in Bulgarien den April unserer Breiten. Er ist launisch und wandelbar, stürmisch und maienhaft. Vielleicht wird er desshalb von den Bulgaren „Baba Marta“ (Altmütterchen März) genannt und als der einzige weibliche Monat angesehen. Er ist dem schwachen Geschlechte gewidmet, das während desselben von der Jahresarbeit ausruht und ein gewisses Uebergewicht über die Männer im Hause behauptet. An der Südseite des Balkans feiern die Frauen vom „grossen Donnerstag“ vor Ostern alle Donnerstage, bis zum „spasov den“ (Christi Himmelfahrtstag), durch Enthaltung von jeglicher Arbeit! Würden die Frauen an diesen Tagen spinnen, waschen, die Fluren weissen u. s. w., so würde es hageln, ergiebigen Regen verhindern und Baba Mart würde sich auch sonst noch rächen. Am 1. März bindet man (bei Šumla) rothe Faden um das Handgelenke, trägt diese durch mehrere Tage, legt sie hierauf unter einen Stein und forscht nach einer gewissen Zeit, welche Insecten sich unter ihm gesammelt haben. Je nach ihrer Gattung wird der Ausfall des Jahres prophezeiht.

Das Fest „Blagoveštenije“ (Mariä Verkündigung) ist für den Ackerbau treibenden, viel in Feld und Wald beschäftigten Bulgaren von hoher Bedeutung.

An diesem Tage (25. März) ruhet nach seinem Wahne die ganze Natur; selbst die Schwalben und Bienen; denn es gilt dem Feste des neugeborenen Frühlings. Nur die Schlangen verlassen ihre Verstecke und feiern ihren Sabbath. Noch bevor die Sonne am Horizont sichtbar, nehmen desshalb die Frauen an den Südhängen des mittleren Balkans metallene Becken und während sie durch den Hof ziehend diese mit hölzernen Löffeln schlagen, singen sie: O, fliehet, ihr Schlangen, und Eidechsen! u. s. w. Wehe dem jedoch, der an diesem Tage eines dieser gefürchteten Thiere zu tödten versuchte. Er würde unfehlbar von ihnen im Laufe des Jahres gebissen werden (verbreiteter Glaube am Kamčik). Auch bei Albanesen und Serben (Serbien S. 537) wird dieser Festtag mit den Schlangen, jedoch in anderer Weise in Verbindung gebracht. Am Abende pflegt man in den bulgarischen Dörfern (bei Varna) drei grosse Feuer anzuzünden. An dem einen versammeln sich die verheiratheten Männer und lassen die Čutura (Wein- und Rakieflasche) kreisen, am zweiten die verheiratheten Frauen, spinnend und schwätzend, das dritte aber umtanzen beim Tone der „Gaida" die jungen Bursche und Mädchen. So still es am Tage, so laut wird er beschlossen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass wir es in diesen Gebräuchen mit den Resten der heidnischen Tag- und Nachtgleichenfeier des Frühlings zu thun haben.

Die dem Ostertage vorausgehenden sechswöchentlichen Fasten werden mit grosser Strenge gehalten. Nur am Blagostinatage ist es gestattet Fische zu essen, was durch eine mit Kaiser Constantin Palaeologus in Beziehung gesetzte Fabel gedeutet, aber nicht erklärt wird. Den Osterfasten kommen an Strenge nur die vierwöchentlichen Fasten Peter und Paul im Juni nahe. Ausschliesslich vegetabilische, mit Oel bereitete Nahrung ist während beider, also nahe durch zehn Wochen nur gestattet. Zu den leichteren Fasten, an welchen man Milch, Käse und Fische essen darf, zählen die Fasten Mariä Himmelfahrt, 14 Tage, Christi Kreuzerhöhung, 14 Tage, pokrov bogorodica, 8 Tage, Erzengel Michail, 8 Tage, und endlich die sechswöchentlichen Weihnachtsfasten. Zählt man zu diesen 22 Fasten-Wochen noch die ausserhalb derselben fallenden 30 Freitage und für die Bauern selbst die Mittwoche, an welchen gleichfalls gefastet wird, so ergiebt sich für den orientalischen Christen der niederen Volksclassen ein Maass von Körper schwächender Casteiung, wie es sonst wohl heute keine Kirche kennt!

Am Tage vor dem „Lazarov den" (Samstag des h. Lazar) ziehen Zigeunerfrauen die „Lazarica" tanzend und singend durchs Dorf. Am Tage selbst gehen die kleinen Mädchen des Ortes festlich geschmückt von Haus zu Haus und singen, je nachdem viele oder wenige Knaben, heirathslustige Mädchen u. s. w. in denselben wohnen, passende ernste und heitere Segenssprüche, worauf man sie beschenkt. Bei Lovec geschieht dies schon 14 Tage früher. Die Mädchen heften dabei an die Schulter der Vorüberziehenden ein buntes Tuch und erhalten in diesem

eine kleine Gabe zurück. Man singt dabei: Ela, ela Lazare! jaicata smazane! u. s. w. O komme, komme, Lazar! Die Eier sind zerdrückt! u. s. w.

Am Palmsonntage (vrabnica) besucht man die Gräber der Angehörigen und feiert auf denselben ein Leichenmahl. Die Reste von Speise und Trank werden für den Todten zurückgelassen und mancher Bulgare ist der festen Ueberzeugung, dass dieser des Nachts sich mit denselben erquickt. Die an diesem Tage geweihten Zweige legt man (am Kamčik) auf den Leib, was namentlich vor Rückenschmerz behütet, und am nächsten Tag werden sie zu Kränzen gewunden auf die Heiligenbilder gehängt.

Am „Cvetna nedelja", wie man den Palmsonntag in einigen Gegenden nennt, versammeln sich (bei Koprivštica) die Mädchen am Bache und schleudern mit dem Waschholze Stücke Brot ins Wasser. Der Tag wird überall mit Sang und Schmaus gefeiert.

Am Gründonnerstage werden die Eier roth gefärbt und die Mutter streicht die Backen der Kinder mit dem Segensspruche: Mögen sie das ganze Jahr so roth wie dieses Ei sein! An der Donau werden ausschliesslich an diesem Tage die Kuzonaci (Osterkuchen) bereitet.

Am Ostertage (voskresenije) beeilt man sich noch vor Tagesanbruch in die Kirche mit einer Wachskerze zu eilen, um den Moment nicht zu versäumen, in dem der Geistliche mit dem brennenden Trikir durch die carska vrata (Kaiserthor) heraustritt und segnend einladet: primite duch svet (Empfanget den h. Geist). Alles eilt und drängt, die bereit gehaltenen Kerzen an den geweihten Flammen zu entzünden und sie unter Anwendung allerlei kleiner Künste brennend nach Hause zu bringen, wo man mit denselben in alle Winkel leuchtet, um Ungeziefer und böse Geister zu verscheuchen. Allen Begegnenden ruft man zu: Hristos voskresi! (Christus ist auferstanden!) und erhält zur Antwort: Istina voskresi! (Wahrlich er ist auferstanden!) An die Armen in der Nachbarschaft vertheilt man Eier und Kuchen und am Ostermontage trägt man bunte Eier auf die Gräber der Verstorbenen! Von Ostern bis „Gergjuvtag", dann vom „Petkovtag" bis „Dimitrovtag" heirathet man nicht. Hingegen bringen die jungen Leute am Ostertage (bei Lovec) gerne ihre Werbungen und Liebeserklärungen an. Auch tanzt man am Nachmittag und Abend bei der Musik des Dudelsacks und der Pfeife und ist sonst in jeder Weise lustig.

Der St. Georgstag (Gergjuv den) steht bei den Bulgaren als Tag des h. Drachentödters in hohem Ansehen. Er wird wie in Serbien mit Lammopfern allgemein begangen und vor diesem Tage wird kein Jungvieh verspeiset. Die Häute der geschlachteten Lämmlein, in Ermangelung solcher werden auch Jungkälber geschlachtet, fallen dem Popen zu. An diesem Tage werden die Miethcontracte zwischen Heerdenbesitzern und ihren Schäfern, zwischen

Gewerbetreibenden und Arbeitern, mit Dienstleuten u. A. für ein Jahr geschlossen.

Am Frühmorgen des 1. Mai gehen kränkliche und unfruchtbare Frauen, in den Gegenden des südlichen Balkans, auf grünende Wiesen und wälzen sich nackt im thauenden Gras. An diesem Tage trinkt man auch an der Donau zur Erhaltung der Gesundheit frische Milch und eine Art Maitrank (pelinaš), d. i. Wein mit pelin (Absynth).

Mangelt es im Frühjahre an ergiebigem Regenfall, so werden wie bei den Serben Regenprocessionen veranstaltet. Sie heissen hier jedoch nicht „dodola", sondern „peperudo" (Schmetterling). Nackte Zigeunermädchen umhüllen sich mit grünen Zweigen und ziehen vor die einzelnen Höfe mit an die Regengöttin gerichteten Gesängen. Sie lauten gewöhnlich: O peperudo rudole! lass Thau fallen, o rudole! lass es regnen, dass Weizen, Mais und Hirse reich gedeihen, o rudole! lass die Bienen sich vermehren. O rudole, rudole! u. s. w. Man begiesst hierauf die Mädchen und beschenkt sie. Früher wurde der „peperudo"-Umzug durch die Mädchen der Dorfinsassen ausgeführt. Seit einiger Zeit eifert auch in Bulgarien die Geistlichkeit gegen diese und andere heidnische Bräuche in trockener Zeit. Bei Šumla pflegt man z. B. eine mit Laub bekleidete Puppe, „germančo" genannt, unter Assistenz aller Dorfbewohner in den Bach oder in die „česma" zu werfen u. s. w.

Vom „spasov den" (Christi Himmelfahrtstag, 17. Mai) beginnt man durch acht Tage die „samovilski prasnici", die Feste der auch bei den Serben in hohem Ansehen stehenden „vilen" oder Feen, welche Feld, Wald, Haine, Quellen und Wiesen beherrschen, zu feiern. Es treten hier heidnische Traditionen mehr als sonst zu Tage und schon der Name „rosalia", mit dem die Mysterien dieser abergläubischen Bräuche im Volke bezeichnet werden, deutet auf ihren gemeinschaftlichen Ursprung und Zusammenhang mit ähnlichen der alten Völker. Während dieser „samovilski prasnici", welche in manchen Gegenden bis zum Eintritte ergiebiger Regen begangen werden, führt oder trägt man an Melancholie, Irrsinn, an epileptischen oder sonstigen unheilbaren Krankheiten Leidende an solche Lichtungen der Wälder, auf welchen das „rosen", die Lieblingsnahrung der „samovilen", wächst, und lässt sie dort durch eine volle Nacht allein, denn man glaubt, dass die Feen dort zusammenkommen, sie mit einem „horo" (S. 46) umtanzen und über deren Schicksal entscheiden. Diese „rosen" stecken die Blumenschmuck liebenden bulgarischen Frauen nie ins Haar, sie würden Unheil bringen; wenn die Vilen sie zufällig mit ihrem Fusse gestreift hätten. Die Elstern (svraka) und Adler (ore) stehen nach Bulgarenglauben im besonderen Dienste der Vilen. Am „Ilin den", 20. Juli, fliegen Erstere auf den Harman (Tretplatz), um die „rosen" (Sonnenblumen) für die Samovilen „auszudreschen" und weil sie dabei im Joche

gehen, sind ihre Hälse so federnarm. Auch der Adler nackte Hälse rühren davon her, weil sie den Wagen der Vilen angeschirrt durch die Lüfte ziehen. Selbst den Hagel tragen diese gefürchteten Vögel auf das Gebot der Vilen über die Saaten und desshalb schiesst man bei hagelschwangeren Wolkenzügen in die Luft, um die etwa nahenden Adler zu verscheuchen. Steht zufällig ein offenes, wassergefülltes Gefäss, während es blitzt und donnert, im Hofe, so dürfen Mädchen und Bursche sich mit diesem Wasser nicht waschen. Es könnte sich leicht sonst ein „zmai", Drache, in sie verlieben und ihnen Unglück bringen. An der Nordseite (auch Südseite?) des Balkans und auch an der Donau wagt man es nicht, während der „Rosaliazeit" in Quellen oder Bächen zu baden; denn die Vilen lieben es im feuchten Elemente zu tanzen und würden jede Störung unangenehm vergelten. Zu Sistov, Lovec und anderen Orten lassen die Frauen durch acht Tage (von der Erscheinung des h. Geistes gerechnet), jegliche Arbeit ruhen. Das Gegentheil könnte die Feen (rosalia) erzürnen und böse Folgen würden sicher die Schuldigen treffen.

Das Fest der Sonnenwende wird auch in Bulgarien am Geburtstage des h. Johannes des Täufers, am „Joan, Janav, Ivan oder Jenuv-den", am 24. Juni, durch das Anzünden weitleuchtender Feuer auf den Bergspitzen begangen. Die Mädchen ergötzen sich an diesem Tage durch allerlei Spiele. Aus Deutungen, bei welchen ihre Ringe eine grosse Rolle spielen, suchen sie allerlei auf ihre Verheirathung bezügliche Fragen zu errathen. Bei Lovec ziehen am frühen Morgen die Jungfrauen an die mit raschem Falle dort fliessende Osma und werfen die am Abend zuvor gewundenen Kränze in den Fluss. Jenes Mädchen, dessen Kranz allen anderen zuvor hinabschwimmt, ist verpflichtet seinen Freundinnen ein Fest am nahen „Petrov den" zu geben, das mit Gasterei, Musik und Tanz gefeiert wird*). In den Donaugegenden ziehen drei Tage vor dem „Ivan den" sechs festlich geschmückte Mädchen, deren Führerin mit Kalpak (Pelzmütze) und Schwert ausgerüstet auftritt, unter Musikbegleitung durch das Dorf. Bei jedem Hause wird Halt gemacht. Die Mädchen singen und tanzen. Die Führerin schwingt aber das Schwert durch die Luft, die Pantomime des Köpfens nachahmend. Es soll dies an die Enthauptung des h. Johannes erinnern. Diese Sitte ist namentlich bei den am bulgarischen Donauufer siedelnden Romanen üblich, wurde vom jenseitigen walachischen Ufer eingeführt und wird „dragaika" genannt.

Vom „Petrov den" (h. Peterstag) am 29. Juni, der, wie schon erwähnt, zu allerlei Spiel und Schmauss Anlass giebt, beginnen sowohl die Christen als Moslims der Türkei wieder Rindfleisch zu essen. Dieser Tag wird namentlich zu Lovec und auch an vielen anderen Orten, deren Kirchen diesem grossen

*) Der Autor fand Gelegenheit eine sehr hübsche derartige Feier im Jahre 1871 zu Lovec im Hause des „Penču Abadži" zu sehen und wird sie im II. Bande näher schildern.

Apostel geweiht sind, als Patronstag des Kirchenheiligen mit einem grossen „zbor“ begangen.

Im Monat Juli werden in manchen Gebieten an der Südseite des Balkans die „gorešnici“ (drei heissen Tage) durch Enthaltung von jeglicher Arbeit auf dem Felde gefeiert.

Das „Mariae Himmelfahrtsfest“ (Sveta bogorodica) ist namentlich für den Nachwuchs des Hauses ein hochbedeutsames. Sollen die Kinder gut gedeihen, so müssen an diesem Tage einem Heiligen Opfer an Lämmern, Wein, Honig u. s. w. dargebracht werden. Die Auswahl des Heiligen geschieht in folgender Weise. Man zündet drei Kerzen vor drei Heiligenbildern an, bringt ein kleines Kind herbei und das Licht, nach dem es zuerst greift, deutet den Heiligen an, dessen Wohlwollen den meisten Segen verspricht. Die Umstehenden trinken und opfern ihm die Gaben mit folgendem Weihespruche: Dieses Opfer zu deinen Ehren, heiliger (Michail)! Man schlachtet hierauf das Lamm und verspeiset und vertrinkt auch die übrigen Gaben bei gemeinschaftlichem Festschmaus.

Am „Petkov den“ (h. Petka), am 14. October, versammelt man sich auf den Dörfern bei Lovec, schmaust und trinkt zur Ehre des Andenkens der heilig gesprochenen Frau Petka, welche durch ihren Heldenmuth in irgend einer Schlacht die Griechen besiegte. Man galoppirt auch zu Pferde durch Fluren und Felder und führt eine Art Kriegsspiel aus.

Am „Dimitrov den“ (h. Demetriustag), am 26. October, werden in den Stallungen und Holzschuppen geweihte Kerzen angezündet, damit nicht feindliche Geister die Hausthiere schädigen.

Im Monate November beginnen die „vlci prasnici“, Wolfsfeiertage, an welchen die Frauen der Hirten am südlichen Balkan die Scheeren fest verbinden, mit welchen Schafe, Lämmer und Ziegen geschoren werden. Damit schnürt man am sichersten der Wölfe Rachen zu und sie können den Thieren nichts anhaben. Während dieser 8 Tage unterlassen die Frauen auch jegliche Handarbeit; insbesondere die Anfertigung von Kleidungsstücken für ihre Männer; denn solche würden unfehlbar die Wölfe anziehen und der Hirte zerrissen werden.

Am Vorabend des 30. November, des „Andrei den“ (Andreastag), kocht man bei Lovec alle Getreidearten zu einem Gerichte und ruft aus: So wie sie (die Körner) aufschwellen, möge Alles im nächsten Jahre wachsen. An der Südseite des Balkans siedet man Weizen. Vor dem Nachtessen nehmen Männer des Hauses, welche auf dem Felde arbeiten, jeder etwa einen Löffel voll und werfen die Speise durch die Schornsteinöffnung, mit dem Segensspruche: So hoch möge die Aussaat in die Halme schiessen! und hierauf wird der Rest verzehrt.

Vom „Ignatov den“ (h. Ignatiustag), d. i. vom 20. bis 25. November, wird alle Abende hindurch gesungen: Die h. Gottesmutter empfand die Wehen von

Ignata bis Koleda (Weihnacht), dass sie den Gott gebäre! Dir, Hausfrau, singen wir, Du hast einen Sohn (folgen abwechselnd die Namen der männlichen Kinder). Erziehe ihn wohl, fromm und weise, dass er lesen und schreiben lerne, dass er Ban, dass er König werde! Bei Lovec muss derjenige, der zuerst am Ignatov den aufsteht, irgend etwas, einen Wasserkrug oder dergleichen in den Händen tragen. Die Kleinen bringen ihre Segenswünsche: dass Hühner, Gänse, Enten u. s. w. im Hause sich vermehren, die Erwachsenen wünschen sich gegenseitig: ein gutes Jahr, reiche Ernte, Weinsegen u. s. w. Man isst bis zum 25. November keinen Knoblauch; denn dies würde die Betreffenden närrisch machen, dieser Glaube ist namentlich im Balkan verbreitet.

Vom 24. December bis zum 6. Jänner getraut man sich der bösen Geister wegen des Nachts nicht auszugehen. Um diese Zeit ist der schwache Erdenmensch am meisten den Einflüssen dämonischer Naturgewalten preisgegeben. Verderben bringende „kara konču“ (schwarze Rösslein), „zmai“ (Drachen), verzauberte Bären und Wölfe machen den Wald unsicher. Böse Dämonen führen die winterlichen Stürme herbei. Man darf (bei Varna) Hohlgefässe nicht leer stehen lassen und muss selbst die Wagen beschweren; denn sonst würden sie entführt. Kurz vor Weihnachten treten überhaupt noch mehr als sonst auch bei den Bulgaren, gleichwie bei allen Südslaven, die christlichen vor den heidnischen Bräuchen in den Hintergrund und namentlich feiert allerorts die altslavische Fee „Koleda“ ihre Triumphe. Ueberall gedenkt man ihrer, singt man ihr zu Ehren und so weit die slavische Sprache ertönt, von der Save bis zum Schwarzen Meere, hört man überall bis zum Geburtstage des christlichen Erlösers Gesänge und Lieder mit dem Refrain: O Koleda! O Koleda! In meinem „Serbien“ (S. 544—546) habe ich sehr eingehend die Bedeutung und Bräuche des Weihnachtsfestes beschrieben. Das dort Mitgetheilte gilt auch für Bulgarien. Zur Ergänzung hier einige mehr speziell bulgarische Sitten.

Am Weihnachtsabend (Koleda) ziehen die erwachsenen Knaben mit kleinen Stäben (Koledarka) durch die bulgarischen Dörfer. Sie treten vor die einzelnen Gehöfte und schlagen mit den Stäben auf den Boden, laut rufend: „bog se rodi Koledo“ (Der kleine Gott ist geboren!), worauf sie mit Weihnachtskuchen (Kravai) beschenkt werden. Bei Lovec singen sie: zamačisa boža maika, ot ignata do Koleda, da se rodi Hristo boga, stananine gospodine! (Begann die Wehen zu fühlen die Mutter Gottes, vom Ignatiustage bis Weihnachten, dass sie gebäre den Gott Christus, der Herr ist geworden!), und in der Gegend bei Karlovo: pochvalil sa dobar junak, s'nošti vidahna sedianka, če se ima dobra konja, da nadmine jasno slonce E! Koledo, moi Koledo! u. s. w. (Hat sich gerühmt ein guter Held, das sah ich gestern Abends im heitern Kreise, dass er besitze gute Pferde, welche die Sonne übertreffen. O Koledo! u. s. w. Man isst am Weihnachtsabend die ge-

wöhnlichen Fastengerichte; doch in das Mehl, aus welchem Brot und Kuchen gebacken werden, steckt man ein Feuerscheit, bis es erlischt. Man bewahrt dieses Stück Holz und zündet es während des kommenden Jahres an, wenn ein Mitglied des Hauses „verschrieen“ wird. In den grossen Weihnachtskuchen „badni pita“ wird ein Geldstück mit eingebacken. Man legt ihn auf den angerichteten Speisetisch, nachdem man eine angezündete Wachskerze auf dessen Oberfläche befestigte und stellt gleichzeitig Stroh und Nüsse in einer Schüssel unter den Tisch. Hierauf schreitet der Hausherr durch das Haus, durchräuchert mit dem Rauchgefässe alle Wohnräume, Ställe und Hürden, hängt das Rauchfass vor dem h. Ikonostas auf und zerstückt hierauf den Kuchen unter Segenssprüchen, indem er das erste Stück der h. Jungfrau, die anderen den einzelnen Familiengliedern und den verschiedenen Hofstücken, dem Hause, Acker, Weingarten, Walde, der Mühle u. s. w. widmet. Jenes Mitglied des Hauses, dem das eingebackene Geldstück in seinem Theile zufiel, wird das glücklichste im nächsten Jahre sein und wird verpflichtet, allen übrigen in Gefahren ganz besonders beizuspringen. Die Reste des Mahles werden vor das Bild der Gottesgebärerin mit dem Spruche gehängt: Möge die h. Maria auch nachtmahlen! und erst am nächsten Tage entfernt man die Speisen. Am nächsten Weihnachtsmorgen nimmt man das Stroh, welches am Vorabend, am „badni večer“, unter den Tisch gelegt wurde, und umbindet mit demselben die Bäume, damit sie viel tragen. Die Nüsse aber werden sorgfältig aufbewahrt; denn sie thun die besten Dienste bei Hautausschlägen. Solche verschwinden rascher, wenn man sie mit diesen Nüssen reibt. Letztere müssen nach dem Gebrauche jedoch sofort aufs Dach geworfen werden, denn mit ihnen zieht die Krankheit hinweg. Man besucht sich gegenseitig am Weihnachtstage und wünscht sich und seinen Freunden alles Glück!

Am letzten Decembertage wird viel geschmauset. Man bereitet namentlich die „carska pita“ (Kaiserkuchen) aus Mehl, Butter, Eierdotter und auf der Oberfläche mit Honig übergossen, und spendet sie in Stücken an die Armen. Auf dem Tische darf eine Sulze vom Schweinskopfe oder ein Braten von diesem Thiere nie fehlen. Der Hausherr beräuchert den angerichteten Tisch. Ist das Mahl zu Ende, so nimmt man (an den Südhängen des Balkans) einen Zweig vom „dren“ (Cornelkirschenbaum), giebt etwas Weizen in eine Schüssel und bringt beide zum Feuer, um das sich alle Hausgenossen versammeln. So viele Familienglieder, ebensoviele Bolzen werden von dem Zweige genommen und man wirft sie nun einzeln unter Nennung der verschiedenen Namen auf eine erwärmte Eisenplatte. Oeffnen sich dieselben, so wird die bezügliche Person während des Jahres sicher gesund bleiben! Dasselbe geschieht hierauf mit den Weizenkörnern und schwellen sie auf, so bedeutet dies Glück in allen Unternehmungen für das betreffende Familienglied. Die Zweige werden aber sogleich

unter dem Hausdache befestigt. — Bei Koprivštica giebt man vor dem Nachtessen Glut auf die eiserne Pflugschaufel und man sieht dann voll Erwartung nach beendetem Mahle nach. Geben die Kohlen noch, indem man sie schürt, sprühende Funken, so bedeutet dies ein fruchtbares Jahr; das Gegentheil zeigt ein schlechtes an und wird viele „peperudo" — Processionen nöthig machen! — In Panagjurište versammeln sich die Mädchen vor Sonnenuntergang an einem freien Orte, schöpfen einen Kübel Wasser und legen jede für sich etwas Gerste und ein Bouquet, an dem ein Ring befestigt ist, hinein, die verheiratheten Frauen ein Sträusschen mit einem Armring. Sie umschreiten hierauf gemeinschaftlich im Kreise den Kübel und singen: Versammelt Euch, kleine und grosse Mädchen, damit wir die Ringe besingen! Es tritt nun eine Frau vor und ruft: Welches Mädchen wird so glücklich sein, einen schmucken, reichen, jungen Mann zu ehelichen? welches einen Kaufmann? welches einen Wittwer? welches einen Trunkenbold? welches wird ledig bleiben? welche Frau wird nach Jerusalem pilgern? welche wird bald gesegnet werden? welche zweimal heirathen? und noch weitere, für das ledige und verheirathete Frauengeschlecht interessante Fragen. Das Mädchen, welches den Eimer gefüllt, zieht auch die bezüglichen Loose, an deren richtiger Erfüllung nicht gezweifelt wird.

Am Frühmorgen des „surova godina" (Neujahrstages) holt ein junger Bursche des Hauses den „Dren"zweig vom Dache, streut etwas Weizen in allen Räumen aus und ruft: Hier Freude und heiliger Vasil (Basilius)! Hierauf tritt er vor die in keinem Hause fehlende Ikonostasis, schlägt das Bild dreimal mit dem Zweige und ebenso der Reihe nach alle versammelten Hausmitglieder und singt, z. B. bei Sistov, den auf S. 58 mitgetheilten Segensspruch. Später ziehen Kinder und Erwachsene bis zum Abend Glückwünsche ausrufend von Hof zu Hof, sammeln allerlei Gaben und verschmausen diese am nächsten Tage bei einem gemeinsamen Festgelage.

Ausser den hier geschilderten Fest-, Fasten- und Feiertagen, werden aber noch von den Bulgaren viele Tage ausgezeichneter Heiliger, z. B. des Sveti Nikola, der Archangelov den u. s. w. festlich begangen. Man opfert an solchen Tagen Lämmer und Schafe, veranstaltet Schmäuse, bei welchen die Wein- und Rakieflasche eine grosse Rolle spielt und die jungen Leute bei Gaidamusik lustig singen und tanzen.

Andererseits giebt es Monate und Tage, welche für den armen Erdenmenschen unheilvoll! In erster Linie der Dienstag und Freitag. An beiden tritt man keine Reise an, beginnt kein wichtiges Geschäft und verlobt sich nicht; denn sonst würde ein Theil bald verwittwet werden. Am Vorabend des Freitags dürfen die Frauen auch nicht spinnen, dies wäre den Augen sehr nachtheilig u. s. w. u. s. w. Von den Monaten ist es der Februar, in dem man sich durchaus nicht versprechen, verloben darf!

Wie ich bereits es oft hervorhob und aus den geschilderten Festgebräuchen deutlich erkennbar, wurzelt der Sinn für das Familienleben auch bei den Bulgaren gleich tief, wie bei allen slavischen Völkern. Der bis vor Kurzem auf ihn geübte Druck von Seite der herrschenden Rasse, seine vollkommene Ausschliessung von dem politisch-administrativen Getriebe des Staates, dessen Geschäften er, ungleich Griechen und Armeniern, bisher beinahe gänzlich ferne stand, schränkte dessen Fühlen und Trachten auf den engen Herd des Hauses ein und festigte die Gefühle der Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe, welche den Slaven im Allgemeinen auszeichnen.

Die bulgarischen Ehen sind im Vergleiche zu türkischen und selbst griechischen ungemein fruchtbar. Der neu ankommende Sprössling wird von der gesammten Familie als ein höchst willkommener Zuwachs begrüsst und Unfruchtbarkeit der Frau stets als ein grosses, wahrscheinlich durch einen geheimnissvollen Zauber hervorgerufenes Unglück betrachtet. Sorgfältig sucht man Wöchnerin und Kind durch allerlei Marafets vor dem bösen Blicke zu bewahren und schon im Mutterleibe wird das letztere all dem mystischen Spuke überantwortet, mit dem die Baba so wohl vertraut ist und der später den künftigen Weltbürger auf seinem Lebenswege durch das gefährliche Labyrinth des durch feindliche Geister unsicher gemachten irdischen Jammerthals geleitet.

Fühlt eine Bulgarin der südlichen Gebiete des Balkans (in der Gegend bei Tatar-Pazardšik) ihre Niederkunft heranziehen, so sucht sie durch Vermittlung der Baba von einer „Hadžika“, d. i. eine fromme Frau, welche die Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, ein Stückchen von einem Stricke zu erhalten, der von den h. Mönchen um den berühmten Stein gewickelt worden war, auf den einst die h. Gottesgebärerin sich stützte, als sie plötzlich die Geburtswehen überraschten. Der Handel mit diesen heilthätigen Binden bildet eine höchst lucrative Einnahmequelle für die orientalischen Klöster im gelobten Lande; denn in der Gegend des Kreuzbeines befestigt, fördern sie eine glückliche Geburt. Noch mehr erleichtert wird letztere durch eine Wurzel, welche die Baba mit mystischen Sprüchlein in eine Schüssel mit Wasser wirft. Erräth der Mann das Heranbrechen der verhängnissvollen Stunde, so steckt er seine Hände in den feuchten Inhalt und lässt seine Frau hierauf davon trinken. Derselbe Process wiederholt sich mit Hausgenossen und Kindern, sobald sie dem bei civilisirten Völkern vor ihren so sorgfältig gehüteten Geheimnisse auf der Spur.

Ist die Bulgarin unter dem Beistande der Baba glücklich entbunden, so entzieht sie den Ankömmling (in den Gegenden am Kamčikflusse) unter allerlei Beschwörungen durch eine Abreibung mit Salz und durch eine Räucherung des Raumes auch die Mutter allen übernatürlichen Einflüssen. Sie steckt der Wöchnerin überdiess (an den Südhängen des Balkans) ein Stück Knoblauch und einen

Ring ins Haar, legt rothe Zwiebel und einen Schürrhaken auf ihr Kopfkissen und bedeckt ihr Gesicht bis zum Munde mit einem weissen Tuche, um dieselbe vor „uruki" (Verschreiung) zu behüten. Die glückliche Vermehrung der Familie wird von allen Seiten mit Glückwünschen für Wöchnerin und Kind gefeiert. In den Donaugegenden, z. B. bei Sistov, umtanzen die jüngeren Sprösslinge ein lustig brennendes Feuer von dem Stroh, das unter dem Kissen der Wöchnerin zur Erinnerung an die Krippe des Heilands gelegen, nachdem die Muttergewordene dasselbe dreimal umschritten hat. Man malt auch dort ein rothes Kreuz auf den horizontalen Pfosten der Hausthüre, lässt hinter derselben durch 40 Tage ein Stück Eisen und nach Sonnenuntergang darf Niemand in das Haus eintreten oder dasselbe verlassen. Das Thor bleibt vollkommen geschlossen.

Am dritten Tage nach der Geburt bringt die Taufpathin (bei Tatar Pazardšik) eine Flasche Wein, Zucker, ein Kännchen Oel, etwas Weizen und ein Blatt Amaranth und bereitet mit Beihülfe der Baba die „tretini", das heilbringende Bad. Sie bestreicht das Kind mit Oel, wirft einige Geldstücke ins Badewasser, welche, nachdem das Bad geendet, der Baba zufallen und man schliesst den Tag mit einem kleinen Schmaus, zu dem die Nachbarinnen glückwünschend einsprechen.

Nach dem kirchlichen Taufacte überbringt die Pathin das Kind dem Vater, welcher an der Hausschwelle es mit einem neuen Hemdchen erwartet, mit dem Spruche: als Heidlein übergabst du mir dein Kindlein, als Christlein bringe ich es dir zurück. Hierauf folgt ein Festschmaus, zu dem die Geladenen mit Gaben für die Wöchnerin erscheinen. Die Pathin und Baba werden vom Hausherrn mit Wein, Speisen und je zwei Laiben Brot beschenkt und von der Wöchnerin erhalten sie je ein hübsches Tuch, das sie sogleich am Gürtel befestigen. Das Kind wird auch durch 40 weitere Tage (bei Tatar Pazardšik) von der Baba gebadet. Am 40. Tage geht die Wöchnerin mit Baba und Kind zum ersten Male zur Kirche. Der Pope liest ein Gebet, das man „reines Gebet" nennt, worauf man die Frau Pathin besucht. Beim Fortgehen erhält das Kind ein Ei oder Zucker, die Wöchnerin etwas Weissbrot und Salz. Man giesst ihr aber auch, damit sie viel Milch bekomme, ein wenig Wasser in die Schuhe. Zum Schlusse dankt die Pathin der Baba für die gehabte Mühe und küsst deren Hand! — Noch gilt es aber den jungen Sprössling gegen den bösen Blick und vor Verschreiung zu bewahren. Die Baba heftet also, ähnlich wie bei den Albanesen, ein Stückchen Knoblauch an das Mützchen der Knaben und Geldmünzen an das Häubchen der Mädchen.

Die Kinder hängen oft noch mit 3 — 5 Jahren an der Mutterbrust; sonst aber werden sie gänzlich ihrem Sterne überlassen. So zärtlich auch die Mutter ihr Kind liebt, so wenig versteht sie es dasselbe zu pflegen. Die Sterblichkeit

unter den Kleinen ist erschrecklich gross. Diejenigen, welche das zarte Kindesalter überstehen, danken es einzig ihrer kräftigen Constitution; denn nicht immer erzielen die Heilkünste und Marafets der Baba die erhoffte Wirkung und Aerzte sind in den Dörfern und kleinen Städtchen der Türkei gänzlich ungekannt. Man weiss sich jedoch zu helfen. Ueberfällt ein Kind plötzlicher Schreck, so wirft man glühende Kohlen in eine Schüssel mit Wasser und lässt es davon trinken; während die Baba einige Formeln spricht. Diese Beschwörung heisst „bajeni." Die Lieblingsspiele der heranwachsenden Knaben sind das Ballspiel, Steinwerfen, Wettläufe und Kriegsspiele. Die Mädchen unterhalten sich mit Puppen, Blindekuhspiel, Thüre der Königin u. s. w.

Im reiferen Alter kommen die Jungfrauen an den langen Winterabenden am Feuer eines Hauses zusammen. Arbeitend und am liebsten spinnend werden Liebes- oder sonstige lyrische Lieder angestimmt. Auch die Burschen erscheinen. Sie scherzen und erzählen und man trennt sich oft erst in später Nacht. Hier entspinnt sich oft der süsse Faden heimlichen Einverständnisses, der manchmal zum Altare führt. Gewöhnlich aber löset sich all die Poesie, mit welcher im Occident die Werbung um die Geliebte und künftige Gattin umwoben ist, bei dem bulgarischen Jüngling in einen höchst nüchternen Materialismus auf.

Die Wahl des neuen Hausmitgliedes wird nicht als eine persönliche Angelegenheit des Individuums; sondern als eine die ganze Familie direct betreffende angesehen und namentlich auf dem Lande nehmen die Eltern auf die Wahl des Mädchens den grössten Einfluss. Physische Stärke und Arbeitsamkeit sind die Cardinal-Eigenschaften, welche gefordert werden, mag die Erwählte auch weniger hübsch sein. Gewöhnlich heirathen die Mädchen im Alter von 16 – 20 Jahren. Mit 25 Jahren gilt ein Mädchen bereits für alt und hat in vielen Gegenden nur Aussicht einen Wittwer zu bekommen. Die Bursche verheirathen sich im 20—25. Jahre. Aeltere, über 30 Jahre alte, heirathen gewöhnlich junge Wittwen. Die Unterhandlungen mit den Eltern des Mädchens werden vertraulich eingeleitet, ihre Ausstattung wird genau festgestellt und ebenso das Kopfgeld, mit dem sie der Werber gewissermassen erkaufen muss. Ist alles geordnet, dann erst wird durch „svati" (Freunde des Bräutigams) förmlich um die Hand des Mädchens geworben, der Ring des Werbers überbracht und jener des Mädchens für diesen übernommen. Hierauf versenden Braut und Bräutigam Bouquets an die Jungfrauen der befreundeten Familien, welche dieselben durch mehrere Tage als Zierde ins Kopfhaar stecken. In den Donaustädten folgt dieser stillen Werbung und Versprechung eine officielle, welcher der Pope assistirt und die gewöhnlich ein grosser Horotanz beschliesst.

Es kommt aber auch vor, dass die Eltern der Erwählten sich weigern, der angebotenen Werbung zuzustimmen, selbst wenn das Mädchen mit derselben ein-

verstanden ist. Erscheint letzteres in solchem Falle freiwillig mit dem jungen Manne im Hause seiner Eltern, so schürt sie dort am Herde das Feuer auseinander und wird sie hierauf zum Niedersetzen aufgefordert, so gilt dies als zustimmendes Zeichen ihrer Aufnahme. Weder sie noch ihre Eltern erhalten aber dann Geschenke; hingegen kann der Bräutigam auch nie mehr ihre Rückkehr ins Elternhaus verlangen. Man nennt eine solche Heirath „pristanka."

Hat der Ringtausch und die Versendung der Bouquets stattgefunden, dann wird die Verlobung im Hause der Brauteltern in Anwesenheit der nächsten Verwandten und Freunde im lustigen Gelage gefeiert. Der Wein kreiset fröhlich in den verschiedenen Räumen, in welchen gesondert die jungen Mädchen und Bursche, in anderen die Verheiratheten passende Toaste und Gesänge ertönen lassen. Musik und Tanz dürfen natürlich nicht fehlen. Unter den Geschenken, welche an diesem Tage der junge Mann seiner Braut verehrt, wird namentlich der Werth des aus Gold- und Silbermünzen bestehenden und schon früher bestimmten Halsschmuckes genau geprüft. Entspricht er dem Brautvater und ebenso der Kopfschmuck, die Arm- und Ohrringe, die Gürtelspangen und Pantoffeln, dann mögen sich die jungen Leute als Verlobte betrachten. Die Geschenke werden den Versammelten zur Schau ausgestellt und diese trinken das Wohl des Brautpaares. Bereits am nächsten Tage erscheint die bräutliche Dorfschöne, geziert mit dem ganzen Gewichte des ihr gewidmeten Geld- und Juwelenschmuckes. Sie prunkt mit demselben an Sonn- und Festtagen bis zur Heirath, und glücklich, wenn er so reich, ihr Verlobter so stattlich, als sie beide in den ihr zur Koledazeit von der Dorffee vorgezauberten Bildern erblickte.

Die Heirath wird selten vor mehreren Monaten, oft aber erst, namentlich, falls die Verlobten noch sehr jugendlich, in einigen Jahren vollzogen. Der Vater des Bräutigams ist sodann diesem bei dem Baue seines Häuschens, das sich im gemeinschaftlichen Familienhofe erhebt, nach Kräften behülflich und ebenso zum Ankaufe eines Ochsenpaares und der nothwendigen Hausthiere. Ist Alles im Stande, so begeben sich die svati (Brautbitter) zu den Eltern der Verlobten, erstatten Bericht und ersuchen um die baldige Bestimmung des Tages der Vermählung. Gewöhnlich wird er auf einen Sonntag im Spätherbste, wo man weniger zu thun, verschoben, da die Festlichkeit mehrere Tage in Anspruch nimmt.

Die Feier wird eine Woche vor dem Hochzeitstage durch Tänze der Jungfrauen vor dem Hause der Braut und der Jünglinge vor jenem des Bräutigams eingeleitet. Am Mittwoch sendet der Verlobte seiner Erkornen allerlei Putzstücke und „Kana", womit die südslavischen Frauen Kopfhaar und Augenbrauen dunkel färben. Auch kommen die befreundeten Frauen, stecken ihr jede eine Münze in das, in unzählige Tressen geflochtene Haar, und begleitet von den Brautjungfern

nimmt sie am Abend ein volles Bad, nach dem die Frauen schmausen, singen und tanzen. Am Freitage wird die Ausstattung der Braut im Elternhause ausgestellt. Sie selbst sendet dem Verlobten ein schönes Hemd und einen Kuchen, den er, zurückgekehrt von dem Bade, in das ihn seine Freunde geleiten, mit diesen verzehrt. Am Samstag folgt im Hause der Braut gemeinschaftlicher Schmaus, Tanz und Gesang.

Die kirchliche Einsegnung wird nun am Sonntage in der Kirche, oder falls keine solche im Orte, in des Bräutigams Vaterhause vorgenommen. Im feierlichen Zuge, an dessen Spitze die svaten, der Krsnik und die Krsnica (Beistände), die dever (Führer), der bairaktar (Fahnenträger) einherschreiten, zieht die Procession der Verwandten und Gäste, die Männer mit Obst und Blumen geschmückten Stäben nach der kirchlichen Ceremonie (S. Serbien, S. 531) zum Hochzeitsschmause. An der Schwelle ihres Hauses werden die Vermählten (bei Varna) von der Schwiegermutter mit Fruchtkörnern bestreut, worauf die Braut dieser die Hand küsst und ebenso allen verheiratheten Frauen, welche mit kleinen Geschenken diese Huldigung erwiedern. In den Donaugegenden erhält die Braut an der Schwelle zwei Laibe Brot unter die Arme. Man steckt sodann in der Stube zwei brennende Kerzen in dieselben und setzt ihr hierauf ein Kind auf den Schooss, um sie symbolisch zur künftigen Mutter zu weihen. Jenseits des Balkans (im Süden) giebt die Schwiegermutter der Braut einen Laib Brot in die rechte, ein Glas Wein in die linke Hand und zieht hierauf das Brautpaar sammt dem dever mit einem sie gemeinsam umschlingenden Gürtelbande über eine ausgebreitete Leinwand in das Haus, worauf letztere unmittelbar hinter ihnen wieder aufgerollt wird. Man überlässt sich nun den Freuden des Mahles, wobei man Geld für die Braut sammelt, worauf sich das junge Paar in aller Stille, begleitet von der Baba, in sein Häuschen zurückzieht. Diese hat die Aufgabe, den tafelnden Gästen die Kunde von der vollzogenen Vermählung und von der in directester Weise geschöpften Ueberzeugung der Jungfräulichkeit der Braut den noch tafelnden nächsten Angehörigen zu überbringen, welche Nachricht von diesen mit Segenssprüchen, Toasten und Pistolenschüssen gefeiert und am nächsten Tage auch den sonstigen befreundeten Häusern durch Uebersendung von Blumenbouquets mitgetheilt wird. Lautet die Kunde unerfreulich, so verstummt alle Freude, das Mahl wird aufgehoben. Die Schuldige wird allsogleich einem strengen Inquisitorium unterworfen, nach Umständen verstossen und ihren Eltern zurückgeschickt; worauf diese alle Geschenke zurückzustellen haben und die Heirath als null und nichtig betrachtet wird. In den südlichen Gebieten des Balkans geht man oft so weit, die Schande der jungen Frau durch die Baba dem ganzen Dorfe öffentlich verkünden zu lassen!

Im glücklichen Falle verlassen die Neuvermählten oft erst nach einigen

Tagen ihr Haus. Sie hat jedoch an den nächsten Tagen noch verschiedene Gebräuche durchzumachen, bevor sie in die Reihe der Hausfrauen aufgenommen wird. In den Donaugegenden erscheint zeitlich am Morgen Musik im Hofe und bringt dem jungen Paare ein Ständchen. Hierauf kommt die Krsnica und die Mutter der jungen Frau, führen sie unter Assistenz der verheiratheten Männer und Frauen zu einem, in der Mitte des Hofes vorbereiteten Sitze und schmücken sie mit dem im Dorfe üblichen (jede Gegend hat ihren eigenthümlichen) Kopfputze der Frauen, wobei die Musik lustig aufspielt.

Bei Leskovec*) erscheint die Krsnica und die Mutter der Neuvermählten, jede begleitet von etwa zwanzig Frauen und führen das von einem Schleier gemeinsam bedeckte Paar unter einen jungen Baum. Nachdem die jungen Eheleute der Krsnica die Hand geküsst, entfernen Knaben unter heiterem Gaidaspiel den Schleier mit einigen frisch gebrochenen Zweigen, hängen ihn auf den Baum und umtanzen ihn. Am Mittwoch führt man die junge Frau dort mit Musik zum Brunnen, in dessen Trog und um dessen vier Ecken sie Hirse streut, zum Danke, dass die Quelle ihren Mann gelabt und ihre dürstenden Kinder einst tränken wird. Der anwesende dever nimmt einen Kübel voll Wasser, die Frau wirft Geldstücke hinein, dann stürzt sie den Kübel um, was den Wunsch stetigen Ueberflusses im Hause bedeutet und die Kinder bemächtigen sich der Geldstücke. Am Zaunthore des Gehöftes empfängt sie die „Kobilca", die Schulterstange, auf welcher die Wassereimer zum und vom Brunnen von den bulgarischen Mädchen und Frauen getragen werden. Sie empfängt die gefüllten Wassergeschirre aus den Händen der Schwiegermutter, Kinder werfen Erde, Gras, Weizen als Andeutung, dass die junge Frau Wohlstand ins Haus bringen möge, in die Eimer, worauf ihr die Kobilca wieder abgenommen wird und sie der Schwiegermutter als Zeichen künftigen Gehorsams die Hand küsst. Es folgt nun ein letzter Horotanz und die Hochzeitsfeier erhält so ihren Abschluss.

Fast in allen Gegenden Bulgariens gilt der erste Ausgang der Neuvermählten dem Brunnen. Bei Varna wird sie von den verheiratheten Frauen des Dorfes abgeholt. Sie umschreitet ihn, geleitet von den ältesten, drei Mal, schöpft sodann zwei Kübel Wasser und wird mit dem feuchten Inhalt beschüttet. Sie küsst hierauf allen der Reihe nach die Hände, erhält Früchte zum Geschenke, besucht Eltern und Verwandte und ist nach Erfüllung aller dieser Formen für immer in die Zahl der verheiratheten Frauen aufgenommen.

Ueberall wird ein hoher Werth der Moralität der bulgarischen Mädchen beigelegt und sie wird auch im Allgemeinen, mit geringer Ausnahme einiger desshalb berüchtigter Districte, sehr gerühmt. Auch die eheliche Treue der Frauen

*) Nach einer Mittheilung P. W. Odžakow's.

wird gewöhnlich strenge gefordert und bewahrt. Nur selten verheirathet sich eine Frau als Wittwe nochmals. Man begegnet namentlich in den Städten sehr vielen Frauen in schwarzer Tracht und sie tragen sie oft bis zu ihrem Lebensende, obwohl der adet (Gebrauch) nur ein Jahr Trauer bestimmt. Auf dem Lande (bei Varna) kehrt die Wittwe jedes einzelne Kleidungsstück nach aussen, an der Donau legt sie in den Städten allen Schmuck ab und bedeckt den Kopf mit einem weissen Tuche, das durch 40 Tage nicht gewaschen wird. Südlich vom Balkan trägt sie durch gleich viele Tage ein schwarzes Kopftuch. Stirbt die Frau, so rasirt sich der Wittwer 40 Tage lang nicht und heftet ein Stück dunkles Tuch an seine Mütze. Heirathet ein Wittwer zum zweitenmale, so geht er am Hochzeitstage auf das Grab seiner verstorbenen Frau und giesst Wein auf dasselbe; denn man glaubt, dass ihre Gebeine hierdurch verbrennen. Auch dürfen die Kinder aus erster Ehe während der Hochzeitsnacht nicht im Hause bleiben, dies würde ihnen unfehlbar Unglück bringen!

Fühlt der Bulgare die letzte Stunde seines Erdenwallens herankommen, hat ihm die Baba des Dorfes angekündigt, dass ihre Heilkünste, Marafets, Besprechungen u. s. w. gegen die stärkeren Naturgewalten ohnmächtig kämpfen, dann ergiebt er sich mit stoischer Resignation in das unabänderliche Schicksal. Er unterhandelt und feilscht, falls er noch genügende Kraft besitzt, über sein Begräbniss mit dem Popen und bespricht mit seinen Angehörigen den nach seinem Ableben zu gebenden Todtenschmaus, das Wehklagen der Frauen stört ihn dabei nicht. Der merkwürdige Fatalismus, der ihn durchs Leben führte, verlässt ihn auch im letzten Augenblicke nicht, weiss er doch, dass die Zurückgelassenen sein Andenken auch nach dem Tode ehren; sowie Leib und Seele es an nichts fehlen lassen werden.

Von dem Agonisirenden sagt der Bulgare, dass er Engel sehe. Man giebt ihm eine brennende Kerze in die Hand, umbindet die Wangen fest mit einem Tuche und drückt ihm die Augenlider zu. Kaum haben die Pulse des Sterbenden zu schlagen aufgehört, so beeilt man sich (bei Varna) alle Hohlgefässe, Krüge, Kessel u. s. w. im ganzen Hause umzukehren, damit sich die scheidende Seele nicht in dieselben flüchte und die Zurückbleibenden später nicht unangenehm belästige! Nun entkleidet man den Todten, wäscht ihn, legt ihn mit dem neuesten Anzuge bekleidet, mit dem Gesichte gegen Osten auf das Schaulager, stellt je eine brennende Kerze neben Kopf und Füsse, und Jene, welche hierbei beschäftigt, beräuchern den Leichnam. Den verstorbenen Popen werden diese Liebesdienste, falls andere Geistliche in der Nähe, ausschliesslich von diesen und dem „Hadži" von anderen Jerusalempilgern geleistet. Nach diesen ersten Liebesdiensten löscht man die brennenden Kerzen aus, kreuzt die Hände des Todten und drückt ihm eine brennende Kerze in dieselben. Sodann zieht man ihm Strümpfe und Schuhe

an, bindet dessen Füsse zusammen, legt ihm eine ikona (Bild) auf die Brust, stellt neben dem Kopfe eine brennende Lampe auf einen Stuhl, einen hohen Leuchter mit langer Wachskerze daneben und schmückt das Haupt mit Blumen.

Bald füllen ausser den Angehörigen auch die anlangenden Freunde des Verstorbenen den Raum. Sie erweisen ihm ihre Verehrung, indem die Männer ihm brennende Kerzen widmen, die Frauen aber neben solchen auch Blumen. Alle küssen das Bild und des Todten Gesicht, als Symbol der Versöhnung, des Vergessens jeglichen Zwistes und etwa erlittener oder zugefügter Unbill. Während all dieser Vorgänge ertönen unausgesetzt die Wehklagen der nächsten Angehörigen in oft herzzerreissender Weise. Man preiset den Verstorbenen als Vorbild aller Tugenden und ist es der Mann und Vater, so brechen Frau und Kinder in Klagen der Verzweiflung aus, als würde der ganze Wohlstand und die Zukunft des Hauses mit dem Verstorbenen zu Grabe getragen. Man ruft heulend:

O Milan!
„Wer wird nun für uns ackern?“
O Gott! O Gott!
„Wer wird künftig das Getreide zur Stadt fahren?“
O Gott! O Gott!
„Wer wird im Walde nunmehr das Holz schlagen?“
O Gott! O Gott!
„Wer wird für uns so liebevoll wie du sorgen?“
O Gott! O Gott! u. s. w. u. s. w.

Ist die Sterbende eine verheirathete Frau, so befrägt der Mann sie, ob er sich der Kinder wegen wieder verehelichen dürfe. Selten verweigert sie ihre formelle Zustimmung, und er befestigt sodann einen Ring an ihrem rechten Arme, mit dem sie begraben wird.

Bis zum Begräbnisse achtet man wohl darauf, dass weder Mensch noch Thier, insbesondere ein Hund oder eine Katze über den Leichnam schreite, sonst könnte sich der Todte in einen Vampyr verwandeln und dem Hause und Dorfe Unglück bringen!

Wenige Stunden, nachdem der Sterbende geendet, wird der Leichnam zur Kirche gebracht, eingesegnet und der Muttererde übergeben. Oft ohne weiteres priesterliches Geleite, fährt die mit zwei Ochsen bespannte araba (Karren) ihn auf den bescheidenen Friedhof, wo er in einer kaum zwei Fuss tiefen Grube versenkt wird. Es wird ein Weizengericht unter die Anwesenden vertheilt und jeder Begleitende wirft eine Handvoll Erde auf das Grab. Ist die Familie wohlhabend, so lässt sie durch den Popen einige Messen für den Todten lesen. Unentgeltlich würde er es kaum thun; hingegen fehlt er nie bei dem Leichenschmause, der noch am selben Abende im Trauerhause gegeben wird. Er verläuft in aller

Stille und man begnügt sich, mit einigen Gläsern Raki auf das Seelenheil des Hingeschiedenen zu trinken.

Am Tage nach dem Begräbnisse besuchen die Frauen das Grab, giessen Wein und Wasser auf dasselbe, vertheilen Speise und Trank an die anwesenden Ortsarmen und stimmen aufs Neue Klagelieder an. Man stellt auch eine Thonlampe in einem hölzernen Schutzgehäuse auf das Grab und sorgt dafür, dass sie mit Oel gefüllt und durch drei Jahre brennend erhalten werde. Die Besuche des Grabes werden von den nächsten Angehörigen am 3., 9., 12., 20., 40. Tage, dann nach 3, 6, 9 und 12 Monaten wiederholt. Am 40. Tage trägt man 40 Kerzen und ebenso die Reste der am Begräbnisstage gebrauchten auf das Grab. Bei allen diesen Besuchen stellen die Frauen der Verstorbenen Schüsseln mit gekochtem Weizen, Reis und Krüge mit Wein oder Raki auf die Gräber der Verstorbenen. Der Mann trägt jedoch nur zur „zadušnica" (Allerseelentage) Speise und Trank auf das Grab der Frau. Alle Verwandten betheiligen sich bei diesen Erinnerungsbesuchen; auch der Pope, falls ein solcher im Dorfe. Man glaubt allgemein, dass die Seele des Verstorbenen gegenwärtig sei und die erwiesene Ehre günstig aufnehme.

Die „zadušnica" wird in einigen Gegenden Bulgariens dreimal im Jahre, in anderen fünfmal begangen und zwar stets an den Samstagen vor dem Archangelovden, vor den Fleischfasten, vor der Charwoche, vor der Thomaswoche und vor Pfingsten. Man schreibt dann auf einem Zettel, an dessen Spitze ein grosses Kreuz gemacht wird, der Reihe nach die Namen der Verstorbenen der Familie, so weit sie noch in deren Gedächtniss erhalten sind, und zuletzt jene der letzten Generation. Diese Liste wird von dem Popen unter Segenssprüchen in der Kirche im Beisein der Angehörigen abgelesen und zugleich weiht er auch die „Kolevo", das Todtengericht, das aus einem riesigen Kuchen von Weizen mit aufgestreuten Nüssen, Gewürzen, Zucker und einem aufgelegten Kreuze von gleichen Ingredienzien besteht. Dieser Kolevo wird nun auf das Grab der Verstorbenen getragen und unter vielfachen: bog da prosti! (Gott verzeihe dir!) gekostet und zum Theil den Ortsarmen gespendet. Diese erhalten auch in manchen Gegenden, z. B. bei Żelesnik, je nachdem die Verstorbenen Männer, Frauen, Knaben oder Mädchen, wassergefüllte Gläser, Schüsseln, Krügchen oder Näpfe zum Geschenke, wobei darauf geachtet wird, dass das Alter der Armen stets jenem der Verstorbenen so ziemlich entspreche. Man glaubt, dass dies den Verstorbenen eine angenehme Erquickung bereite.

Wie man sieht, ist auch bei den Bulgaren und vielleicht noch mehr als bei allen anderen Bekennern der orientalischen Kirche der Wahn verbreitet: man müsse die Todten nähren, darf es ihnen an nichts fehlen lassen und man müsse es ihnen auch in solch materieller Weise beweisen, dass man stets ihrer in Liebe gedenke.

Sehr oft ist der von gleichen Ideen befangene, unwissende Pope bei dieser Ceremonie gegenwärtig, welche gewiss in der heidnischen Vorzeit, vielleicht in den verlorenen Traditionen des Demeter- und Dionysus-Cultus wurzelt. Die alten Kirchenväter eiferten vergebens gegen diese uralte Sitte, sie mussten mit dem Volksglauben pactiren, der sich weit weniger mit dem Fortleben der Seele und dem Paradies beschäftigte, als mit dem Gedanken das materielle Wohl der Hingeschiedenen zu sichern. Das Todtenmahl wurde also geduldet. Man versuchte es von Seite der Kirche mit christlichen Glaubensideen in Verbindung zu bringen, ohne jedoch dessen heidnischen Ursprung tilgen zu können. Der Glaube an das dauernde materielle Bedürfniss der Verstorbenen ist bei den Bulgaren so tief gewurzelt, dass die Frauen, falls ihnen von ihrem einstigen Manne träumt, dies als eine übernatürliche Anzeige und Aufforderung betrachten, er hungere, durste und fordere Speise und Trank.

Nach drei Jahren werden die Gebeine des Bestatteten ausgegraben, gewaschen, in ein Leinensäckchen gesteckt, vor den, selbst in der kleinsten Dorfkirche vorhandenen bischöflichen Thron gebracht, vom Popen eingesegnet und sodann erneuert bestattet. Ist dieses zweite Begräbniss vollzogen, so geht nur noch der dem Todten nächste Nachtrauernde an den Freitagabenden und am Morgen der Samstage auf dessen Grab und zündet auf demselben eine Kerze an.

Das rasche Begräbniss der Verstorbenen, unmittelbar nach dem Verscheiden, hat wohl manchen Scheintodten vorzeitig der Erde überliefert. Da die Decke jedoch nicht hoch und fest geschichtet und der Leichnam in keinem Sarge ruht, kam es wohl oft vor, dass der Todtgeglaubte plötzlich wieder in Mitte der Seinigen erschien, ohne dass der Verdacht des Vampyrthums auf ihm ruhte.

Wie in allen südslavischen Ländern, ist auch in Bulgarien der Vampyrglaube allgemein verbreitet. In Serbien heisst er vukodlak, hier „vampir" (lipir u. s. w.). Das Vampyrthum ist in gewissen Familien erblich, es giebt aber auch Dispositionen für dasselbe und oft wird man ganz unverhofft durch bösen Zauber zum Vampyr. Am häufigsten, wenn ein heimtückischer Maurer bei Beginn eines Hauses des Vorübergehenden Schatten mit einer Schnur misst und diese dann in die Grundveste desselben mit einmauert. Bereits nach 40 Tagen wird man zum bösen Geiste (talasam) und beunruhigt des Nachts bis zum ersten Hahnschrei mit allerlei Spuk die friedlichen Ortsbewohner.

Neun Tage nach dem Begräbnisse verlässt der Vampyr sein Grab. Oft unterhält er sich, ähnlich dem deutschen „Kobold", ganz harmlos damit, die Leute nur plötzlich zu erschrecken. Manchmal lockt er sie aber durch Schmeichelrufe aus ihrer behaglichen Ruhe vor das Haus und schlägt sie dann schwarz und blau. Seinem Unwillen macht er durch fürchterliches Poltern Luft. Er fährt dann als

Schatten über Flur und Weide, lässt Blutspuren zurück oder beschmutzt die Bilder der Heiligen mit Koth, fordert die stärksten Bursche zum Zweikampf und diese brechen sich im Ringen mit dem Unsichtbaren die Beine.

Wenn der bulgarische Vampyr 40 Tage lang als Schatten sein Unwesen getrieben hat, dann entsteigt er selbst seinem Grabe, nimmt wieder Fleisch und Blut an und heirathet vielleicht auch an einem fremden Orte, wo er ungekannt und kein Verdacht ihn belästigt. Er benimmt sich dann scheinbar friedlich gegen seine Frau und Jedermann. Des Nachts verlässt er aber sein Lager, verrichtet allerlei Arbeiten, reinigt die Strassen, verzehrt die gefallenen Büffel und Ochsen, saugt das Blut aus allen Kühen, welche irgendwie krank sind. Nur nach Menschenblut scheint es dem bulgarischen Vampyr seltener als seinen anderen südslavischen Brüdern zu gelüsten.

Nichts natürlicher als dass man den „Krvopijac“ (Blutsauger) unschädlich zu machen sucht. Oft geschieht es durch von der Dorffee präparirtes Gift, manchmal und selbst heute noch durch Verbrennung. Man öffnet auch das Grab des „lipir“ und stösst ihm einen Nagel oder Pfahl tief in die Brust. Auch durchlöchert man den Leichnam mit Pistolenschüssen und stampft dann wieder die Erde fest auf denselben. Am leichtesten versichert man sich aber des Vampyrs, indem man ihm plötzlich aus einem Verstecke, das er passiren muss, mit einem geweihten Bilde entgegen tritt. Er überfliegt dann selbst Dächer und alle Hindernisse und indem man ihn mit dem Talisman eiligst verfolgt, zwingt man die Vampyrseele in eine vorbereitete, mit dessen Lieblingsspeisen gefüllte Flasche zu flüchten. Diese wird nun rasch mit einem Propfen, in dem sich ein Theilchen eines geweihten Heiligenbildes befindet, verkorkt und sodann dem Feuer übergeben.

Im Dorfe Peštera, erzählt uns Vasil Čolakov, dem wir manch schätzbare Mittheilung über Bräuche bei Tatar-Pazardšik verdanken, fiel jüngst ein Maurer beim Bau eines Hauses vom Gerüste herab. Er wurde begraben; doch schon wenige Tage nach seinem Tode begann es im Hause des Meisters zu spuken. Nach Berathung mit den Gesellen begab man sich gemeinsam zum Grabe des Verunglückten und, wie man sich überzeugt hielt, Vampyr gewordenen ehemaligen Gehülfen, öffnete es, fand den Leichnam auch wirklich bedenklich aufgeschwollen und noch gänzlich unverwest. Man durchlöcherte in Folge dieses untrügerischen Zeichens des Vampyrthums den Körper mit vielen Pistolenschüssen, bis er „einem Siebe glich“ und verbrannte ihn hierauf zu grösserer Sicherheit auf einem mit „Dornen“ unterhaltenen Feuer.

Auf den Zaunpfählen der bulgarischen Gehöfte findet man oft die Schädel gefallener Pferde aufgespiesst. Es geschieht dies, weil die „talasami“, welche als Schatten in weissen Gewändern, ferner als verzauberte Hunde, Hennen mit

ihren Küchlein, den Menschen erscheinen, sich gerne auf diese Schädel setzen und dann den Hofzaun nicht überschreiten.

Namentlich fürchtet man bei verstorbenen alten Weibern, dass sie „vešterici“ (Hexen) werden und als röthliche Schmetterlinge das Blut den kleinen Kindern gern aussaugen. Man macht desshalb, wo sich ein derartiger Falter zeigt, Jagd auf denselben und ruht nicht, bis er getödtet und unschädlich gemacht worden ist!

Die Brunnenfee, welche im Wahnglauben aller Völker einen hervorragenden Platz einnimmt, spukt bei den Bulgaren in verschiedener Gestalt. Sie zeigt sich als weisse Katze, weisse Ziege, weisses Ross u. s. w., und hat man das Unglück, von solchen gekratzt oder gestossen zu werden, so erliegt man der Verletzung. Jungen Männern erscheint sie aber auch als weisse Frau mit verführerischen Reizen. Wehe dem, der ihre Liebe entzündet; denn ihr Kuss tödtet unfehlbar.

Der materialistische Bulgare sehnt sich jedoch weniger nach der Umarmung geisterhafter Elfen, als nach den von allerlei gespenstischen Wächtern gehüteten Schätzen, die einst zu Kral Marko's, Kaiser Constantin's oder König Alexander's Zeit in Höhlen, unter Bäumen und in alten Schlossruinen begraben wurden. Sie zu erlangen, scheuet er keine nächtlichen Abenteuer. Schwierig ist es die Schätze hütenden riesigen Neger, Feen u. s. w. durch Opfer sich geneigt zu machen oder durch allerlei Talismane und Beschwörungen zu bannen. Doch manchmal soll es gelingen.

Den Wald bevölkert der bulgarische Aberglaube, ausser mit Waldfrauen, auch mit verzauberten Thieren. Da giebt es Bären, in welchen eigentlich solche Türken stecken, die während ihres Lebens nie Schweinefleisch gekostet haben. Man fährt durch den Wald; plötzlich versagen die munteren Rösslein oder Büffel den Dienst. Sie kommen kaum von der Stelle; denn der Waldfrau gefiel es, dem Bauer zum Possen, mit ihrem Riesengewichte sich unsichtbar an dessen Seite zu setzen. Auch das Alpdrücken, plötzliches Rheuma und Gichtanfälle schreibt der Bulgare boshaften Geistern zu und sucht dagegen Amulete und Bannmittel bei Pope, Baba und Hodscha.

Die grosse Neigung des Bulgaren zum Mysticismus, sein Streben, alles, was ihm Ausserordentliches begegnet, ihn freudig und schmerzlich berührt, auf übernatürliche Einflüsse zurückzuleiten, geht aus alledem nur zu sehr hervor. Sein Aberglaube ist aber ein wesentlich anderer als jener des Serben oder Occidentalen. Es fehlen ihm, wie wir gesehen haben, alle poetischen Anklänge, er ist von einem rohen Materialismus erfüllt, der in dem von türkischer Anschauung beeinflussten Volksglauben zu wurzeln scheint, als führe der Tod den Menschen in eine andere Welt, in welcher er sein physisches Leben nur einfach fortsetzt.

Sicher ist, dass diesem Wahne bisher von Seite des niederen Klerus nur wenig gesteuert wurde, und gesteuert werden konnte. Der Ueberfluss an rohen,

ungebildeten Mönchen ist für Bulgarien von noch grösserem Nachtheile als für Serbien, da er hier nicht von verhältnissmässig zahlreichen Volksschulen einigermassen paralysirt wird. Auch sind die bulgarischen Klöster weit stärker bevölkert als die serbischen. Auf den Vorhöhen und in den Schluchten des Balkans, wo sich sehr viele Klöster eingenistet haben, findet man z. B. eine Stunde von Tirnovo entfernt auf dem rechten Yantraufer das Kloster „Sveta Troica" mit 40 bis 50 Mönchen. Ihm gegenüber liegt demungeachtet ein zweites, noch stärker bevölkertes, noch näher der Stadt ein drittes und viertes Kloster, und auf dem Wege nach dem nur 6 Stunden entfernten Elena 5 andere Klöster. Als hätte Bulgarien ihrer nicht genug, wurde vor Kurzem in Kezanlik ein neues für 20 Nonnen, unterstützt durch russische milde Spenden, vollendet und doch befindet sich in dem benachbarten Kalofer ein Kloster für 40 — 50 Frauen. In einer Schlucht des Rhodops liegt Bačkovo, das grösste Kloster des Paschaliks Filippopel, dessen Einkünfte 100,000 Drachmen übersteigen, und in einer höchst romantischen Thalenge des Rilostockes, das berühmteste aller bulgarischen Klöster, Sv. Rilo, das von etwa 120 Mönchen und 30 Laiendienern bewohnt wird und welches in seinen Räumen am Feste der h. Panagia Tausende von Personen beherbergt.

Die Zahl der Mönche und Nonnen, die bewusst und unbewusst auf die abergläubische und entsittlichende Richtung des Bulgarenvolkes hinarbeiten, ist, wie man aus diesen wenigen, ganz zuverlässigen Daten schon entnehmen kann, leider — Legion! Es darf desshalb nicht überraschen, wenn sich gegenwärtig in den Städten und besseren Ständen das Bedürfniss fühlbar macht, dem Nachwuchse, auf dem alle nationalen Hoffnungen beruhen, eine bessere, über den gewöhnlichen Elementarunterricht hinaus gehende Erziehung angedeihen zu lassen. Leider bietet sich dazu im Inlande nur ungenügende Gelegenheit und wohlhabendere Familien und Gemeinden senden mindestens einige ihrer talentvolleren Angehörigen auf die Gymnasien und Hochschulen des Auslandes.

In diesen Kreisen finden auch die ersten Anfänge der jungbulgarischen Literatur und periodischen Presse ihre Unterstützung. Das tüchtigste der bulgarischen Journale „Budušnost" ist mit seinem patriotischen Herausgeber, dem talentvollen Rakovski, gestorben. Unter den 5 — 6 übrigen nehmen die durch den Einfluss des griechischen Patriarchats zeitweise von der türkischen Censur mit Bann belegten „Makedonia" und „Pravo" die hervorragendste Stellung ein. Die bulgarischen Journale und die von Stojanović ins Leben gerufenen Publicationen der Brailaer literarischen Gesellschaft haben nicht wenig zur Hebung des heute so regen und täglich wachsenden nationalen Bewusstseins beigetragen und die Begründung einer autonom-bulgarischen Kirche mit Geschick und Eifer verfochten. Sie zeichnen sich vortheilhaft vor einigen, durch bulgarische Emigranten zu Bukarest

herausgegebenen, von dem u
welche als Mittel der Agitatio
bloss moralisch unterstützt we
gehenden Bukarester Fraction
Capitel ein Streiflicht geworfen.
lass bieten, deren Vorgehen zu l

... in die Tiefe und hat erst seit einer gerin-
gen Anzahl von Jahren den Kampf um eine Art geistige
Wiedergeburt aufgenommen — den Anstoß hiezu gab der
Kampf mit dem Patriarchat in Konstantinopel, der jedoch
nicht einseitig blieb und die wohlthätigsten Folgen auf
die kulturelle Entwicklung des Landes genommen hat, so
daß dermalen kein Zweifel mehr bestehen kann über die
Rolle, welche Bulgarien zugetheilt bekommt, bis einmal
die orientalische Frage wirklich zu brennen beginnen
wird. Durch Bulgarien geht der Westeuropa mit dem
Orient verbindende Schienenstrang zum größten Theile
Bulgarien hält den ganzen unteren Donauhandel so
ziemlich allein in Händen, die Bulgaren selbst sind eben
so intelligent als strebsam, wie ihre Exmissionen von
Studierenden zu Hunderten nach österreichischen und
deutschen Schulanstalten bezeugen, sie geben vortreffliche
Ackerbauer, Gewerbsleute und Techniker ab und tragen
überdies ihr Ideal im Herzen: die alte Unabhängigkeit
und Größe, ein Stachel, welcher jeder bildungsfähigen
Nation zur Erreichung ihrer edelsten Ziele noch immer
fördernd gedient hat. Von den Höhen des Balkan, eines
vielgenannten und doch ungekannten Gebirgszugs, den
Kanitz siebenzehnmal durchkreuzte, wird einst die Frei-
heit der geknechteten Völker des Orientes niedergehen,
wenn eben Bulgarien die Wege vorwärts wandelt, welche
es eingeschlagen, und welche es uns zivilisirten Europäern
allein näher bringen können: die Wege der geistigen
Bildung und gesellschaftlichen Konsolidirung! Dinge, die,
um ein Beispiel hervorzuheben, in Rußland in verschwin-
dend kleinen Dosen vorhanden sind, weßwegen denn auch
die chinesische Mauer für uns in Europa beim ersten
russischen Zollhause beginnt. . . .

Von allen seinen Völkerschaften, welche vom vierten
bis sechsten Jahrhunderte die Donau in wechselndem
Laufe überschritten hatten und deren genaue Sonderung
Historiker so schwer wird, gelang es nur einem
...ich-uralischen Volke — die Magyaren traten erst
später auf, bemerkt sarkastisch F. Kanitz — unter eigen-
thümlichen Verhältnissen einen dauernden Staat unter
dem Namen „Bulgarien" zu begründen. In der Geschichte
Europas wird der Bulgaren zuerst gegen Ende des fünf-
ten Jahrhundertes gedacht — sechshundert Jahre zuvor
sollen sie aber bereits unter Arcades dem Ersten Län-
dereien am Araxes auf ihrem Zuge nach dem Pruth er-
halten haben — wie lange sie an diesem, heute die
Grenze zwischen der russischen Kaukasusprovinz und Per-
sien bildenden Flusse verweilt, welche Kämpfe sie bis zu
ihrem Erscheinen an der Donau durchgemacht, darüber
geben die Annalen jenes Zeitraumes, so reich am flu-
thendem Szenenwechsel barbarischer Nomaden, nur
unsichere Aufschlüsse. Bulgaren waren es, welche das
hinfällig gewordene Byzanz bedrohten, das sich durch die
Aufführung von langgestreckten Mauern gegen sie zu
sichern suchte; Bulgaren waren es, welche in demselben
Jahre, da Justinian Ravenna eroberte, alles Land bis
zum Bosporus und zur jonischen Küste verheerten, vor
Thessalonik erschienen und auf thrazischem Boden überwin-
terten, nachdem sie dreißig blühende Städte in Asche ge-
legt hatten. Acht Jahre darauf (559) lagerten sie vor den
Thoren der Hauptstadt und nur die bekannte Großthat
Belisar's rettete sie vor der Zerstörung. Zweimalhundert-
tausend Byzantiner bezahlten beinahe alljährlich mit
ihrem Leben oder ihrer Freiheit diese Einfälle der Bul-
garen. Man sieht, es war ein recht angenehmes Volk.
Es wußte sich in der Folge gleich angenehm zu erhalten,
wie Magyaren und Serben zu erzählen wissen. Auch die
Türken wurden von den Bulgaren mit blutigen Köpfen
heimgeschickt, bis das große Südslavenunglück einbrach,
die Schlacht am Amselfelde, wo durch schmählichen Ver-
rath die serbisch-bulgarischen Heere zertrümmert wurden
und der Halbmond Sieger blieb für alle weiteren Zeiten.
Dann kam endlich auch der Fall Konstantinopels. Als der
neue moslimische Herrscher des alten Byzanz die ver-
wüsteten Räume des Sitzes der Palaologen betrat, zitirte
er tief erschüttert die Worte einer altpersischen Dichtung:
„Die Spinne hat ihr Gewebe aufgehangen in dem kai-
serlichen Palaste und der Eule Nachtgesang ertönte durch
die Thürme Afrasiabs."

Die Spinne hat noch immer nach vier Jahr-
hunderten ihr Gewebe dort hangen und noch immer er-
tönt der Eule Nachtgesang — zwar will es scheinen, als
sollte es Tag werden, aber der rothe Streifen am Horizont
ist noch viel zu schwach, als daß sich an ihm erlaben und
erheben könnte zur rettenden That das Volk der
Bulgaren, das „Zukunftsvolk", oder daß die Südslaven
überhaupt an eine politische Machtstellung denken konnten.
Sie thun schon Großes, wenn sie für ihre Ausbildung
ringen und kämpfen unter dem geistetödtenden Banne
der türkischen Oberherrschaft. Was da Alles in diese
Beziehung geschehen ist und geschieht, lernen wir an
Kanitz' Werke kennen — er spricht in der ersten Ab
theilung desselben von „Staat und Gesellschaft",
bringt in der zweiten „Reisestudien zwischen Nisch,
Donau, Lom und Timok" — die dritte Abtheilung (i
zweiten noch nicht erschienenen Bande) „Reisestudi
im Zentral- und West-Balkan", die vierte endlich (
dritten Bande) „Reisestudien von dem Ostbalkan." G
schichte, Archäologie, Ethnographie, Verfassung, Kir
Verwaltung, Landschaft, Naturproduktion, Gewerbe, B
leb., Schule, Literatur und Kunst des Hämusgebietes
das ganze, weite, große Gebiet der menschlichen Ku
wie sie sich in diesem verlorenen und wie man nun
auch verkannten Erdtheil präsentirt, das Alles
für die deutsche Wissenschaft F. Kanitz entdeckt.

Es ist eigenthümlich und es ist gut, bei dieser
legenheit wieder zu konstatiren, daß die Slaven selb
sich in all' diesen Kulturangelegenheiten gar nicht
sorgt haben und daß es lediglich deutsche Pioniere
welche in den dichten und dunklen Urwald hinei
leitenden Pfade schlagen. F. Kanitz führt eine glänzende

Emil Bulowa

herausgegebenen, von dem unpraktischsten Chauvinismus erfüllten Blättchen aus, welche als Mittel der Agitation von serbischer und russischer Seite oft mehr als bloss moralisch unterstützt werden. Auf Tendenzen und Pläne dieser weitestgehenden Bukarester Fraction des „Jungbulgarenthums" habe ich bereits im I. Capitel ein Streiflicht geworfen. Es wird sich wohl noch mancher weitere Anlass bieten, deren Vorgehen zu beleuchten.

III.

GENESIS DER POLITISCHEN RECHTE

DER

BULGARISCHEN RAJAH.

1829 — 1870.

Einleitung. — Zelotenhafte Existenz bis zum russischen Kriege 1828. — Die ersten verbrieften Freiheiten im J. 1829. — Folgen der rumelischen Reise Sultan Mahmuds II. — Der grosse Reform-Minister Reschid Pascha. — Wohlthätige Massregeln in der Administration. — Abdul Medjid' I. Regierungsantritt. — Der Hatt von Gülhane 2. Nov. 1839. — Charakterisirung desselben. — Prüfung des Rajahloses nach seiner Proclamation. — Unzufriedenheit der Moslims mit seinem Inhalte. — Aufstandsversuche gegen die Rajah. — Hattischerif vom J. 1845. — Gründung der Provinzial-Medjlis. — Theilnahme der Rajah an denselben. — Das Jahr 1848. — Mission des Grafen von Leiningen. — Oesterreichs Emancipationsvorschlag der Rajah. — Lord de Redcliffe's theoretische Erfolge. — Annahme des Rajahzeugnisses vor Gericht. — Aufhebung der Kopfsteuer. — Einführung der Militärsteuer. — Conferenzen der Grossmächte zu Gunsten der Rajah zu Constantinopel. — Der Hatti-Humajun 1856. — Analyse desselben. — Seine Erwähnung im Pariser Friedensvertrag. — Der Hatt befriedigt weder Christ noch Türk! — Das englische Parlament und ein Ausspruch Lord Palmerston's über den Hatt. — Einzige Garantie für die Emancipation der Rajah. — Ein Ausspruch des deutschen Generalconsuls Rosen über den Hatti-Humajun.

Wollen wir die grosse Bewegung der Geister begreifen, welche in der christlichen Bevölkerung Bulgariens seit etwa fünfzehn Jahren feste Wurzeln schlug, wollen wir die Ursachen erfassen, welchen dieselbe entsprang, und wünschen wir uns ein objectives Urtheil zu bilden, wie weit dieselbe gerechtfertigt, wo die Wahrheit zwischen slavo- und turkophiler Darstellung jener, heute einen der wichtigsten Kernpuncte in der grossen Orientfrage bildenden bulgarischen Erhebung liegt, dann müssen wir nothwendig mit jenen früheren Verhältnissen der christlichen Rajah der Türkei uns beschäftigen, welche die Intervention der europäischen Grossmächte im Pariser Friedensschlusse (1856) zu deren Gunsten

herbeiführte, und wir müssen ferner prüfen, wie weit der unter dem Hochdrucke der Grossmächte entstandene Hatti-Humajun, welcher die Emancipation der christlichen Unterthanen des Sultans proclamirte, verwirklicht worden oder ein todter Buchstabe geblieben ist.

Schlagen wir diesen pragmatischen Weg ein, dann werden wir aber nicht nur den Schlüssel für die Vorgänge in Bulgarien; sondern für alle jene in Bosnien, Albanien u. s. w. periodisch auftretenden, unsere Cabinete mit Bangen erfüllenden Erschütterungen finden, in welchen sich die heftig gährenden inneren Verhältnisse der europäischen Türkei Luft zu machen suchen. Wir gewinnen aber auch gleichzeitig zum ersten Male einen Gesammtblick auf die Acte, welche seit dem Reform-Sultan Mahmud die feierlich beschworenen und erweiterten Rechte der türkischen Rajah begründet haben.

Erst durch den russisch-türkischen Krieg 1828 — 29 ist die seit der moslim'schen Eroberung des byzantinischen Reiches und der südslavischen Staaten zelotenhaft gewordene Existenz der türkischen Christenheit, welche officiell „Rajah“ (wehr- und waffenlose Heerde) genannt wurde, in eine menschenwürdigere, mit von den Sultanen verbrieften Freiheiten ausgestattete Stellung verwandelt worden.

Nur Russlands neuestes Verhältniss zur Pforte lässt sich mit jenem vergleichen, welches es unmittelbar nach dem Adrianopler Friedensschlusse am goldenen Horne einnahm. Nachdem Car Nicolaus Sultan Mahmud II. das Uebergewicht seiner Macht in zwingender Weise hatte empfinden lassen, bewies er in jeder Richtung, namentlich aber in den Friedensstipulationen, gegenüber dem niedergeworfenen Feinde eine Schonung, welche auf den ritterlichen Grossherrn tiefen Eindruck übte und ihn mit Dankbarkeit erfüllte.

Dieser Stimmung entfloss zunächst, als Aeusserung des Bestrebens, den Wünschen Russlands und in zweiter Linie der öffentlichen Meinung des christlichen Occidents gerecht zu werden, jener Ferman vom December 1829, welcher die bulgarische Rajah, ungeachtet sie an manchen Orten ihre Sympathien für den Car zu laut bekundet hatte, der vollsten sultanlichen Gnade versicherte und sie einer milden Behandlung, sowie dem Schutze der kaiserlicher Statthalter empfahl. In noch eindringlicherer Weise proclamirte Sultan Mahmud die Gleichstellung seiner christlichen mit den moslim'schen Unterthanen auf jenen denkwürdigen Reisen, die er 1831 und 1837 durch Ost-Bulgarien und Thracien unternahm, um sich der Sympathien der Rajah zu versichern und sich von den Wirkungen seiner Reformen zu überzeugen.

Ermuthigt und gekräftigt durch den Jubel, der ihn namentlich auf dessen rumelischer Reise begleitete, beschloss er noch während derselben das schwierige Regenerationswerk seines Staates mit neuem Eifer aufzunehmen. In Reschid

Pascha, seinem bisherigen Botschafter in London, suchte und fand Mahmud für seine reformatorischen Bestrebungen die geeignete Kraft. Diesem ausgezeichneten Staatsmanne, dessen Namen in der modernen Geschichte der Türkei das ehrenvollste Andenken gebührt, war es vorbehalten, als Seele des neuen Cabinets, die von Mahmud begründete Reorganisation der Verwaltung (tanzimat-i-hairieh) kräftigst zu verwirklichen.

Unter den zahlreichen, von Reschid eingeführten, den alten Missbräuchen steuernden Massnahmen sei hier zunächst nur jener gedacht, welche am meisten der von der gänzlich unfähigen Administration und Justiz ausgesogenen Rajah zu Gute kam. Reschid versuchte, was nach orientalischen Anschauungen unerhört, die Bestechlichkeit der Beamten durch die bis dahin nicht gekannte Bezahlung derselben aus dem Staatsschatze zu beseitigen. Aber auch den brach liegenden Hilfsquellen des Reiches, den Wasser- und Landcommunicationen wandte Reschid seine Sorgfalt zu. Auf allen Gebieten versuchte er die Türkei in Bahnen zu lenken, welche sie allmälig befähigen sollten, in die Reihe der civilisirten europäischen Staaten einzutreten.

Leider fand der weit mehr von der christlichen Rajah, als von seinen moslim'schen, in manchen Privilegien gekränkten Unterthanen tief betrauerte Reformsultan Mahmud († 30. Juni 1839) in seinem Sohne Abdulmedjid einen nur schwächlichen Nachfolger. Die alttürkische Reactionspartei hatte längst im Stillen den Thronwechsel sehnlichst erwartet. Sie wusste nun ihre Zeit gekommen und drängte sich, das Staatsruder für den unerfahrenen 16jährigen Sultan in die Hand zu nehmen. Reschid Pascha wurde von dem alten reformlauen Chosrev verdrängt, um jedoch schon nach wenigen Monaten, in Folge der gegen die Pforte immer unfreundlicher sich gestaltenden Stimmung der einflussreichsten Grossmächte, aufs Neue die Zügel der Regierung zu ergreifen.

Reschid hatte die Zwischenzeit in besonderer Mission in England und Frankreich zugebracht, und sich für die dort herrschende constitutionelle Regierungsform erwärmt. In deren Uebertragung auf die Türkei erblickte er das beste Auskunftsmittel, diese in den Augen der fortschrittsfreundlichen Westmächte zu rehabilitiren und ihr die Sympathien der gebildeten Welt gegen das immer herrischer auftretende absolutistische Russland im Sturme zu erobern.

Die feierliche Proclamation einer Art Charte, welche die Grundrechte aller Staatsbürger ohne Glaubensunterschiede strenge verbürgen und die Abstellung der Verwaltungsmissbräuche verheissen sollte, erschien ihm hierzu als das geeignetste Auskunftsmittel. So wurde denn am 2. November 1839 nach vorausgegangenen harten Kämpfen mit Chosrev Pascha, und nachdem des jugendlichen gutmüthigen Sultans Zustimmung gewonnen war, ein rasch und geheimnissvoll betriebener Act in Scene gesetzt, welcher die Diplomatie und

Bewohner Constantinopels nicht minder als das überraschte Europa in Staunen versetzte.

Unter einem pomphaften Ceremoniell, in Gegenwart der höchsten Staats- und Hofbeamten, und sowohl der weltlichen als geistlichen Häupter des moslim'-schen und orthodoxen Cultus, sowie aller übrigen Rajahnationen, legte der Sultan, gewohnten orientalischen Herrscherbräuchen gänzlich entgegen, mit sämmtlichen Grosswürdenträgern des Reichs in einem Augenblicke, welchen der mit dem Astrolab anwesende Munedjim Baschi (Hofastrolog) als den günstigsten bezeichnet hatte, unter dem Donner der Bosporusbatterien feierlich den Eid auf die neue Verfassung des Reiches ab. Es war dies jene Constitution, welche unter dem Namen des „Hattischerif von Gülhane" später so vielfach bekannt, bestritten und angerufen wurde.

Reschid's Voraussicht erfüllte sich vollkommen. Das seit den griechischen Freiheitskämpfen lebhaft für die Christen der Türkei empfindende Europa begrüsste mit Freude den hochherzigen, mit alten Traditionen brechenden Entschluss des Sultans und das diplomatische Corps, welches der Proclamirung des Hattischerifs assistirte, beeilte sich der Hohen Pforte seine Glückwünsche darzubringen. Nur ein Mitglied der Constantinopler Diplomatie, der Russe Bulenieff, hatte das merkwürdige Schauspiel sogleich als „Theatercoup" richtig charakterisirt.

In Wahrheit fixirte nur der neue Hattischerif auf Pergament die Verheissungen, welche von Sultan Mahmud bereits bei verschiedenen Anlässen früher ausgesprochen worden waren und verkündete nur als Gesetz, was im Laufe der Zeit schon ziemlich allgemein zum Gewohnheitsrechte geworden war. Darin aber, dass Reschid, die grossen Vorurtheile der herrschenden Raçe nicht scheuend, den Sultan in Gegenwart Tausender von Zeugen den Rajahvölkern der Türkei ihre politische Gleichstellung mit den Moslims als Recht und Gesetz zuschwören liess, liegt die hohe Wichtigkeit desselben, darin das hohe Verdienst, das sich Reschid um die türkische Christenheit erworben hat. Die bis dahin nur von dem Wohlwollen der Sultane, Vezire und Paschen abhängende schutzlose Rajah hatte durch den Hattischerif von Gülhane zum ersten Male feierlich verkündete Rechte gewonnen und den europäischen Mächten wurde, indem man ihre Vertreter zu Zeugen dieser Zusagen machte, gewissermassen das Recht der Controlle für deren Erfüllung zuerkannt.

Der Hattischerif vom 2. November 1839, genannt nach dem Kiosk von Gülhane, in dem er verlesen und beschworen wurde, machte also zuerst dem rechtlosen Zustande der Rajah ein Ende. Alles, was dieselbe heute an Rechten besitzt, wurzelt in dieser ersten Charte der Türkei. Es erscheint mir daher interessant, sie hier mitzutheilen. Man wird dem Wortlaute entnehmen, welcher

Routine in der Abfassung, welcher Schonung der herrschenden Raçe es bedurfte, um der christlichen Rajah auch nur das geringste Ausmass der allgemeinsten Staatsbürgerrechte zu verleihen.

Der Hatti-Scherif von Gülhane.

Verliehen im ersten Regierungsjahre Abdulmedjid's am 3. November 1839.

Wie alle Welt weiss, waren in den ersten Zeiten des osmanischen Reichs die preiswürdigen Vorschriften des Korans nebst den Reichsgesetzen eine stets befolgte Regel. Dies hatte die Wirkung, dass das Reich an Macht und Grösse wuchs, und dass alle Unterthanen ohne Ausnahme den höchsten Grad des Wohlseins und Gedeihens erreichten.

Seit 150 Jahren aber hat man in Folge von vielfältigen Unfällen und verschiedenen andern Ursachen aufgehört, das heilige Gesetz und die daraus hergeleiteten Verordnungen als alleinige Richtschnur der Handlungen zu betrachten, worauf denn die Kraft und das Glück der früheren Zeit sich in Schwäche und Armuth verwandelten. Denn ein Reich verliert jeden Halt, wenn in ihm die Gesetze nicht mehr beobachtet werden.

Diese Betrachtungen sind Unserm Geiste immer gegenwärtig, und seit dem Tage Unserer Thronbesteigung hat Uns die Sorge für das öffentliche Wohl, für die Verbesserung des Zustandes der Provinzen und die Erleichterung des Zustandes der (unterworfenen) Nationen einzig und unausgesetzt beschäftigt. Erwägt man die geographische Lage der osmanischen Provinzen, die Fruchtbarkeit des Landes, die Geschicklichkeit und Intelligenz seiner Bewohner, so wird man zu der Ueberzeugung kommen, dass, wenn man sich nur um die rechten Mittel bemüht, das Resultat, das wir mit Gottes Hülfe zu erlangen hoffen, in einem Zeitraum von wenig Jahren gewonnen werden kann.

Unter diesen Umständen haben Wir im Vertrauen auf den gnädigen Beistand des Höchsten, sowie der Unterstützung unseres Propheten Uns versichert haltend, für gut befunden, durch neue Einrichtungen den das osmanische Reich bildenden Ländern die Wohlthat einer guten Verwaltung zu verschaffen.

Diese Einrichtungen sollen vorzüglich drei Puncte umfassen, 1) Bürgschaften, welche Unsern Unterthanen eine vollständige Sicherheit ihres Lebens, ihrer Ehre und ihres Eigenthums gewähren; 2) die Regelmässigkeit in der Vertheilung und Erhebung der Staatsabgaben; 3) die Regulirung der Rekrutenaushebung und der militärischen Dienstzeit.

Sind nicht in der That Leben und Ehre die werthvollsten Güter des Menschen? Sogar derjenige, dessen Gemüth den Gedanken an Gewaltsamkeit zurückweist, sieht sich genöthigt, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen und dadurch der Regierung und dem Lande Schaden zu bringen, wenn er sein Leben und seine Ehre in Gefahr sieht. Geniesst er dagegen in diesen Hinsichten einer

vollkommenen Sicherheit, so wird er nicht von den Wegen der Gesetzlichkeit abweichen, und seine Handlungen werden zum Wohle der Regierung und seiner Mitbürger beitragen. Mangelt die Sicherheit des Eigenthums, so bleibt nothwendig alle Welt theilnahmlos, wenn die Stimme des Fürsten und des Vaterlandes ruft; Niemand beschäftigt sich mit dem Fortschreiten des öffentlichen Wohles, der von Sorgen um das eigene Ergehen eingenommen ist. Wenn sich dagegen der Bürger in sicherem Besitze aller seiner Güter weiss, dann trachtet er nicht nur mit grossem Eifer den Kreis seiner Geschäfte und denjenigen seiner Genüsse zu erweitern, sondern er fühlt auch in seinem Herzen die Liebe zum Fürsten und Vaterlande, die Hingebung an seine Heimath von Tage zu Tage sich verdoppeln. Diese Gefühle werden in ihm die Quelle der lobenswerthesten Handlungen.

Ebenso ist die feste Regelung der Staatsabgaben von grosser Wichtigkeit; denn die Regierung, welcher die Pflicht der Landesvertheidigung mannigfaltige Ausgaben auferlegt, kann sich das für ihre Heere und den sonstigen Dienst nothwendige Geld nicht anders als durch von den Unterthanen zu erhebende Steuern verschaffen. Wiewohl nun Gott sei Dank Unsere Unterthanen seit einiger Zeit von der Plage der Monopole, welche früher fälschlich als eine Quelle der Staatseinnahmen galten, befreit worden sind, so besteht doch noch ein verderblicher, in seinen Folgen unglücklicher Gebrauch, nämlich der Iltizam, d. h. die Verpachtung der Steuern an den Meistbietenden. Dies System giebt die Civil- und Finanzadministration der Willkür eines einzigen Menschen, und zwar oft eines von den heftigsten Leidenschaften und Begierden getriebenen, preis. Denn wenn ein solcher Pächter nicht gut ist, so wird er nichts Anderes als seinen eigenen Vortheil im Auge haben. In Zukunft soll daher jeder Theil des osmanischen Gebietes mit einer bestimmten, nach seinem Vermögen und Kräften berechneten Steuerquote belastet werden, ohne dass ihm darüber hinaus etwas abverlangt werden dürfe. Auch sollen durch besondere Gesetze die Ausgaben für Unsere Streitkräfte zu Wasser und zu Land festgestellt werden.

Wir haben bereits auf die Wichtigkeit der Landesvertheidigung aufmerksam gemacht; wenn demgemäss alle Einwohner verpflichtet sind, zu diesem Zwecke Soldaten zu stellen, so müssen doch auch Gesetze erlassen werden, die das auf eine jede Ortschaft fallende Contingent bestimmen und die Zeit des Militärdienstes auf vier bis fünf Jahre beschränken. Denn es heisst zugleich eine Ungerechtigkeit begehen und dem Ackerbau wie der Industrie einen tödtlichen Schlag versetzen, wenn man ohne Rücksicht auf die Bevölkerungsverhältnisse der Ortschaften hier mehr, dort weniger Menschen aushebt, als sie wirklich stellen können. Auch heisst es die Soldaten zur Verzweiflung treiben und zur Entvölkerung des Landes beitragen, wenn man sie zeitlebens im Heerdienst festhält.

Alles dies zusammengefasst zeigt, dass es ohne die verschiedenen Gesetze, deren Nothwendigkeit dargethan worden, für das Reich weder Reichthum, noch Kraft, Glück und Ruhe giebt; von der Einführung dieser Gesetze aber darf dasselbe diese Güter erwarten. Darum soll in Zukunft jeder Uebertretungsfall, wie das göttliche Gesetz verlangt, nach Untersuchung und Beweisführung öffentlich abgeurtheilt werden. So lange ein ordentliches Urtheil nicht erfolgt ist, soll Niemand weder heimlich noch öffentlich Jemanden durch Gift oder andere Mittel zu Tode bringen dürfen. Auch soll es Niemandem erlaubt sein, die Ehre irgend Jemandes anzutasten. Ein Jeder soll seine Besitzthümer aller Art geniessen und darüber in vollster Freiheit verfügen, ohne dass ihn Jemand daran hindern könne. Nicht minder sollen die unschuldigen Erben eines Verbrechers nicht ihres gesetzlichen Erbes beraubt und die Güter der Verurtheilten nicht confiscirt werden.

Indem sich diese grossherrliche Gnadenacte auf alle Unsere Unterthanen bezieht, welcher Religion oder Secte sie auch angehören mögen, so sollen alle gleichmässig daran Theil haben. Es ist also den Bewohnern des Reichs sammt und sonders, im Einklange mit dem göttlichen Gesetz, für Leben, Ehre und Eigenthum von Uns vollkommene Sicherheit gewährleistet worden.

Was die sonstigen nach einsichtigem Rath zu regelnden Puncte anbetrifft, so wird Unser Staatsrath, durch neue Mitglieder nach Bedürfniss verstärkt, deshalb an Tagen, die Wir bestimmen werden, mit Unsern Ministern und Notabeln des Reichs zusammentreten, um die Grundgesetze zu erörtern und festzustellen, wie Leben und Eigenthum gesichert und dem Bedürfniss der Abgabenvertheilung genügt werden kann. Ein Jeder soll bei diesen Besprechungen frei seine Gedanken darlegen und seinen Rath geben dürfen.

Die Gesetze über die Regelung des Militärdienstes werden im Militärconseil im Palast des Seraskiers (dem Kriegsministerium) berathen werden.

Jedes Gesetz soll, sobald es ausgearbeitet worden, Uns vorgelegt werden und Wir werden es zu seiner ewigen Giltigkeit durch eigenhändig darüber gesetztes grossherrliches Zeichen mit Unserer Sanction versehen.

Da diese Einrichtungen kein anderes Ziel haben, als das Wiederaufblühen der Religion, der Regierung, der Nation und des Reichs, so verpflichten wir Uns nichts zu thun, was ihnen hierdurch hinderlich sein könnte. Als Pfand dieses Versprechens werden Wir auf diese Acte, nachdem dieselbe in dem zur Aufbewahrung des Chyrkai Scherif (der heil. Fahne) dienenden Raume niedergelegt worden, in Gegenwart aller Ulema und der Grossen des Reichs im Namen Gottes Unsern Eid ablegen und dann den Ulema und den Grossen des Reichs ebenfalls solchen abnehmen.

Nachdem dies geschehen, soll Jeder, sei er nun Ulema oder hoher Beamte oder Privatmann, der gegen diese Einrichtungen handelt, ohne Rücksicht auf



Rang, Ansehen und Einfluss, sowie sein Vergehen genügend erwiesen worden, die demselben entsprechende Strafe erleiden. Ein Strafgesetz soll zu diesem Zwecke ausgearbeitet werden.

Da alle Beamten des Reichs gegenwärtig ein ausreichendes Gehalt empfangen, und man die Besoldung derjenigen, bei denen dies noch nicht der Fall ist, regeln wird, so soll ein strenges Gesetz gegen die Corruption und den Stellenhandel erlassen werden, welcher eine der Hauptursachen des Verfalls Unsrer Monarchie ist.

Indem die hier erlassenen Verordnungen sich als eine gründliche Umgestaltung und Erneuerung der alten Gebräuche ergeben, so soll dieser Mein grossherrlicher Befehl in Constantinopel und allen Hauptorten des Reichs veröffentlicht, auch den zu Constantinopel residirenden Gesandten der befreundeten Mächte officiell mitgetheilt werden, damit dieselben Zeugen der Verleihung dieser Institutionen seien, welche, so es dem Höchsten gefällt, ewig dauern werden.

Hiernach möge Gott uns alle in seinem heiligen Schutze behalten! Die aber diesen Einrichtungen Zuwiderhandelnden mögen dem göttlichen Fluche anheimfallen und für immer jeder Art Schutzes beraubt sein!

Als Grundrechte sämmtlicher Unterthanen des Sultans sehen wir also durch den Hat von Gülhane verkündet: Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums, eine gleichmässige Vertheilung der Steuern und Aufhebung ihrer Verpachtung an die Meistbietenden, die Abschaffung der Monopole und Vermögens-Confiscationen; ferner jene der Todesstrafe ohne richterliche Untersuchung und Erkenntniss; endlich die Regelung der Rekrutenaushebung und die Herabsetzung der Militär-Dienstzeit auf 4 — 5 Jahre für die Muhamedaner, während die christlichen Unterthanen noch ferner die Militärpflicht durch eine mässige Kopfsteuer ablösen sollten.

Prüfen wir nun in der Phrase entkleideter Wirklichkeit, wie weit die schönen Verheissungen des Hatt's von Gülhane das Los der christlichen Rajah bis zum Abschlusse des Pariser Friedens und zur Proclamirung des Hatti-Humajun's beeinflusst haben.

Schon Sultan Mahmud hatte die erblichen Statthalterschaften in den Provinzen in zeitliche verwandelt und den von Jahr zu Jahr wechselnden Tribut derselben in eine bestimmte Abgabe (Salianeh) verwandelt, welche von den Statthaltern eingehoben wurde. Mit dem Wegfall der Erblichkeit entfiel leider aber auch für die Paschen der fiscalische Grund, die Ergiebigkeit ihrer Provinzen nicht durch gänzliche Aussaugung zu vernichten. Im Gegentheil suchten sie nun möglichst viel in kurzer Zeit für ihre eigene Tasche einzustecken und

durch hohe, nach Constantinopel gesandte Summen sich die Gunst der Stellen verleihenden Kreise zu erhalten.

Reschid versuchte nun im Jahre 1840 die Hebung dieses allgemeine Klagen hervorrufenden Uebelstandes damit, dass er die Steuereinhebung von der Paschalik-Administration trennte. Von Constantinopel wurden besondere Finanzbeamte in die Provinzen gesandt, welche auf Grund des mehrjährigen Durchschnittsbetrages der von den Paschen nach Stambul gesandten Steuern die neue „Vergich" bemassen. Bei der Unehrlichkeit der corrumpirten Sendlinge erwies sich jedoch diese Massregel finanziell weder für den Staat, noch für die Rajah als besonders erspriesslich, während sie die Paschen und zahlreiche Private, welche aus der Pachtung der Steuern Nutzen gezogen hatten, vielfach gegen die Pforte aufbrachte. Andere vermeintliche oder wirkliche Verbesserungen auf den Gebieten der Verwaltung und Justiz wurden versucht und ungeachtet ihrer mässigen Wirkungen, stellte sich bald als Resultat heraus, dass sich im Allgemeinen die materielle und moralische Stellung der Rajah in Folge des Hatt's von Gülhane etwas gehoben hatte. Diese Wahrnehmung war aber genügend, um den Enthusiasmus der Moslim's für die neue Charte nicht nur zu dämpfen, sondern geradezu in Feindseligkeit zu verwandeln!

Der bisher ausschliesslich privilegirte Echt- und Rechtgläubige wollte und konnte sich nicht plötzlich daran gewöhnen, in der Rajah, die er nicht einmal mit dem Titel „Mensch" beehrte, gleichberechtigte Staatsbürger zu erblicken. Die mit Reschid unzufriedene Camarilla am Hofe nährte diese Gefühle des Hasses gegen die neuen Verhältnisse und sie machten sich bald in den von Constantinopel entfernteren Provinzen, bald aber auch näher in Smyrna, Adrianopel und andern Städten in bewaffneten Angriffen des mohamedanischen Pöbels gegen die waffenlose Rajah Luft. Die ohnmächtigen oder lauen Behörden vermochten nicht blutige Excesse hintanzuhalten und kaum gelang es ihnen später die Hauptstadt vor ähnlichen Scenen zu bewahren.

Auch der beinahe gleichzeitig (1843) in Albanien ausgebrochene Aufstand richtete sich in der Hauptsache gegen den Geist des Hattischerifs von Gülhane. Er nahm die versuchte Conscription der Militärpflichtigen als eine christlich-fränkische Einführung zum Vorwand bewaffneten Widerstandes, der bald in eine Verheerung der Rajahdörfer, Niederbrennung ihrer Kirchen, Verübung aller möglichen Gräuelthaten an den wehrlosen Christen überging. Die der Pforte grosse Verlegenheiten bereitende Erhebung verbreitete sich bis nach Vranja und in das Vardarthal. Sie wurde erst, nachdem der russische Gesandte energisch für seine Glaubensgenossen eingetreten, von dem aus Syrien herbeigerufenen Omer Pascha 1844 nach mehreren glücklichen Gefechten mit der Einnahme Pri̊tina's mühevoll unterdrückt.

Wie wenig das ignorante, corrumpirte und feige türkische Beamtenthum es verstanden hatte, die im Hatt von Gülhane laut verkündeten hochherzigen Versprechungen des Sultans mehr als in sehr bescheidenem Masse zu verwirklichen, dies bezeugte ein neuer sultanlicher Hatt, in welchem den seit 1841 auf Reschid folgenden verschiedenen Ministerien Unverständniss für die beabsichtigten Reformen vorgeworfen und die Hebung des Unterrichtswesens dringend empfohlen wurde; denn ganz besonders in der „allgemeinen Unwissenheit“ erblickte Sultan Abdul Medjid die Quelle der schmerzlich vor aller Welt verkündeten Thatsache.

Dieser merkwürdige Hattischerif vom Januar 1845 stachelte das Ministerium zu weiteren Reformversuchen auf. Vertrauensmänner wurden aus allen Provinzen berufen und den Berathungen entfloss eine Massregel, welche den ersten Keim zu künftigen Provinzial-Vertretungen legte. Die absolute Gewalt der Provinz-Statthalter erhielt durch sie eine neue Einschränkung. Nachdem ihnen der Vorgänger Abdul Medjid's in seinem Streben nach Centralisirung der Regierungsgewalten, bereits das Recht eigener Soldtruppen, die Macht über Tod und Leben und die Erhebung der Steuern für eigene Rechnung genommen hatte, wurden ihnen nun „Medjlis“ beigesellt, welche aus den fähigsten Ortsnotabeln bestehen sollten. In allen die Verwaltung und Justiz betreffenden Angelegenheiten wurde den „Medjlis“ ein berathender Einfluss eingeräumt. Nur die Executive sollte den Paschas verbleiben.

Die Zusammensetzung dieser Medjlis war nach unseren Begriffen eine sehr ungleichartige. Neben einer grossen Zahl von Moslims vertraten nur einzelne Deputirte die verschiedenen übrigen Religionsgenossenschaften. Immerhin war aber durch die Constituirung der Medjlis selbst in dieser verkümmerten Form die Anerkennung eines für die Rajah hochwichtigen Princips gewonnen worden. Ihr Betheiligungsrecht an den Geschäften des Staates hatte zum ersten Male einen praktischen, auch für die moslim'sche Mitbevölkerung in den Provinzen sichtbaren officiellen Ausdruck erhalten.

Gegen Ende des Jahres 1845 verliess Reschid Pascha den Botschafterposten in Paris, um neuerdings in Constantinopel seine einflussreiche Stellung im Ministerium aufzunehmen. Mannigfache politische Erfolge hatte er gegenüber den Prätensionen Egyptens und Griechenlands zu verzeichnen. Das Jahr 1847 kam auch durch einen reichlichen Cerealienexport den Finanzen des Reiches zu Hülfe und als die Revolutionsstürme im Jahre 1848 über Europa hinbrausten, liessen sie merkwürdigerweise die unmittelbaren Staaten des Sultans beinahe unberührt. Die Schreie nach Freiheit und Gleichheit verstummten an den Gränzen der alten Monarchie Osmans, trotzdem noch immer die herrschende Race mit einer Unzahl von Privilegien auf die numerisch stärkere Rajah drückte und die von Mahmud

und Abdul Medjid versuchten Reformen nur zum kleinsten Theile Fleisch und Blut gewonnen hatten. Im Gegentheile hatte sich das Los der Christen in manchen Provinzen, wie z. B. in Bosnien, wo ein mächtiger moslim'scher Grundadel gegen die christenfreundlichen Bestimmungen der letzten Hattischerife revoltirte, sogar verschlimmert. Dank der obrigkeitlichen Ohnmacht erlosch der bosnische Aufstand erst im Jahre 1850. Die staatsbürgerlichen Rechte der Christen Bosniens wurden aber nur durch die berühmte Mission des österreichischen Grafen Leiningen, dem Buchstaben des grossherrlichen Tanzimats nach, für einige Zeit gesichert.

Solcher Art war die Lage der Christen der Türkei 25 Jahre später, nach der pomphaften Verkündigung des Hattischerifs von Gülhane, und dass sie nicht nur die Intervention Oesterreichs, sondern auch des über seinen politischen Einfluss im Oriente eifersüchtig wachenden Russlands oft zu Gunsten der Rajah hervorgerufen hatte, ist daher leicht erklärlich, und ebenso, dass Russland in seinem kurz darauf mit der Türkei ausbrechenden Kriege auf die thatkräftige Unterstützung der Rajah rechnen zu glauben dürfte, welche genügende Ursachen hatte, mit ihrer social-politischen Stellung und dem türkischen Regimente unzufrieden zu sein.

Wie sehr sich Russland bei diesem Calcul verrechnete, habe ich bereits im I. Cap. ausgeführt. Die türkische Rajah war durch den fünfhundertjährigen Druck zu tief moralisch erniedrigt worden. Sie erwartete ihre Befreiung nicht von ihrer Theilnahme am Kampfe, sondern von dem muthmasslichen Sieger. Sie mochte es wohl nicht mit dem Car, aber auch nicht mit dem Sultan und den Westmächten verderben. War ja auch von den letzteren die Verbesserung des Rajahloses als eines ihrer Ziele wiederholt verkündet worden.

In der That, nachdem das Kriegslos in der Krim gegen Russland entschieden hatte und Oesterreich als Vermittler zwischen den streitenden Mächten auftrat, enthielt bereits der Präliminarienvertrag, welchen es als Grundlage der Friedensunterhandlungen nach beiden Seiten empfahl, in § 4 einen „die Emancipation der Christen in der Türkei" betreffenden Artikel. Er lautete: „Die Freiheiten (les immunitées) der Rajahbevölkerungen der Pforte werden ohne Verletzung der Unabhängigkeit und Würde der Krone des Sultans feierlichst verbrieft (consacrées). Da zwischen Oesterreich, Frankreich, Grossbritannien und der Pforte Berathungen stattfinden, um den christlichen Unterthanen ihre religiösen und politischen Rechte zu sichern, so wird Russland beim Friedensschlusse aufgefordert werden, sich dabei zu betheiligen."

Man sieht, dass selbst die Gegner Russlands die Ueberzeugung hegten, dass, wollte man dessen Protectorat über die orientalische Christenheit dauernd beseitigen, deren Geschicke nicht einzig der Grossmuth der Pforte überlassen

werden durften. Die Mächte hatten im Vertrauen auf die grossen, dem Sultan erwiesenen Dienste, dessen Reich sie vor dem sicheren Untergange gerettet, mit allem Rechte ein freundliches Entgegenkommen von Seite der Pfortenminister erwartet. Diese sträubten sich aber mit den bekannten ausweichenden Mittelchen ihrer geschickten Diplomatie ganz entschieden, für die glücklich beseitigte Hegemonie Russlands, die vielköpfige ihrer Verbündeten einzutauschen.

Schon zu Beginn des Krieges hatte Lord de Redcliffe, den damals massgebenden Einfluss Englands benützend, es übernommen, gegen jene drei Puncte seine Angriffe zu richten, in welchen sich die zelotenhafte Stellung der türkischen Christenheit selbst nach dem Hatt von Gülhane am traurigsten äusserte: gegen die Ungiltigkeit des christlichen Zeugnisses wider Muhamedaner vor Gericht, gegen die Erhebung des Charadsch (Kopfsteuer), welche zur Zeit der Eroberung als ein jährlich für Kopf und Leben zu zahlender Sclavenzins der Rajah auferlegt wurde, und endlich gegen deren Ausschliessung von der allgemeinen Heerespflicht.

Theoretisch gab die Pforte in allen drei Puncten nach. Am 16. März 1854 verfügte sie die Zulassung des christlichen Zeugnisses in Criminalprocessen für oder gegen Moslims — wir werden später sehen, wie wenig diese Verordnung praktisch ins Leben trat —, am 10. Mai 1855 hob sie in einer zweiten Verordnung den Charadsch als solchen auf und gleichzeitig wurde auch der Rajah das Recht und die Verpflichtung für den Waffendienst im Princip zugestanden; doch behielt sich die Pforte vor, nur einen Theil von den auf die Rajah entfallenden Contingenten auszuheben und für den Rest eine dem früheren Charadsch entsprechende „Loskaufs-Militairsteuer“ in Anspruch zu nehmen. Auch dieser Erlass sollte im ersten Theile, was die Rekrutenaushebung betrifft, eine todte, dem ungestüm das Pfortenconseil drängenden Lord de Redcliffe — auf dem Papiere — unmöglich zu verweigernde Concession bleiben. Sie trat nie ins Leben und nach wie zuvor wurde und wird der Charadsch von allen männlichen Köpfen der Rajah vom 8. — 60. Jahre unter verändertem Titel (asker bedledich) eingehoben.

Der erwähnte, von Oesterreich vorgeschlagene vierte Garantiepunct, „die Emancipation der Rajah betreffend“, wurde durch den vorzeitigen Abbruch der „Wiener Conferenz“ (April 1855) gar nicht in Verhandlung gezogen und erst Anfangs 1856, als sich die Aussichten für den Frieden günstiger gestalteten, erschien es den Alliirten wünschenswerth, mit der Pforte noch vor dem Hinzutritt Russlands über diese wichtige Frage ins Reine zu kommen, und die Dankbarkeit der Rajah ausschliesslich dem Sultan und seinen Verbündeten zu sichern. Die Conferenzen über diesen Vertragspunct nahmen am 9. Januar im Hause des Grossveziers Aali Pascha ihren Beginn und ausser Thouvenel und de Redcliffe

nahmen auch Baron v. Prokesch-Osten und Fuad Pascha Theil an denselben, während Preussen wegen seiner Neutralität und Piemont aus Courtoisie gegen Oesterreich von den Berathungen ausgeschlossen blieben!

Das Resultat dieser Conferenz ging beinahe vollständig in jenen in letzter Zeit viel genannten Hatti-Humajun über, welcher als ein integrirender Theil und als Ausfluss des Pariser Friedenvertrags selbst seinem Wortlaute nach von den paciscirenden Mächten redigirt und von dem Sultan nur mit einem tönenden Eingang und Schluss versehen worden war. Dem Uneingeweihten mochte er immerhin als ein Act der grossherrlichen Gnade erscheinen, und als solcher wurde er auch feierlichst promulgirt.

In diesem neuen „Hatti-Humajun" bestätigte der Sultan zunächst in:

§ 1. die zu Anfang seiner Regierung durch den „Hattischerif von Gülhane" und die durch das vorausgegangene „Tanzimat" seinen Unterthanen gewährleistete Sicherheit für Person, Eigenthum und Ehre. Er verheisst ferner neue Verordnungen, um sie zu vollster Geltung zu bringen.

§ 2. Bestätigt die den nichtmuhamedanischen Glaubensgenossenschaften in alter und neuer Zeit verliehenen Rechte und Freiheiten.

§ 3. Verfügt die Aufhebung der von dem Sultan Muhamed II., dem Eroberer, den verschiedenen Priesterschaften je für ihre Religionsverwandten (Millet) ertheilten weltlichen Regierungsbefugnisse. Die Patriarchen und hohen Geistlichen sollten hinfort ausschliesslich geistliche und kirchliche Beamte sein und vom Staate ihre Besoldung erhalten, die weltlichen Geschäfte der Rajahnationen sollten durch einen aus ihrem Schosse zu erwählenden, aus Geistlichen und Laien bestehenden Rath besorgt werden.

§ 4. Verhiess, bezüglich der Neuaufführung und Reparaturen kirchlicher Bauten, welche die frühere türkische Gesetzgebung beinahe unmöglich machte, allerlei Erleichterungen.

§ 5. Erklärte jede administrative Bevorzugung einer Nation vor der anderen hinfort für unzulässig, und verpönte streng die seither bei den Muhamedanern gebräuchlichen verächtlichen Bezeichnungen der anderen Religionsgenossenschaften.

§ 6. Proclamirte die unbeschränkteste Gewissensfreiheit und bestimmte, dass Niemand (also auch nicht der zum Christenthum übergetretene Muhamedaner) zum Religionswechsel solle gezwungen werden können.

§ 7. Die staatsbürgerliche Gleichheit solle sich auch dahin künftig erstrecken, dass sämmtliche Unterthanen ohne Glaubensunterschied zu Civilämtern vom Sultan berufen werden können.

§ 8. Bestimmt, künftig werde jeder türkische Unterthan, ohne Rücksicht auf Herkunft und Religion, Aufnahme in den zu begründenden Staatslehran-

stalten finden, um sich die für den Staatsdienst nothwendigen Kenntnisse zu erwerben.

§§ 9. 10. 11. Gemischte, d. i. muhamedanisch-christliche Gerichte würden hinfort zwischen Muhamedanern und Christen in allen Rechtshändeln entscheiden, die Strafanstalten sollen verbessert und allerorts eine gute Polizei eingeführt werden.

§ 12. Bestimmt das Recht und die Pflicht der Christen zum Heeresdienst, gestattet den Stellvertreterkauf und verspricht ein ausführlicheres Gesetz über diese Materie.

§ 13. Ordnet eine Reform der Provinzial- und Gemeinde-Medjlis zu Gunsten einer wirksameren Vertretung der christlichen Genossenschaften an.

§ 14. Bestimmt, dass fremdherrliche Unterthanen in der Türkei unter gewissen Bedingungen Grundstücke erwerben können.

§ 15. Die Besteuerung und namentlich die Erhebung der Steuern wird verbessert.

§ 16. Arbeiten von öffentlichem Nutzen sollen gefördert werden.

§ 17. Verspricht die Aufstellung eines regelmässigen Jahres-Budget.

§ 18. Bestimmt die Berufung von Delegirten der Rajah-Nationen in den Staatsrath. Endlich:

§ 19. Bedroht die Bestechlichkeit der Staatsbeamten mit harten Strafen und verspricht, der Münzen- und Valutaverbesserung, dem Canal- und Strassenbau vermehrte Sorgfalt zuzuwenden.

Wie bereits erwähnt, blieb es kein Geheimniss, dass der die politische Stellung der türkischen Christen vollkommen umwandelnde Hatti-Humajun aus den Berathungen der grossmächtlichen Botschafter zu Constantinopel hervorgegangen und buchstäblich redigirt, vor seiner Proclamirung in der vierten Sitzung der Pariser Friedens-Conferenz verlesen und approbirt worden war. Nichtsdestoweniger beschloss der zu Paris tagende Friedens-Areopag, um die Empfindlichkeit des Sultans und seines Divans zu schonen, des Hatti-Humajun's in Art. 9 des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 euphemistisch nur in folgender Weise zu gedenken:

„Nachdem S. Kaiserl. Maj. der Sultan in seiner beständigen Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen einen Ferman erlassen hat, welcher die Lage derselben ohne Unterschied der Religion oder der Abstammung verbessernd, seine grossmüthigen Gesinnungen gegen die christliche Bevölkerung des Reiches beweist, so hat er beschlossen, um ein neues Zeugniss seiner desfallsigen Gesinnungen abzulegen, den gedachten Ferman als freien Ausfluss seines souveränen Willens den contrahirenden Mächten mitzutheilen.

Die contrahirenden Mächte constatiren den hohen Werth dieser Mittheilung.

Es ist wohlverstanden, dass dieselbe in keinem Falle den genannten Mächten das Recht geben kann, sei es gemeinschaftlich oder einzeln, sich in die Beziehungen Sr. M. des Sultans zu seinen Unterthanen, noch in die innere Verwaltung seines Reiches einzumischen.“

Mit allen diesen schönen Phrasen täuschte man die intelligenteren türkischen Kreise nicht. Sie wussten sehr wohl, dass die gegen alles moslim'sche Korans- und Gewohnheitsrecht verstossenden Verheissungen des neuen Hatts bloss nothwendige, dem Sultan abgedrungene Concessionen waren, welche er bei der übereinstimmenden Haltung der Alliirten und ihrer militairischen Positionen nicht ablehnen konnte. Widerwillig waren des Sultans Minister durch das caudinische Joch gegangen, widerwillig empfingen die Regierten die verführerisch angepriesene Gabe. Von den Moslims hatte man wohl voraussichtlich keine enthusiastische Aufnahme der neuen Ordnung der Dinge erhofft. Merkwürdigerweise machte aber auch der andere Theil, dem man die glänzendste Zukunftsperspective eröffnete, die mit einem Schlage emancipirte Rajah, keine Miene, sich für die unerwartete günstige Aenderung ihrer bisher politischen Pariastellung zu begeistern. Die Ausbrüche ihrer Dankbarkeit, auf welche die Mächte gehofft, liessen auf sich warten!

Also Unzufriedenheit bei den Moslims und mindestens Gleichgültigkeit selbst da, wo man nur Dank zu ernten gehofft hatte und doch waren diese Erscheinungen unschwer vorauszusehen.

Längst hatte der bequeme, fatalistische Türke auf allen Gebieten des Erwerbes den weit thätigeren, intelligenteren und oft weniger scrupulosen Christen weichen müssen. Wie hätte er es nicht bitter empfinden sollen, dass der Sultan, dessen geborener Herr und Schützer, mit allen durch Jahrhunderte geheiligten moslim'schen Traditionen brechend, nun auch seinen gewandteren Nebenbuhlern jenes Terrain öffnete, das der Türke nach Koransrecht als seine gefeite Domäne bisher betrachtet und ausgebeutet hatte. Ein christlicher Pascha etwa echt- und rechtgläubige Kinder Muhameds regierend! Und noch schlimmer. Dieselben Moslims, deren unwissendster und geringster, trotz des Hattes von Gülhane, dem gebildetsten und reichsten Rajah gegenüber eine vergleichsweise höhere politische Stellung im Staate einzunehmen glaubte, weil er früher mit Stolz ausschliesslich unter die Kriegsfahne des Propheten trat, sollten nun dieses Vorrecht mit den verhassten Giauren theilen!

Die tiefe Missstimmung gegen Sultan und Divan, gegen die Rajah und die Ungunst der Verhältnisse gab sich bald, lauter als in Europa, in den türkischen Theilen Asiens in zahlreichen Excessen gegen die Rajah kund und die durch den neuen Hatt selbst in ihren Stellungen bedrohten Beamten beeilten sich wenig, dieselben zu verhindern.

Die Rajah andrerseits sah in dem neuen Hatt ein doppelschneidiges Schwert. Es erfüllte sie bereits mit Misstrauen, dass er aus den Händen jener Mächte kam, deren Armeen für die Aufrechterhaltung des Islams kämpften, für jenes gehasste Türkenthum, das einst ihrer nationalen Selbständigkeit ein Ende gemacht, für jenes corrupte System, das seit Jahrhunderten ihre geistige und materielle Existenz verkümmerte. Denn waren der Rajah im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts nicht die verheissungsvollsten Fermane proclamirt worden, ohne dass ihre Lage praktisch sich wesentlich geändert hatte?

Der Türke glaubt eben dem Christen und dieser wieder dem Türken nicht! Im Gegentheile erblickte die Rajah in ihrer Verpflichtung zum Heeresdienst ein Danaergeschenk, das sie, trotz der scheinbar hochwichtigen staatsbürgerlichen Concession, deren Ausdruck es war, am liebsten gerne gänzlich vermisst hätte. Wie, die Rajah sollte vielleicht für den Halbmond gegen das orthodoxe russische Kreuz streiten, dessen Siegen es seit dem Adrianopler Frieden seine menschenwürdigere Stellung dankte, und wenn die Pforte kaum Ernst machen durfte, diesen Artikel in Fleisch und Blut zu übersetzen, werden nicht die Verclausulirungen, welche er enthielt, von den türkischen Autoritäten benutzt werden, um die in Aussicht gestellten Loskaufsbedingungen für die Rajah zu einer neuen Quelle ihrer Beraubung zu gestalten? Für diese Gefahr konnte auch das erweiterte Vertretungsrecht der Rajah in den Provinzialräthen sie nicht entschädigen. Was war dabei gewonnen? Höchstens, dass einige gewinnsüchtige, den Paschas ergebene und von ihnen gewählte christliche Notabeln sich mit diesen voraussichtlich in die vermehrte Ausbeutung der Provinz theilen werden!

Sowohl Türk als Christ hätten sich aber beruhigen können, wenn sie auf die Wirkungen der vorausgegangenen Hatte blickten. Auch der Hatti-Humajun blieb eine der tönenden Proclamationen, mit welchen der Divan, wenn er sich in politischen oder finanziellen Verlegenheiten befindet, die europäische Welt von Zeit zu Zeit zu überraschen liebt. Heute hat sich der Eindruck dieser Vieles versprechenden Actenstücke sehr bedeutend abgeschwächt. In Europa glaubt man ihnen, durch die gemachten traurigen Erfahrungen belehrt, sehr wenig, im Inlande gar nicht. Im englischen Parlamente äusserte sich im Mai 1856 diese Stimmung des Misstrauens in Vorwürfen gegen das „foreign office", dass man den Hatti-Humajun nicht als integrirenden Bestandtheil dem Pariser Vertrag eingefügt und sich der directen Intervention zu Gunsten der Rajah begeben hatte. Lord Palmerston suchte diese Einwürfe durch die Erklärung abzuschwächen: „dass die alleinige Erwähnung des Hat's und seines Inhalts im Pariser Vertrage ihn schon unter die Garantie der vertragschliessenden Mächte stelle, und dass demzufolge diesen das Recht zustehe zu interveniren und Vorstellungen zu erhe-

ben, damit in Wirklichkeit das Ziel, welches der 4. Vertragspunct anstrebt, auch erreicht werde."

Unstreitig ist die Lage der Christen seit dem Pariser Frieden in manchen türkischen Provinzen, und zwar in solchen, in welchen sie, wie z. B. in Bulgarien, die grosse Majorität bilden, im Vergleiche zu früher, eine bessere geworden. Dies danken sie aber zum wenigsten den verschiedenen sultanlichen Hatten; sondern weit mehr dem durch die etwas verbesserten Communicationen vermehrten Contact mit dem occidentalen Geiste, welcher Türk und Christ gleich sehr beeinflusst.

Nicht wenig hat auch zur verbesserten Stellung der christlichen Rajah die unablässige Controlle der europäischen Consule beigetragen und endlich brachte sie durch ihren Fleiss und Unternehmungsgeist, Eigenschaften, in welchen sie die herrschende Raçe weit überragt, letztere zum Theile in eine gewisse materielle Abhängigkeit von sich, welche sie nothwendig oft toleranter stimmte.

Mehr als für alle Hatte, welche bei der eigenthümlichen Verquickung von Koran mit Staatsrecht, selbst bei einem weit besseren Willen, als ihn die türkischen Beamten besitzen, noch lange kaum mehr als beschriebene Stücke Papier darstellen werden, darf die Rajah aber dem regierenden Sultan für den Eifer danken, welchen derselbe für die Verwirklichung des türkischen Bahnnetzes an den Tag legt. Noch heute wie im Jahre 1868*) bin ich nämlich der festen Ueberzeugung, „dass erst mit dem Momente, in welchem die bisher durch Pest- und Grenzcordone isolirte Türkei durch Eisenstrassen abendländischen Einflüssen zugänglicher, die trotz aller Tractate bis heute vergebens erstrebte Emancipation der christlichen Unterthanen der Pforte eine Wahrheit werden wird. Zehn Millionen von Natur herrlich begabter Menschen und eines der gesegnetsten Länder unseres Erdtheiles werden aber sodann diesem zugleich so gut wie neu gewonnen sein."

Für die Rajah muss Alles von den erprobten wohlthätigen Wirkungen des Völkerverkehrs erwartet werden, der überall die Leuchte der Civilisation und den Geist gegenseitiger Duldung verbreitete, wo sich eine Pforte ihm erschloss. Von dem vielgepriesenen Hatti-Humajun glauben wir aber mit dem deutschen Consul Rosen: „Nur in einer Beziehung erfüllte der Hatt vollkommen seinen Zweck, nämlich bei dem Friedensschluss für die Diplomatie und die Presse als Paradestück zu dienen, auf welches Cabinete und Publikum als auf eine vollgiltige Legitimation der Türkei für ihren Eintritt in das Concert der civilisirten Staaten hingewiesen werden konnten."

*) Reise in Süd-Serbien und Nord-Bulgarien. Wien, k. k. Akad. d. Wiss. 1868. Einleitung.

Wie treffend erscheint diese Aeusserung des nach allen Richtungen objectiv und nüchtern aburtheilenden Staatsmannes!

Und nun, nachdem ich die verschiedenen Rechtsquellen erörterte, welche das geschriebene und verbriefte Recht der türkischen Christenheit darstellen, bitte ich den geneigten Leser mir bei der Prüfung zu folgen, wie weit der von mir adoptirte Ausspruch Consul Rosen's gerechtfertigt und in welchem Maasse jene die Emancipation der christlichen Unterthanen des Sultans proclamirenden Hatte und insbesondere der berühmte Hatti-Humajun vom Jahre 1856 zur Wahrheit geworden oder auf die Beschwichtigung des Occidents abzielende, tönende Versprechungen geblieben sind!

IV.

TUNA-VILAJET-REGIMENT.

1860 — 1870.

Das „Noblesse oblige“ der Pariser Vertragsmächte. — Gortschakoffs Circulair vom Mai 1860. — Ein Versprechen in des Autors „Serbien.“ — Traurige Erfahrungen aller Reisenden bezüglich der Rajah. — Die türkische Enquête durch Gross-Vezier Köprüslü 1860. — Meine Gespräche mit Suleyman Bey. — Der englische „Report of Consuls on Condition of Christians in Turkey“. — Auszüge über christlichen Mädchenraub aus demselben. — Der Hatti-Humajun über der Christen Zeugnissgültigkeit vor Gericht. — Bericht der englischen Consule über diesen Gegenstand. — Spahiluks. — Behandlung einer Rajah-Deputation zu Niš. — Neue türkische Enquête 1862. — Allgemeine Schilderung bulgarischer Zustände in jenem Jahre. — Ein Lichtpunct. — Mithad Pascha, Gouverneur des Tuna-Vilajets. — Fuad Pascha's Ausspruch über die neue Institution 1867. — Umfang des Tuna-Vilajets. — Charakteristik Mithad's. — Veränderte Verhältnisse in Folge seines Regiments. — Seine Schöpfungen. — Das „Tuna Vilajet“ ein Modell. — Mithad's vorzeitige Abberufung 1868. — Dessen Nachfolger. — Das türkische Steuererhebungssystem, eine Copie des byzantinischen. — Missglückter Reformversuch. — „Der Pascha ist nahe, der Sultan weit.“ — Ein europäischer Areopag zur Controlle türkischer Administration. — Reminiscenz an bosnische Ereignisse 1873. — Widerstreben der Turkophilen gegen auswärtige Interventionen. — Wirkungen türkisch-griechischen Regiments auf die Bulgaren.

„Noblesse oblige“, dachte man in Paris, nahm die Türkei in das Concert der europäischen Mächte auf und vertraute der hohen Pforte (§ 9 des Pariser Vertrags), unbeeinflusst von jeglicher Intervention, die schönen Verheissungen des Hatti-Humajuns thunlichst rasch ins Leben zu führen. Wie hätte man auch nicht erwarten dürfen, dass der Divan jene Ströme von Blut und die riesigen materiellen Opfer, welche das christliche Europa für dessen Fortexistenz vergossen und gebracht, nicht durch beschleunigte Emancipation der Rajahvölker quitt zu machen suchen werde! Man erwartete und wartete; nur eine Macht war weniger sanguinisch und setzte im Stillen die Controlle türkischen Regiments fort — Russland.

Kein Wölkchen trübte den politischen Horizont, als Fürst Gortschakoff durch sein berühmtes Circulair die Wonnen des schönen Maimonats 1860 in

den europäischen Cabineten unerwartet störte. Die begraben geglaubte orientalische Frage tauchte, wenn auch nicht so drohend wie sechs Jahre zuvor, mit ihrem Gorgonenhaupt leibhaftig vor den Augen der nicht wenig erstaunten Diplomatie, wieder auf. Was verlangte Russland? Die schleunigste Enquête unter Hinzuziehung türkischer Commissäre zur Erhärtung der als unerträglich geschilderten Verhältnisse der Rajah, ferner die Erzielung des Einverständnisses der Grossmächte unter sich und mit der Pforte, durch welches dieses verpflichtet würde, jene nothwendigen organischen Massregeln zu ergreifen, um in deren Beziehungen zur christlichen Bevölkerung „einen wirklichen, ernsten und dauernden Fortschritt herbeizuführen". Das Gortschakoff'sche Circulair, mit dem Russland seinen traditionellen Beruf im Osten Europas wieder aufnahm, verfehlte nicht, allgemeinste Sensation zu erwecken. Fünf lange Jahre waren seit der Proclamation des Hatti-Humajun's, von dem man sich so Vieles versprochen, ins Land gegangen, die Pforte hatte durch ihre europäischen Lobesorgane ihre riesigen civilisatorischen Anstrengungen allenthalben preisen lassen und dies Alles sollte eitel Trug und Schein gewesen sein? Sehen wir, wo lag zwischen dem Kläger Russland und der angeklagten Pforte die Wahrheit?

„Verdient denn die Rajah wirklich unsere Sympathien? In der grossen, einst seebedeckten bulgarischen Ebene, dies- und jenseits der serbischen Grenzberge, erheben sich die Festungsstädte Niš, Vidin und Belogradčik. Dort werden wir die Zustände der Rajah aus eigener Anschauung kennen lernen!"

Seit ich dieses Versprechen in meinem „Serbien" im Jahre 1868 gab, habe ich Bulgarien wiederholt bereist und meine Routiers durch dasselbe in allen Richtungen der Donauebene nördlich und südlich des Balkans bis an das Schwarze Meer ausgedehnt. War ich bei meinen ersten Besuchen (1860 und 1862) in den Beginn der grossen Kämpfe der Bulgaren mit ihren weltlichen und geistlichen Gegnern hineingetreten, so fand ich auf meinen späteren Reisen (1864 — 1874) den Maassstab für das, was erreicht, für das, was zu thun blieb. Vieles fand ich total verändert, Anderes von dem verflossenen letzten Decennium kaum berührt; denn wenn irgendwo, so bricht sich in der Türkei der Fortschritt nur langsam Bahn durch den Schlendrian gewohnten Treibens.

Die Schilderung der heutigen Verhältnisse des Bulgarenvolkes wäre jedoch nur zum Theil verständlich, wollte ich nicht den Leser in jene interessanten Zustände einführen, welche ihnen unmittelbar voraus gingen und welche das Gortschakoff'sche Circular vom Mai 1860 hervorgerufen hatten. Es geschieht dies am unmittelbarsten durch ein Fragment, das ich im Jahre 1864, als sich Europa noch weniger um die Bulgaren und deren Kämpfe gegen türkisch-fanariotische Dränger kümmerte, veröffentlichte.

„In welcher Periode immer der Reisende nach Bulgarien kommt", schrieb

ich in der Oesterr. Revue, „stets wird er in den grossen Städten vor den Serais der Pascha's zahlreichen Bauerndeputationen begegnen, die in demüthigster Weise sich geberden. Auf den Knien — es ist dies buchstäblich zu nehmen — bittet die Rajah um die Abstellung allzu drückender Lasten, welche ihr von den armenischen und griechischen Pächtern des Regierungszehents auferlegt werden. Oft führen sie Klage über die ungerechten Ansprüche ihrer türkischen Grundherren, in letzterer Zeit aber am meisten über die Bedrückungen des griechischen Klerus.

Sowohl Ami Boué (1838) als Blanqui (1841), wie Hahn und Zach (1859) wissen von den Mitleid erregenden Scenen zu erzählen, deren Zeugen sie gewesen waren, und auch als ich am 11. Juli 1860 zum erstenmal den bulgarischen Boden betrat, befand sich die ganze christliche Bevölkerung von der Nišava bis zum Cap Emineh, von Vidin bis Adrianopel gleichfalls in höchster Aufregung.

Die Klagen der Bulgaren waren bis in das sonst nicht leicht zugängliche Serai des Grossherrn gedrungen. Sie mussten wohl begründet sein; denn Abdul Medjid, welcher mit seinen christlichen Unterthanen oft ein menschlich Rühren fühlte, sandte zu deren Untersuchung niemand Geringeren als den Grossvezier, seinen Satrazam, ab. „Der Arm der rächenden Nemesis sollte die Schuldigen, ohne Unterschied des Ranges, diesmal sicher treffen.“ So wurde der Rajah in dem Veziralschreiben verheissen, das sie aufforderte, ihre Beschwerden ohne Furcht vor Pascha's und Bischöfen, an den, im Programme vorausbestimmten Tagen in den Städten, durch welche der hohe kaiserliche Commissär zog, bei diesem anzubringen.

Wer hätte so grosse Gnade gehofft! Den christlichen Unterthanen des Sultans sollte mit einemmale Gerechtigkeit werden! Wie priesen die armen Bulgaren den allgütigen Padischah! Heisse Segenswünsche sandten sie nach Carigrad (Constantinopel); Erlösung von allen Uebeln, eine neue, glückliche Zukunft schien für sie angebrochen zu sein!

Tausende von Bauern zogen mit Bittschriften dem, einem Messias gleich, erwarteten Grossvezier in den Städten entgegen. Panischer Schrecken ging ihm voran. Man erzählte sich, der Satrazam hätte den Bischof von Šarköi (Pirot) verhaften lassen und Gleiches stände dem Pascha von Niš bevor. Die Moslims dieser Stadt sahen weniger verächtlich als sonst aus den Café's auf die vorübergehenden Djaurs herab. Und weniger zuversichtlich ritten die Mudire der nahen Orte, begleitet von ihrem obligaten Trosse von Pfeifenstopfern, Kavassen u. s. w., durch die Strassen; denn kurz zuvor war Suleyman Bey, der Begleiter des Grossveziers, in Niš eingetroffen. Er war mit der Aufgabe betraut, noch vor des Satrazam's Erscheinen die einleitenden Erhebungen zu pflegen. Wahrlich keine rosige Arbeit in Betracht der sich schroff gegenüberstehenden Parteien.

Die Schuldigen zitterten, oder suchten sich, wie der reiche Čohadži, durch

die Flucht jeder Verantwortung zu entziehen. Die Türken neigten sich feige vor Suleyman, hinter seinem Rücken nickten sie aber mit den Köpfen — bekanntlich das türkische Zeichen der Verneinung und Verwunderung. Die Rajah aber, gewonnen schon durch das ungewohnte milde Entgegenkommen des hochstehenden türkischen Würdenträgers, pries laut seine Unparteilichkeit, als sie neben dem Chodžabaši von Berkovica auch neun türkische Medjlisglieder, escortirt von Zapties, durch die Strassen von Niš ins Gefängniss wandern sah.

Suleyman Bey hatte seine Schule an den grossen europäischen Höfen gemacht. Er pflegte gewöhnlich in ausserordentlichen Missionen verwendet zu werden. So stand er während des Krimkrieges Aarif Effendi, dem türkischen Gesandten in Wien, zur Seite. Er verweilte auch einige Zeit an den grösseren Höfen Deutschlands, namentlich in Berlin, und kannte genau das diplomatische Treiben an denselben. Später wurde er Pascha, und zum Vali von Adrianopel ernannt, starb jedoch leider zu Constantinopel (1869) in dem Augenblicke, als er sich auf seinen neuen Posten begeben wollte. Die Türkei verlor in Suleyman einen ihrer begabtesten Staatsmänner. Seinen Dialog liebte er mit Citaten französischer Schriftsteller zu pointiren. Die Gesichtszüge des türkischen Diplomaten erschienen mir ausdrucksvoll und wohlwollend. Ein Hauch von Sarkasmus überflog jedoch das männlichschöne Oval, wenn wir auf die traurigen Verhältnisse der Türkei und der Rajah zu sprechen kamen. Mit advocatischem Geiste benützte dann Suleyman seine tiefen Einblicke in die politischen und socialen Zustände der christlichen Nachbarstaaten, um mit einzelnen oft treffenden Argumenten die Vorwürfe des Gegners zu pariren. Dabei bemühte er sich stets die wohlwollenden Absichten des Sultans für seine Rajah in überzeugender Weise hervorzuheben. „Müssen dieselben aber nicht scheitern“, betonte er mit gehobener Stimme, „so lange Russland und Frankreich die Rajah zum Widerstande gegen ihren Souverän aufstacheln! Und wo ist das Land“, fuhr er fort, „in welchem die Regierten heute nicht über Steuerdruck, über Beamtenwillkür klagen? Nehmen wir von diesen hunderten Klageschriften, die von mir in den jämmerlichsten Nothschreien Abhülfe verlangen, — bei Ihnen aber täglich und stündlich vor die untersten Gerichte kommen, — die erste beste. Hier klagt ein Rajah seinen reichen türkischen Nachbar an, ihm nächtlicherweile seine Tochter geraubt zu haben. Der Pope und die Gemeinde-Aeltesten sind mit unterzeichnet und beschwören die Thatsache. Ich liess den türkischen Grundherrn vor mich bringen. Er gab zu, das Mädchen befände sich in seinem Harem. Doch wäre die Christin freiwillig zu ihm gekommen. Die harte Arbeit im Elternhause habe sie verdrossen; die schönen Kleider, die gute Behandlung der türkischen Frauen dem Bulgarenmädchen aber sehr gefallen. Sie selbst verlangte Türkin zu werden und wünsche niemals wieder zu ihren Angehörigen zurückzukehren. Was



PETITIONS-ENTWURF AN DEN PASCHA.

bleibt mir nun übrig, um über den Vorgang klar zu werden? meinte Suleyman, als das Mädchen selbst zu hören. Doch zugegeben", fuhr er fort, „der reiche Türke hätte das Mädchen wirklich an sich gelockt; gestehen Sie, ob ähnliche Fälle sich nicht in allen Städten Europa's, in verschiedenster Gestalt beinahe täglich ereignen, ohne auch nur besprochen zu werden. Hätten wir aber hier in Niš einen russischen oder französischen Consul, sie würden diesen Fall bereits zu einer „cause célèbre" erhoben haben, Noten würden gewechselt, die europäische Presse alarmirt worden sein, und Herr St. Marc Girardin hätte einen piquanten Stoff zu einem neuen türkenhetzenden Artikel für die „Revue des deux mondes" gefunden!"

Suleyman Bey war sichtlich erregt. Der eingeborne Moslim hatte über den sonst ruhig erwägenden Diplomaten einen Moment gesiegt. Suleyman vergass, welche abnorme, in Europa glücklicherweise ungekannte Verhältnisse dessen damalige Mission herbeigeführt hatten. Er übersah, wie er in seiner vom Unmuth dictirten Klage über die parteiische Einmischung europäischer Mächte, über die Ungerechtigkeit der für die arme Rajah ihre Stimme erhebenden Presse — über das türkische Regime selbst den Stab gebrochen habe. Ich erwiederte Suleyman Bey beiläufig folgendes:

„Ja, Effendi! Sie haben vollkommen wahr gesprochen. In unseren Landen würden die vielen Hunderte von Processen und Klagen, die Ihre kostbare Zeit gegenwärtig in Anspruch nehmen und wegen deren Schlichtung der Alter ego des Sultans selbst eine so weite Reise eigens unternahm, kaum über die Schwelle unserer bürgerlichen Gerichtshöfe hinausgedrungen sein. Auch jener specielle Entführungsfall, so beklagenswerth er auch vom Standpuncte der Moral bei uns gefunden würde, hätte, ohne eine besondere Intervention von irgend welcher Seite, seine Entscheidung vor dem durch das Gesetz berufenen Richter gefunden."

„Wo sind aber — verzeihen Sie, Effendi — die vom Staate bestellten Anwälte zur Handhabung des Rechts in den Gerichten der Türkei zu suchen? wo hätte die Rajah dieses, sobald sie gegen einen Moslim klagbar wird, gefunden? Wann und wo hätten sich, ohne Ihre Anwesenheit, auf die Bitten des Vaters des entführten Mädchens moslim'sche Richter herbeigelassen, auch nur den Thatbestand zu erheben? Giebt die gegenwärtige Zusammensetzung der Ortsgerichte der Rajah auch nur einige Bürgschaft, in Processen gegen Rechtgläubige Gerechtigkeit zu erhalten? Ich selbst, Effendi, fand im Jahre 1858 in der Hercegovina genügend Gelegenheit, das Wesen türkischer Gerichte kennen zu lernen, und erst vor wenigen Wochen stand ich in Zvornik vor einem Medjlis Bosniens des ungegründeten Verdachts wegen, ein „moscov inschenir" zu sein. In welcher Weise fand ich in der zur Hälfte von Christen bewohnten Stadt die

durch den Hatti-Humajun den Türken gleichgestellte Rajah vertreten? Neben dem präsidirenden Mudir, dem Kadi, Mufti und zehn in der selbstbewusstesten Weise sich geberdenden Moslims erblickte ich in einem Winkel des Saales, unbeachtet von Allen, einen Greis auf der Erde hockend. Dies war der christliche Vertreter des christlichen Zvornik's. Während der ganzen Verhandlung wagte er es nicht, ein einziges Wort zu meinen Gunsten zu sprechen. Was hätte es auch genützt? Man duldete ihn ja nur, um formell dem Buchstaben des Tanzimats und des letzten Hattischerifs zu genügen! Wie einen Paria sah ich den Mann behandelt, der die christliche Gemeinde der Stadt Zvornik vertreten sollte."

„Ich betone das „sollte", Effendi! denn gestehen Sie aufrichtig, welches wäre wohl das Loos des guten Mannes geworden, falls er es wirklich gewagt hätte, mehr als den ihm eingeräumten Winkel, vielleicht, o Kühnheit! einen Sitz auf dem gepolsterten Divan neben seinen türkischen Amtsgenossen, oder gar eine gleich gültige Stimme zu beanspruchen! Ja, so lange Sr. Majestät des Grossherrn Gerichte in solcher Weise wie in Zvornik zusammengesetzt bleiben, so lange der Christen Zeugniss gegen Moslims zurückgewiesen wird, so lange der Koran und die vor mehreren Jahrhunderten geschriebenen Pandekten, die „Multka", die einzigen Quellen alles Rechtes bilden; Gesetze, nach welchen es bereits zum voraus entschieden ist, dass der „Rechtgläubige" immer Recht, das Unrecht stets auf Seiten der Rajah sei, und Pascha's Appellationen derselben, zu warnendem Beispiele, als aufrührerische Behelligung mit der Bastonnade bestrafen lassen; so lange, Effendi, mag es Sie nicht wundern, wenn objective, theilnehmende Stimmen die Sache des gekränkten Menschenrechtes in der Rajah zu der ihrigen machen und darauf dringen, dass die den Christen wohlwollenden Puncte des Tanzimats, des Hattischerifs von Gülhane und Hatti-Humajun's endlich Wahrheit werden mögen!"

Die Enquête der Pfortencommissaire hatte, obwohl ihre Details nicht der Veröffentlichung übergeben wurden, nur zu sehr bewiesen, wie gerechtfertigt Russlands Vorschlag vom Mai 1860 an die Grossmächte gewesen war. Wer sich aber überzeugen will, wie wenig ich in meinem Plaidoyer übertrieben, wer sich näher unterrichten will, wie der Raub christlicher Mädchen von den türkischen Gerichten nicht nur geduldet, sondern in manchen Gegenden der Türkei sogar vom Gesetze ermuthigt wurde, wer meine Klage über die jedes Recht vernichtende Zusammensetzung der türkischen Gerichte übertrieben glaubt und von dem Werthe christlicher Zeugenschaft gegen Moslims eine bessere Meinung hegt, der nehme den „Report of Consuls on the Condition of the Christians in Turkey" zur Hand. St. Marc Girardin gehört das Verdienst, diese gewichtigen, vertraulichen Berichte der englischen Consule in der Türkei (einzig für die Zwecke des auswärtigen Amtes zu London bestimmt und gedruckt) zuerst in der „Revue des

deux Mondes“ veröffentlicht zu haben. Er zeigte, wie sehr die officiellen Versicherungen Palmerston's und Layard's vor dem Parlamente, über die zunehmende Wohlfahrt der Rajah, Lügen zu politischen Zwecken waren. Der „Report“ enthält die schätzenswerthesten Daten über sociale Zustände der Türkei im Jahre 1860 und leider theilweise auch in unserer Zeit. Er enthält die Antworten, welche in Folge des Gortschakoff'schen Circulars von den englischen Consuln auf das von Sir Henry Bulwer ihnen zugesandte Questionnaire ertheilt wurden und darf sich der grössten Objectivität rühmen. Einige dem englischen Originalberichte in treuer Uebersetzung entnommene Stellen mögen mein Gespräch mit Suleyman Bey illustriren.

Sehen wir, was Mr. Blunt, der englische Consul zu Pristina, bezüglich des dort häufig vorkommenden Mädchenraubs an seine Regierung berichtete: „Ungefähr um dieselbe Zeit (1860) versuchte ein Zaptie (Gensd'arm) mit Gewalt ein bulgarisches Mädchen zum Islam zu bekehren. Da sie vor dem Medjlis von Kumanova erklärte, ihre Religion nicht abschwören zu wollen, tödtete er sie ganz nahe beim Mudirhause (Bezirksamtshaus). Der traurige Vorfall erregte grosse Aufregung in der ganzen Provinz. Die Medjlis von Kumanova wollten das christliche Zeugniss nicht annehmen und machten alle Anstrengungen, den Mörder zu retten“.*) — Mr. Longworth, der erst jüngst abgetretene englische Generalconsul zu Belgrad, berühmt als einer der grössten Turkophilen, meldet in seinem Berichte als Consul von Monastir über denselben Gegenstand: „Der gewaltsame Raub christlicher Mädchen durch Muhamedaner ist ein Missbrauch, der laut um Abhülfe schreit“**) und Mr. Abbott, Consul in den Dardanellen, erzählt uns***): „Es herrscht hier die Sitte, einen moslim'schen jungen Mann, der ein christliches Mädchen entführt und dieses zu seinem Glauben bekehrt, von der Militärconscription zu befreien. Da dieses als ein für seine Religion verdienstlicher Act angesehen wird, so berechtigt ihn derselbe zur Belohnung der Befreiung vom Militärdienste.“

Man sieht aus den angeführten Zeugnissen, von welchen namentlich jenes des Consuls Longworth schwer wiegt, wie in manchen Gegenden die Regierung selbst eine Prämie für Raub und Apostasie christlicher Mädchen gewährte, und wird begreifen, dass bei solcher, von „englischen“ Consuln constatirter Uebung, das nach unseren Begriffen entsetzliche Verbrechen von der türkischen Bevölkerung und den aus dieser hervorgehenden „Medjlissen“ anders angesehen und beurtheilt wird.

Hören wir nun die Stimmen englischer Consule über die Art und Weise,

*) Bericht der Consule über den Zustand der Christen in der Türkei. S. 35, 36.
**) Ibid. S. 21.
***) Ibid. S. 7.

wie einer der wichtigsten, von den europäischen Mächten zu Gunsten der Rajah stipulirten Puncte des Hatti-Humajun und des Pariser Vertrags vom Jahre 1856 von der Pforte ausgeführt wurde. Ich meine die „gleich kräftige Gültigkeit christlichen und türkischen Zeugnisses vor Gericht." In dem Hatti-Scherif von 1856 (Hatti-Humajun) verkündete der Sultan: „Alle Handelspolizei- und Criminalklagen zwischen Muselmanen und Christen oder anderen nicht-muhamedanischen Unterthanen, oder zwischen Christen oder anderen Nicht-Muhamedanern von verschiedenen Secten, sollen gemischten Tribunalen vorgelegt werden. Die Verhandlungen dieser Gerichte sollen öffentlich sein; die Parteien sollen confrontirt werden und ihre Zeugen vorführen, deren Zeugnisse aber ohne Unterschied angenommen werden, auf einen Eid nach den religiösen Vorschriften jeder Secte." Sind dies nicht wahrhaft herrliche Worte? Man vermeint endlich eine neue Aera für die so lange gedemüthigte Rajah anbrechen zu sehen! Doch der mit den türkischen Verhältnissen Vertraute zweifelte sogleich an dem Werthe der schönen, volle Gleichberechtigung verheissenden Verkündigung des Sultans. Er erinnerte sich an den vorausgegangenen Hattischerif von Gülhane vom 2. November 1839, welcher den Christen als Ergänzung des Tanzimats ähnliche schöne Versprechungen machte. Die von den englischen Consuln über den Werth christlichen Zeugnisses vor türkischen Gerichten erhobenen Daten werden zeigen, dass die Zweifel leider nur zu gerechtfertigt waren.

Mr. Blunt, englischer Consul in Pristina (Albanien), berichtete an seine Regierung über diesen, für die Christen der Türkei eine wahre Existenzfrage bildenden Punct: „Das christliche Zeugniss in Processen zwischen einem Muselman und einem Nichtmoslim wird in den Ortsgerichten nicht zugelassen. In solchen Fällen, in welchen die Parteien nicht Moslims sind, wird das christliche Zeugniss zugelassen." *)

Mr. Zohrab, Consul in Bosna-Serai, sagt: „Das christliche Zeugniss wird in den Medjlis gelegentlich angenommen, aber in der Regel direct oder indirect mit Berufung auf die Mehkemeh verworfen. In diesem Bewusstsein kommen die Christen in der Regel versehen mit moslim'schen Zeugen. Die Fälle, in welchen das christliche Zeugniss zurückgewiesen wurde, sind zahlreich, aber es würde Zeit kosten, dieselben zu sammeln." **)

Mr. Cathcart, Consul von Prevesa, bemerkt: „Das christliche Zeugniss wird bei allen Gerichtshöfen zugelassen, aber ich zweifle, ob es in Rechtshändeln zwischen einem Muselman und Christen dasselbe Gewicht habe, wie das Zeugniss eines Moslims."

Mr. Charles Blunt, Consul in Smyrna, constatirt: „Im allgemeinen zu sprechen,

*) Bericht der Consule über den Zustand der Christen in der Türkei. S. 7.
**) Ibid. S. 55.

nach all' dem, was ich erfahren konnte, wird das christliche Zeugniss gegen Moslims im Innern nicht zugelassen. Nur ein Beispiel ist mir mitgetheilt worden, welches im Jahre 1857 stattfand, als die Behörden von Aidin das christliche Zeugniss nicht in einem Processe zulassen wollten, bei welchem ein britischer Unterthan betheiligt war. Damals wurden in Gemeinschaft mit dem Pascha von Smyrna von dem Gouverneur und unserem Consulate Beamte nach Aidin gesendet, seit deren vereinter Intervention uud dann immer das Zeugniss eines Christen (in der Consularstadt) zugelassen wurde." *)

Mr. Cox, der Consul in Bukarest, sagt: „Die Nichtannahme des Zeugnisses von Christen mit gleicher Gültigkeit des Zeugnisses von Moslims ist eben so sehr ein Gegenstand der Klage in Bosnien und in der Hercegovina, wie in Bulgarien." **)

Ich habe hier nur einige von den vielen Beweisen citirt, welche englische Consule, die ihrer Stellung nach sich mehr zur Pforte als zur Rajah hinneigen, amtlich für ihre Regierung constatirten. Der erwähnte „Report of Consuls etc." enthält aber noch viele interessante Daten über die traurige Stellung der christlichen Medjlisglieder, über vorgekommene Vergiftung derselben, falls sie ihren türkischen Collegen Opposition zu machen sich erlaubten u. s. w., u. s. w. (s. p. 4, 12, 28). Der ganze Bericht bildete aber einen der unumstösslichsten Beweisgründe, wie nothwendig es war, dass die europäische öffentliche Meinung laut ihre Stimme zu Gunsten der trotz aller Hatte arg bedrückten Rajah erhob.

Es würde viel zu weit über die Tendenz dieses Abschnittes hinausgreifen, wollte ich die verschieden gearteten Klagen hier im Einzelnen wiedergeben, die von Privaten und Gemeinden bei Suleyman Bey während meiner Anwesenheit zu Niš gegen das türkisch-griechische Regime erhoben wurden. Die Bedrückung durch die Pascha's, Bischöfe, Mudire, Defterdare (Steuereinnehmer) in und ausserhalb der Medjlise bildeten mit zahlreichen Variationen das stehende Thema derselben. Wohl die Hälfte der angebrachten Rechtsstreitigkeiten bezog sich aber auf schwebende Güterverhältnisse zwischen der Rajah und ihren türkischen Grundherren, die grösstentheils in der Aufhebung der Spahiluks wurzelten.

Consul v. Hahn's Darstellung dieser Verhältnisse und seine Erlebnisse in Niš sind ganz geeignet, einige objective und als von einem k. k. österreichischen Consularvertreter herrührend, gewiss doppelt interessante Streiflichter auf die übliche Austragung solcher Streitfälle und die Behandlungsweise klageführender bulgarischer Rajah's zu werfen.

„Spahiluks", sagt Hahn, „waren bekanntlich Militärlehen, welche in dem Rechte der Zehenterhebung von den Producten derjenigen Dörfer bestanden, die ihnen zugewiesen waren, und die ihre bäuerlichen Verhältnisse regelnden Statuten,

*) Bericht der Consule über den Zustand der Christen in der Türkei. S. 32.

**) Ibid. S. 96.

den byzantinischen Kaisernovellen über die Emphyteuse entlehnt", — Hahn stellt hiermit den asiatischen Ursprung des türkischen Kriegslehens nicht in Abrede — „indem der Spahi im Namen des Sultans, als Obergrundherrn aller eroberten Länder, die nach den römischen Gesetzen dem Grundherrn zustehenden Rechte ausübte und der Bauer an die Stelle des Emphyteutars trat." „Viele der zehentpflichtigen Dörfer waren aber ausserdem Eigenthum grösserer Grundbesitzer oder nach dem einheimischen Kunstausdrucke „Tschiftliks" entweder von altersher oder nach und nach in solche verwandelt worden, und diese zahlten ihren Grundherren in der Regel ein Drittel des Reinertrages nach Abzug der Zehenten als Grundrente; wo dies aber nicht der Fall war, da ging wenigstens das Streben der Spahi's dahin, ihre Spahiluks in Tschiftliks zu verwandeln und ihren Grundholden weitere Lasten als die Zehentpflicht aufzuerlegen. Als nun das Institut abgeschafft und der Zehent auf grossherrliche Rechnung erhoben wurde, suchten sich die Spahi's, denen jene Verwandlung noch nicht gelungen war, als Grundherren ihrer Spahiluks zu behaupten. Dagegen remonstrirten die Bauern, wo sie sich stark genug fühlten, und dehnten ihre Opposition auch auf die Tschiftliksherren aus, indem sie die Rechtmässigkeit ihrer Eigenthumstitel bestritten und die Zahlung der Grundrente an sie verweigerten.

Derartige Processe waren zwar auch vor der Aufhebung der Spahiluks keine Seltenheit, dieselbe erweckte aber allerwärts die Hoffnung der Bauern, ihre Dörfer nun auch von Tschiftliks in Freidörfer verwandeln zu können, und gerade während unseres Aufenthaltes in Niš hatte eine Deputation von 70 Dörfern der Umgegend von der grossherrlichen Regierung die Absendung von Commissären zur Untersuchung eines solchen Thatbestandes erreicht. Bei ihrer Ankunft in Niš sollen nun die gleichzeitig von Constantinopel zurückgekehrten bulgarischen Deputirten, um dem Vorwurfe zu entgehen, dass die Bewegung nur das Werk einiger unruhiger Intriguanten sei, die Bauern bewogen haben, sich in Masse dieser Commission vorzustellen. Demzufolge füllte sich an einem Sonntage ganz Niš mit mehreren tausend Bauern, welche jedoch nach Vorbringung ihrer Beschwerden sich ohne Excesse wieder zerstreuten. Darauf hin aber wurde die gesammte Deputation als Anstifter dieser Meuterei in's Gefängniss gesteckt. Wir wiesen natürlich alle Ansinnen, uns in diese Verhältnisse zu mischen, zurück; aber grössere Ueberwindung kostete es, kalt zu bleiben, als wir die Aecker in der ganzen Umgegend mit graumodrigen Getreidehaufen bestanden fanden und die Leute klagten, dass ihr vor sechs Wochen geschnittenes Getreide auf dem Felde verfaulen müsse, weil sie es nicht einthun dürften. Die armen Leute litten durch den Hader zweier Compagnien, welche beide den Zehent gepachtet zu haben behaupteten, und vor dessen Entscheidung die Erhebung nicht gestattet werden konnte. Wir erfuhren jedoch später, dass der Pascha die Erlaubniss zur

Einbringung des Getreides auf seine eigene Verantwortung ertheilt habe, und das anhaltend schöne Herbstwetter hat wohl die Leute vor Schaden bewahrt.“ —

So Consul v. Hahn in seiner „Reise von Belgrad nach Salonik“ (S. 13 u. 14). Wo die Thatsachen so laut für sich selbst sprechen, bedarf es wohl keines weiteren Commentars. Nur eines will ich den weniger mit türkischen Verhältnissen Vertrauten versichern: jene aus Constantinopel zurückgekehrte Deputation wäre sicher — ich schliesse hier nach analogen Vorgängen — auch dann in's Gefängniss gewandert, falls sie auch nicht, um dem bewussten Schicksale zu entgehen, Tausende von Bauern nach Niš berufen hätte. Nicht für die Massendemonstration, sondern für das Wagniss wurde sie gestraft, in Constantinopel selbst über von der Pascharegierung ausgegangene oder doch geduldete Bedrückung geklagt zu haben.

Im allgemeinen findet man in Bulgarien dieselbe Willkürlichkeit in der Besteuerung von Grund und Boden, und namentlich einzelner Producte, des Rosenöls, der Weintrauben, Wallnüsse u. s. w., wie sie im Mittelalter in Europa heimisch war. Es fehlt auch niemals an einzelnen Pascha's und albanesischen Söldnern, die gleich dem General Wenzel Maratschky mit seinen „schwarzen Reitern“ im Bauernaufstande zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, selbst die gerechtesten Klagen mit Gewalt und Gräueln zu ersticken wussten.“

Weder die türkische noch die englische Enquête brachten aber fühlbare Verbesserungen für die durch Pascha- und fanariotisches Bischofsregiment fortgesetzt bedrückte Rajah.

Ganz im Gegentheile, als hätte die Pforte es ihr zu Gemüthe führen wollen, wie wenig sie sich um die russische Regierung zu kümmern brauche, traten im Jahre 1860 und in den nächstfolgenden Jahren zu den bisherigen Lasten neue Contributionen an Zwangsarbeiten für die tatarischen und tscherkessischen Ansiedler, welche die Pforte, entgegen der landläufigen Anschauung, dass die Cultur von Westen nach Osten getragen werde, nach Bulgarien gerufen hatte. Diese traurigen Verhältnisse und die Juni-Ereignisse zu Belgrad (1862) begünstigten einen erneuten Erhebungsversuch der kriegerischen Balkanbewohner. Er missglückte, hatte jedoch die abermalige Absendung eines Pfortencommissärs zur Folge, der einen neuen Bericht über Stimmung und Zustände in Bulgarien erstatten sollte. Nachdem die Pforte seit der letzten Enquête im Jahre 1860 für die Bulgaren nichts gethan, vermehrte Asmid Bei ohne besondere Mühe das bereits vom Grossvezier Köprüsli gesammelte schätzbare Material in den riesigen, Archivstelle vertretenden Actenbeuteln der hohen Pforte. Asmid Bei's Berichte blieben im Ganzen, wie vorauszusehen, resultatlos. Nichts änderte sich. Nur einzelne Pascha's, die ihr Unwesen allzugrob getrieben hatten, wurden ihrer Posten entsetzt und versetzt, um andern beutelustigen Collegen Platz zu machen.

In diesem steten Wechsel blieb aber auch diesmal eines fest und unverändert, die endlose Bedrückung der christlichen Rajah.

Meine bisherigen Schilderungen bewegen sich nur in allgemeinen Linien und tragen wenig helle Farben. Sie sind Grau in Grau gemalt und doch hätte ich zu noch weit dunkleren Tinten greifen müssen, wollte ich in hundert Einzelzügen die traurige Wirklichkeit wiederspiegeln, die mir allerorts auf meinen bulgarischen Reisen 1860 und 1862 entgegentrat!

Je heller und wärmer die orientalische Sonne leuchtete, in desto grellerem Contraste erschien die Scenerie, welche sie bestrahlte. Es wurde nur sichtbar, dass für dieses wunderbare, von Natur reich gesegnete Stück Schöpfung, das die Länder des Sultans einschliesst, noch lange nicht der wirkliche Morgen angebrochen sei. Einst prächtige, jetzt verwüstete Wälder, der beste Ackerboden aus Mangel an Arbeitslust oder Kräften brach liegend, elende Dörfer an noch elenderen Strassen, erfüllt von einem mit herrlichen Anlagen begabten, in seiner Entwicklung jedoch niedergehaltenen Volke, Gemeinden meist ohne Kirchen und Schulen, verrathen von ihren eigenen, nein, von fremden, ihnen aus Constantinopel aufgedrungenen griechischen Bischöfen, ausgesogen durch die grenzenlose Willkür der Pascha's und Mudire, eine Rajah, eine „wehrlose Heerde" im wahrsten Sinne des türkischen Wortes! —

Endlich ein Lichtpunct in dieser lange andauernden finsteren Nacht des europäischen Südostens. Meteorähnlich tauchte er plötzlich empor, einem solchen gleich sollte er leider nach kurzer Leuchte entschwinden! War es ein glückliches Zufallsspiel, vielleicht ein Ausfluss sultanlichen Wohlwollens oder eine verspätete Folge der russisch-türkisch-englischen Enquête, sicher ist es, dass die Ernennung Mithad Pascha's zum Gouverneur des „Tuna-Vilajets" (Donau-Bulgariens) mit einem Zauberschlage dessen gesammte sociale, geistige und materielle Lage verändern zu sollen schien.

Von den türkischen Staatsmännern wurde die Organisation der „Vilajets" (Provinz-Gouvernements) als eine der wirksamsten Massregeln angesehen, um die Türkei auf die Höhe der civilisirten europäischen Staaten zu bringen. In einem Memorandum an Lord Lyons, datirt vom 6. Mai 1867, rühmte Fuad Pascha die heilsamen Erfolge der Vilajetorganisation „cette récente institution, qui embrasse les plus larges et les plus importantes réformes" etc. etc. Fuad setzte wohl euphemistisch hinzu, dass die Effecte des neuen Administrationsversuchs sich noch nicht in allen Provinzen des Sultans gleich wohlthätig äussern. Hätte Fuad aber nicht als gewandter Diplomat; sondern als aufrichtiger Berichterstatter gesprochen, so hätte er wohl der Wahrheit die Ehre geben und anerkennen müssen, dass die Vilajetsreform eigentlich überhaupt nur in einer Provinz und nur von einem einzigen genialen Vali (Statthalter) ins Leben zu rufen mit Glück

versucht worden war, nämlich im „Tuna-Vilajet“ (Donau-Provinz) durch Mithad Pascha!

In einem späteren Capitel wird die administrative Organisation des „Tuna-Vilajet's“ ganz speciell behandelt werden. Hier genüge, dass es im Beginn die früher selbständigen Paschaliks: Vidin, Rusčuk, Tirnovo, Varna, Tulča, nördlich vom Balkan, und jene von Sofia und Niš, südlich desselben, also beiläufig einen Flächenraum mehr als zweimal so gross als das Fürstenthum Serbien umfasste, von denen das Paschalik Niš seit 1868 an das Vilajet Prisrend fiel.

Unter allen lebenden türkischen Staatsmännern ist Mithad Pascha wohl die merkwürdigste, fesselndste Erscheinung. Mithad besitzt etwas von der Natur und dem Organisationstalent Peters des Grossen. Scharfblickend, rasch beweglich, arbeitslustig, ehrlich und mit eiserner Willenskraft jeden Widerstand besiegend, scheint ihn nur ein Moment zu beseelen, die Türkei in Wahrheit zum Eintritt in die Reihe der europäischen Staaten zu befähigen. Den sogenannten „jungtürkischen Reformern“ steht gewöhnlich Phrase und Schein höher, als das Wesen; Mithad geht aber den Dingen auf den Grund, er sucht das Corrupte und Faule ernstlich zu bekämpfen und nicht blos zum Paradezweck für europäische Augen zu lakiren.

Schon im Herbste 1864, als ich West-Bulgarien nach blos zweijährigem Intervall wieder betrat, konnte ich die ersten Anfänge wohlthätigen Umschwungs wahrnehmen, welche Mithad's neues Regiment, namentlich in dem socialen Verhältnisse zwischen Moslims und Rajah, zum mindesten äusserlich hervorgerufen hatte. Ich war überrascht, in den Konaks zu Vidin, zu Lom, Adlich u. s. w., die Rajah menschenwürdiger von den türkischen Beamten behandelt zu sehen, ja in einzelnen Bureaus christlichen Beamten zu begegnen; wenn auch diese nur mehr geduldet, als gleichberechtigt neben ihren moslim'schen Collegen erschienen. Ganz besonders fiel mir aber das veränderte Benehmen der meine Escorte bildenden Zaptie's (Gensd'armen) gegenüber der bäuerlichen christlichen Landbevölkerung auf, deren schlimmste Feinde und Bedränger sie noch zwei Jahre zuvor gewesen waren.

Bereits früher fand ich in periodischen Publicationen oft Gelegenheit zu erwähnen, wie in dem von Natur reichgesegneten Donau-Bulgarien sich alle Schritte zum Bessern auf Mithad zurückführen lassen. Die etwas geregeltere Administration, die Erbauung von Schulen und Anstellung von Schulinspectoren für alle Confessionen, die Berufung von Ingenieuren und Constructeuren, die Errichtung solider Administrations- und Militärgebäude, von Eisenbahnen und Telegraphen, von Strassen und Brücken, die Gründung von Vorschusscassen für den Grundbesitz und die Anlegung von Waisen-, Arbeits- und Gefangenhäusern, die Einführung von Hôtels, des Strassenpflasters, der Reinigung und Beleuchtung in

Haupt- und Kreisstädten, die Vertilgung des auf Handel und Verkehr schwer lastenden Räuberunwesens im Balkan und auf allen Wegen, das und viel anderes war das Werk dieses ungewöhnlich begabten Mannes, dessen Name bald allen Einsichtigen die incarnirteste Reaction gegen die zahllosen tolerirten Missbräuche bedeutete, unter welchen Türk und Christ des Vilajets gleich sehr litten.

Ich kenne Mithad Pascha nicht persönlich, sondern nur aus seinem Wirken. Nach Allem, was ich aber von diesem gesehen und gehört, steht es für mich ausser Zweifel, dass er bei längerem, ununterbrochenem Wirken das Tuna-Vilajet zu einer musterhaft organisirten und wahrscheinlich am loyalsten administrirten Provinz der gesammten Türkei umgestaltet und mit ihr ein Modell für weniger befähigte Vilajets-Organisatoren geschaffen hätte.

Jenes Grundübel, das den türkischen Staat seit Jahren nicht zu einer wahrhaften Kräftigung erstarken lässt, das an ihm krebsartig zehrt, seine spärlichen intellectuellen schöpferischen Talente an der Entfaltung eines Segen bringenden Wirkens lähmend behindert, es sollte ganz unerwartet auch Mithad's grosses Regenerationswerk im Tuna-Vilajet und zwar leider vorzeitig in dem Stadium unterbrechen, wo er mit angestrengtestem Eifer, unterstützt von einigen selbstgeschaffenen Kräften und gefördert durch mancherlei gewonnene Erfahrungen, mit Sicherheit sein grosses Ziel zu verwirklichen hoffen durfte. Als ich im Herbste 1868 zu Rusćuk landete, war Mithad kurz zuvor in Folge stille wirkender diplomatischer und Palast-Intriguen nach Stambul abberufen worden, wo er eine elende, auf die Blendung Europa's berechnete Copie des französischen Staatsrathes in Scene setzen sollte!

Auf Mithad folgte leider in raschem Wechsel eine Reihe talentloser Gouverneure, welche kein Verständniss für dessen sorgsamer Fortführung bedürftige Schöpfung hatten, sie desshalb verfallen liessen und welche nicht, mit der hier anerkannten ehrenwerthen Ausnahme Omer Fewzi Pascha's (1871), den Statthalterposten von Rusćuk für etwas anderes, als eine bald vorüberrauschende Gelegenheit zur Jagd nach Beute und Selbstbereicherung angesehen hätten.

Ich gedenke später mehr en detail auf die politischen und administrativen Verhältnisse Donau-Bulgariens in den Jahren 1871 — 1874 auf Grundlage vieljähriger Reiseaufzeichnungen zurückzukommen. Schon heute soll hier jedoch im Allgemeinen erwähnt werden, dass die Türkei, als Erbe des alten corrumpirten Byzanz, bezüglich der fiscalischen Verwaltung ihres überkommenen Völkermaterials, nur als dessen gelehriger Nachfolger und Schüler handelt. Zur Zeit, als noch das Kreuz von der h. Sophia erglänzte, ganz so wie später unter dem Halbmond, bildete die Aussaugung der unterworfenen Völker für den kaiserlichen Schatz den schwarzen Punct des finanziellen byzantinischen Systems und selbst die heutigen, die Rajah drückenden Steuerpächter, — grösstentheils Griechen

und Armenier — sind meistens die gleichfalls orthodox getauften Nachkommen jener berüchtigten kaiserlich byzantinischen Taxatoren, von deren Verwerflichkeit der erzbischöfliche Chronist von Thessalonik erzählte.

Der Versuch, das türkische mit den nachtheiligsten wirthschaftlichen Folgen verknüpfte Steuererhebungssystem von allen Bodenproducten zu reformiren, ist leider, wie wir später sehen werden, als missglückt zu betrachten. An den wohlwollenden Absichten des Sultans und seines Divans, welche bei diesen und anderen Reformversuchen vorwalteten, ist wohl nicht zu zweifeln; allein hier heisst es: der Pascha ist nahe, der Sultan weit! Im Interesse der Humanität und der Wahrung des moralischen Schutzes, unter welchen der Pariser Vertrag im Jahre 1856 die Hatti-Humajun-Charte der Rajah gestellt hat, erscheint es daher als unerbittliche Nothwendigkeit, das türkische Gebaren gegenüber ihren christlichen Völkern einer stetigen Controlle des europäischen Areopags zu unterstellen.

Die traurigen Ungerechtigkeitsacte, welche zu Gradiška und Banjaluka (1873), so zu sagen unter persönlicher Betheiligung des bosnischen Provinz-Gouverneurs, des Vali Mustafa Asim Pascha, gegen christliche Kaufleute verübt wurden, sind wohl noch nicht vergessen. Die Misshandelten hatten den Muth, an die öffentliche Meinung Europas zu appelliren und das Glück, den Process gegen Asim zu gewinnen. Nicht immer aber fallen die Verhältnisse wie bei diesem Anlasse so günstig, um die kräftige Intervention einer Grossmacht und die Bestrafung der Schuldigen herbeizuführen.

Nachdem es heute den Anstrengungen objectiver Beobachter gelungen ist, einige Wahrheit über türkische Zustände entgegen den Anstrengungen der Anlehen vermittelnden Zeitungen und Finanziers in Europa zu verbreiten, wird es Niemandem wohl beifallen, die Türkei auf eine bedeutend höhere Stufe als Persien, Khiva und andere moslim'sche asiatische Staaten zu stellen. Ist es nun englischem und russischem Einflusse gelungen, dort die unterdrückten Classen gegen Vergewaltigung zu schützen, so liegt hierzu in der europäischen Türkei für Mittel-Europa erhöhte Ursache vor, da Pflichten der Humanität und die Sorge für die, eine grosse Consumsfähigkeit seiner Fabricate entwickelnde türkische Christenheit dies dringend fordern.

Die hohe Pforte und die bezahlten oder platonischen turkophilen Organe mögen immerhin derartige Interventionen in die inneren Angelegenheiten der Türkei beklagen. Auch wir thun es und wahrscheinlich mit grösserer Aufrichtigkeit; denn wir wünschen nichts sehnlicher, als dass vollster innerer Friede in den Staaten des Sultans herrsche, dass seine Gerichte mindestens einige Garantie für die Ausschliessung von Religions- und Raçenhass in ihren Urtheilen bieten möchten und dass so jedes Moment für die Action fremder Mächte wegfalle.

Wie würde es aber mit dem Lose der türkischen Christenheit, wie mit der Administration des illyrischen Dreiecks aussehen, wie weit mehr wäre der Hatti-Humajun nur ein beschriebenes Blatt Pergament geblieben, falls die Pforte und ihre Provinzorgane nicht die unliebsame Controlle der fremden Gesandten und Consule fortwährend zu fürchten hätten?

Je eingehender man die Länder der europäischen Türkei studiert, desto mehr gelangt man zur Ueberzeugung, dass die unleugbaren Mängel der türkischen Administration und Justiz grossentheils nur die materiellen Interessen der Rajah schädigen, deren weit zurückgebliebene moralische und intellectuelle Entwicklung muss aber dem unwürdigen Gebaren des fanariotischen Patriarchats zugeschrieben werden, dem die Pforte das geistige Wohl ihrer christlichen Völker ausgeliefert hatte. Durch alten Stammeshass verschärft, lastete der Druck des griechischen Klerus aber ganz besonders schwer auf dem slavischen Volke der Bulgaren. Dies zu beleuchten und zu erwahren, will ich im nächsten Capitel versuchen.

V.

DAS ALTBULGARISCHE PATRIARCHAT, SEIN ENDE UND DES GRIECHISCHEN FANAR'S HERRSCHAFT ÜBER DAS BULGARENVOLK.

932 — 1860.

Die religiös-politische Bedeutung der bulgarischen Bewegung vom Jahre 1860. — Ihre Genesis. — Rückblick auf die alten Kämpfe zwischen Slaven und Griechen. — Streit zwischen Rom und Byzanz wegen Einverleibnng der Bulgaren. — Haltung der bulgarischen Herrscher. — Begründung des slavisch-bulgarischen Patriarchates. — Sein Ende. — Leo, der Erzbischof von Ohrida und das Schisma. — Entstehung des zweiten national-bulgarischen Patriarchates. — Untergang desselben. — Die Bulgaren unter dem griechischen Patriarchate. — Seine Feindseligkeit gegen das Bulgarenthum. — Türkische Imams nnd fanariotische Geistliche. — Die Bulgaren, ihre Domäne. — Der geistliche Stellenschacher zu Constantinopel. — Dessen Ursprung und Folgen. — Ein unerfüllter Punct des Hatti-Humajnns. — Charakteristik des bulgarischen Dorfklerus und der hohen griechischen Geistlichkeit. — Dessen Tendenz, die Bildnng des Bulgarenvolkes zu hindern. — Beispiele. — Acte des Erzbischofs von Niš 1860. — Metropolit Neophitos verbrennt die bulgarischen Incunabeln zu Tirnovo. — Missbräuche und Laster des fanariotischen Klerus. — Beispiele. — Beginn der katholischen Bewegung in Bulgarien.

Die kirchlichen Kämpfe der eigentlich erst 1860 wieder auf die orientalische Schaubühne getretenen Bulgaren haben seit wenigen Jahren die Aufmerksamkeit aller ernsten Politiker erregt. Wenn nichts, so beweist dies eine Reihe zum Theil sehr beachtenswerther Artikel, mit welchen für oder gegen meine, die griechisch-bulgarische Streitfrage zuerst beleuchtenden Essays in der „Oesterreichischen Revue" und „Allgemeinen Zeitung" von den verschiedensten Orten: von Smyrna, Constantinopel, Petersburg, Moskau, Belgrad, Wien, Freiburg, Pest u. s. w. lebhaft polemisirt wurde.

Dass dieser hochinteressante kirchliche Kampf, trotz der mannigfach verwickelten Phasen, die er zu durchlaufen hatte, und ungeachtet der mächtigen

inneren und äusseren Beeinflussungen, welche ihn zeitweise auf falsche Bahnen abzuleiten suchten, endlich doch jene Lösung fand, welche ich von Beginn an, als die einzig wünschenswerthe, gerechte und mögliche im Interesse aller Betheiligten hingestellt hatte, spricht wohl beredt dafür, dass mein Urtheil auf dem ernsten Studium der weit zurückreichenden Keime und neueren Ursachen beruhte, welche ihn hervorgerufen hatten.

Ich sagte es aber weiter voraus, und wiederhole es zur Stunde, dass die höchst merkwürdige Ermannung des bulgarischen Volkes im Streite mit dem Constantinopler Patriarchate und Fanar, entkleidet des religiösen Momentes, auch einen höchst wichtigen politischen Abschnitt nicht nur in der Entwicklungsgeschichte dieses numerisch stärksten aller christlichen Völker der Türkei, sondern auch für diese letztere und selbst für die gesammte orientalische Frage bedeutet. Desshalb erscheint es mir aber auch in hohem Grade gerechtfertigt und in dem ganzen Plane dieses Werkes gelegen, die religiös-politische Bedeutung der griechisch-bulgarischen Kirchenfrage, von ihrem Beginne und durch ihre Entwickelung bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung, auf Grundlage meiner älteren und neueren Studien eingehend zu erörtern.

Wollen wir also die Genesis des zwischen den Bulgaren und dem Constantinopler Fanar bestehenden erbitterten Streites aber recht erfassen, so wird hierzu am leichtesten die kurze Recapitulation einiger charakteristischer Momente der byzantinisch-bulgarischen Geschichte führen; denn der politisch-nationale Gegensatz zwischen Bulgaren und Griechen war von jeher die bedauerliche Quelle des kirchlichen gewesen. Er ist nahe so alt, als diese Völker neben einander wohnen und wird an Tiefe kaum von jenem zwischen Griechen und Lateinern übertroffen. Seit die Geschichte von Griechen und Slaven erzählt, finden wir sie im hartnäckigsten Kampfe sich bekriegen und nie hätte der Halbmond triumphirend das Kreuz von der Aya Sophia gestürzt, würde ihm nicht der unversöhnliche Hass zwischen den zwei mächtigsten Nationen des illyrischen Dreiecks den Weg nach Constantinopel gezeigt haben.

Die von der Wolga eingewanderten und mit den besiegten Donau-Slaven nördlich des Balkans bald zu einem Volke verschmolzenen Bulgaren bildeten schon im 7. Jahrh. eine bedrohliche Gefahr für das alternde Byzanz. Den byzantinischen Kaiser Nicephorus tödteten sie auf dem Schlachtfelde (811). Der siegreiche Bulgarencar Simeon (888 — 927) säete weiter die blutige Saat. Er dachte selbst daran, sich auf den Thron des ohnmächtigen byzantinischen Kaisers zu setzen. Sein Sohn Peter (927 — 968), weniger ehrgeizig, entsagte diesem letzten Ziele aller bulgarischen Herrscher, vermählte sich mit einer Enkelin des griechischen Kaisers Romanus und begnügte sich mit der Anerkennung der stets streitigen Autokephalie der bulgarischen Nationalkirche vom ökumenischen Pa-

triarchat (932). Nur kurz strahlte noch der Glanz bulgarischer Herrlichkeit unter seinem Nachfolger Samuel. Kaiser Basilius Bulgaroctonus, „der Bulgarentödter," bereitete ihr ein schreckliches Ende. Im Jahr 1015 nahm er die Residenz Ochrida, 1017 tödtete er Johannes Vladislav bei Durazzo, 1019 unterjochte er gänzlich die Bulgaren, deren weitere Geschichte lange Zeit mehr oder minder glückliche Versuche zur Abschüttelung des byzantinischen Joches bilden.

Das kurze lateinische Kaiserthum zu Byzanz hatte mit dem verhängnissvollen Thron die Erbschaft fortgesetzter Kämpfe angetreten. Zu den politischen gesellten sich nun auch religiöse Motive. Die bulgarischen Schismatiker, welche oft zwischen Rom und Byzanz geschwankt, sollten nun definitiv dem Papst unterworfen werden. Der flandrische Balduin bezahlte dieses Streben in der Schlacht zu Adrianopel (1205) mit der Freiheit, und kurz darauf in der Gefangenschaft zu Tirnovo mit dem Leben. Weder das Haus Anjou, dem Balduin I. noch in seinem Falle die Erbschaft auf die Donauländer übertragen hatte, noch das schwächliche Geschlecht der Paläologen vermochten jedoch ihre mehr oder minder begründeten Ansprüche auf Bulgarien zur Geltung zu bringen. Verbündet mit dem aufstrebenden Serbenreich, wies es kräftig die griechischen Angriffe zurück. Die kurze Waffenbrüderschaft, zu der die herannahenden türkischen Schrecken zwischen Griechen, Bulgaren und Serben geführt, erbleichte unter dem unlöschbaren Hass des Griechen gegen den Slaven. An der Seite der zu Hülfe gerufenen Ungläubigen kämpften die Byzantiner gegen Serben und Bulgaren. Vergebens waren Ungarns ruhmvolle Anstrengungen zu deren Rettung. Die slavischen Carenthrone wankten, die Schlachten von Varna und Kosovo (1444 — 1446) besiegelten ihren Sturz. Aber ein gemeinsames Leichentuch deckte sie mit dem ihnen feindlichen Kaiserthron von Byzanz. Am 29. Mai 1453 war auch sein Stern erblichen!

Aber nicht nur erst seit dem ausgebrochenen Schisma, sondern viel früher, ja beinahe seit sich die Bulgaren im 9. Jahrhundert zum Christenthum bekehrt hatten, war der Primat über dieselben Gegenstand erbittertsten Streites zwischen Rom und Constantinopel. Papst Gregor I. suchte seinen Primat im südlichen Illyricum energisch zu behaupten*). Noch auf der Synode zu Constantinopel (869) wurde lebhaft um die Zutheilung des Bulgarenlandes zu Byzanz oder Rom gestritten.

Politische Motive veranlassten die bulgarischen Herrscher oft eine scheinbar aufrichtige Zuneigung gegen Rom zu äussern, um dessen Unterstützung in den Kriegen mit den byzantinischen Kaisern zu erlangen. Sie empfingen vom Papst geweihte Kronen, Bischöfe und Missionäre zugesandt, die verheissene materielle Hilfe mochte jedoch nur selten den weitgehenden bulgarischen Wünschen entsprochen

*) Zachariae, Beiträge zur Gesch. d. bulg. Kirche. Petersburg 1864.

haben; denn seit Kaiser Basilius Macedo's Vorstellungen und reiche Geschenke den Bulgaren-Car Mihail Boris, ungeachtet der Bemühung Papst Johann VIII., für Constantinopel gewonnen hatten, sehen wir ihn und dessen Nachfolger, trotz der weiteren Ermahnungen der Päpste, selbst nach dem eingetretenen Schisma der orientalisch-orthodoxen Kirche grossentheils treu anhängen. Dabei tritt aber gleichmässig stets das Streben der Bulgaren auf, nach einer streng nationalen, von dem ökumenischen Stuhle zu Byzanz völlig unabhängigen Kirche. Aehnlich dem römischen Papste war der griechische Patriarch der Bildung unabhängiger Nationalkirchen wenig geneigt und seine hartnäckig angesprochene Oberherrlichkeit über die Kirche von Bulgarien nährte die fortwährend wuchernde Erbitterung zwischen den feindlichen Nationen. Des heftigsten Widerstandes ungeachtet, gelangten die Bulgaren, nachdem die slavische Sprache in die Kirche eingeführt worden war, an das Ziel ihrer Kämpfe, zur ersten slavischen Nationalkirche — zum Vorbilde der späteren russischen und serbischen.

Das slavisch-bulgarische Patriarchat behauptete, aus politischen Gründen von den weltlichen Herrschern begünstigt, in verschiedenen Epochen mit Glück seine volle Unabhängigkeit vom griechisch-ökumenischen Stuhle.

Schon unter Kaiser Romanus Lacapenus (959) soll die bulgarische Kirche als autokephal anerkannt worden sein. Die Siege des ruhmreichen Bulgarenkönigs Simeon nöthigten Byzanz zu grossen Concessionen, und die bulgarische Königsresidenz zu Dorostolum (Drista, das heutige Silistria) wurde Sitz des ersten bulgarischen Patriarchats. Es war jedoch gleich dem nachgefolgten von Peristhlava (Preslav, das heutige Eski-Stambul) von nicht sehr langer Dauer. Der von Kaiser Nicephorus zur Hülfe gerufene gross-russische Svjatoslav versetzte der bulgarischen Macht einen harten Stoss. Er drang über den Hämus gegen Adrianopel vor (967) und gedachte sich dort festzusetzen. Kaiser Joannes Zimische's bekriegte jedoch die Russen (971) mit Glück, vertrieb sie aus Bulgarien, unterwarf sich aber auch gleichzeitig dessen nördlichen Theil, was wohl die Aufhebung des bulgarischen Patriarchats und dessen Unterordnung unter den ökumenischen Stuhl zur Folge hatte. Der zu Ohrida residirende Erzbischof von Bulgarien behielt jedoch die vollste Autokephalie über den Rest der bulgarischen Diöcesen, und Kaiser Basilius Porphyrogenetus, welcher Bulgarien gänzlich erobert hatte, bestätigte dessen Primat über ein bedeutendes Gebiet, zu dem die Bisthümer Kastoria, Glavinica, Moglena, Bitolia, Strumnica, Morovisdos, Velebusda und Triadica zählten. Der Erzbischof führte den Titel „Erzbischof von Justiniana prima, Ohrida und ganz Bulgarien." Ein zweiter bulgarischer erzbischöflicher Sitz für Donau-Bulgarien scheint gleichzeitig zu Dristra verblieben zu sein. Auch er war dem Constantinopler griechischen Patriarchate unterworfen. Dieses entsandte übrigens für diese vielfach schwierigen, hochwichtigen

Stellungen oft Männer von bedeutender Bildung. In der Reihe der Erzbischöfe von Ohrida befindet sich unter anderen hervorragenden Klerikern jener Leo, welcher durch sein, im Jahre 1053, vereint mit dem ökumenischen Patriarchen Mihail Cerularius an den Bischof Johannes von Trani in Apulien entsandtes Schreiben die Veranlassung zu der ein Jahr später erfolgten gegenseitigen Excommunication — zum Schisma — gab.

Mit der Wiederaufrichtung des zweiten bulgarischen Reiches durch die beiden Brüder Asan und Peter aus königlichem Geschlecht gegen Ende des XII. Jahrhunderts fällt die Wiedergeburt des erneuten zweiten bulgarischen Patriarchats in der Carenhauptstadt Tirnovo zusammen. Es erstand zur Zeit des Kaisers Isaak Angelus. Diesem zweiten orthodox-bulgarischen Patriarchat war ein kurzes römisch-bulgarisches Patriarchat vorausgegangen. Car Joannes hatte sich, wie so mancher seiner Vorgänger, durch Anerkennung des Papstes eine Stütze gegen das drohende Byzanz zu erwerben gesucht. Papst Innocenz III. ernannte den Bischof von Tirnovo zum Erzbischof und Primas, und unterordnete ihm die Metropoliten von Peristhlava und Velesbudium. Das römisch-bulgarische Patriarchat sollte jedoch nur eine Episode bleiben. Schon Car Joannes befand sich mit dem lateinischen Kaiserthum zu Constantinopel in heftigem Kampfe und im Jahre 1234 verbündete sich Car Joannes Asan mit dem byzantinischen Kaiser Joannes Ducas Vatatzes, vermählte dessen Sohne Theodor seine Tochter Helena und stellte mit Zustimmung des ökumenischen Stuhles das orthodox-bulgarische Patriarchat wieder her.

Die Anerkennung seiner Autokephalie mochte aber wohl keine ganz unbedingte gewesen sein. Denn im Jahre 1355 drohte der byzantinische Patriarch Callistus den bulgarischen Patriarchen vor das Forum der Synode in Constantinopel zu ziehen; falls er es weiter unterlassen sollte, des ökumenischen Stuhles und der anderen Patriarchen der orientalischen Kirche im Gebete zu gedenken. Auch wird von den Mönchen und Geistlichen die strenge Anwendung der griechisch-orthodoxen Taufform gefordert. Weiterer Hader entsprang zwischen dem griechischen und dem bulgarischen Patriarchen durch des letztern Machtanspruch über die Metropolie zu Vidin. Im Jahre 1381 stritten zwei von beiden Patriarchen ernannte Metropoliten um dieselbe, und noch im Jahre 1392 wucherte der Streit fort, als die Schlacht von Nikopolis (1396), in welcher unter König Sigmunds von Ungarn Führung die erlesensten Heerschaaren des Abendlandes gegen Bajezid Ilderim unglücklich kämpften, dem bulgarischen Reiche und seinem Patriarchate von Tirnovo ein trauriges Ende bereitete!

Die eisernen Kriegsloose hatten gegen die christlichen Völker des europäischen Ostens entschieden. Auf Jahrhunderte sollten sie aus den Blättern der Geschichte verschwinden. Mit stummer sclavischer Ergebung mussten sie dem

asiatischen Sieger Heeresfolge leisten, durch den hässlichen „Knabenzins" die Reihen der Jenisseri (Janitscharen) füllen, welche durch ihre Unüberwindlichkeit ganz Europa erschreckten. Der Verrath und die Entzweiung zwischen Griechen und Slaven hatten ihre furchtbare Strafe gefunden. In ihrer vollen Wucht traf sie jedoch nur das bedauernswerthe Volk. Schriftsteller und Gelehrte flohen vor dem drohenden Barbarismus nach dem Occident und verbreiteten dort die Leuchte des Wissens. Der grösste Theil des Adels und des Klerus hatte aber mit dem moslimischen Eroberer Frieden gemacht. Um seine Güter zu retten, trat der Adel grösstentheils zum Mohammedanismus über, die Geistlichkeit weidete und schor aber ihre Heerden weiter, da sie der Sieger zu sehr verachtete, als dass er ihnen die einzig wahre Lehre des Propheten gewaltsam aufgezwungen hätte.

Wie wir früher sahen, hatte die alte national-bulgarische Kirche stets eine gewisse Neigung für Rom bewiesen. Zwischen Constantinopel und Rom gestellt, suchte sie in Dogma und Gebräuchen eine unabhängige Mittelstellung sich zu wahren. Oft wurde sie desshalb vom ökumenischen Stuhle dringend ermahnt, die Reinheit der griechisch-orthodoxen Lehre herzustellen. Mit diesen Bemühungen des griechischen Patriarchates, welche immerhin durch heiligen Glaubenseifer gerechtfertigt werden mögen, ging jedoch das Streben Hand in Hand, aus dem höheren bulgarischen Episkopat das einheimische nationale Element zu verdrängen, es durch fanariotische Sendlinge zu ersetzen und an die Stelle der slavischen die griechische Sprache in den bulgarischen Kirchen einzuführen. Hätte sich der Fanar einzig darauf beschränkt! Er ging jedoch weiter. Auch die bulgarische Schule sollte entnationalisirt und so dem Bulgarenvolke die geistige Fortentwicklung in seiner Muttersprache unmöglich gemacht werden! Es wurde dies so consequent allerorts versucht, dass es beispielsweise in der altbulgarischen erzbischöflichen Stadt Ohrida, wo noch heute das Bulgarische die allgemeine Sprache im Hause ist, neben vier griechischen Schulen nur eine bulgarische giebt.

Die historischen Erinnerungen an die einstige politische Selbstständigkeit und kirchliche Unabhängigkeit von Byzanz aus dem Bulgarenvolke gänzlich auszutilgen und sich auf dessen Kosten zu bereichern, erschien dem fanariotischen Klerus bis ganz zuletzt herab als Hauptaufgabe — dessen intellectuelle Bildung zu fördern, stets nur als Nebensache.

Mit der an Armuth grenzenden Besitzlosigkeit und schlichten Einfachheit türkischer Imam's (Geistlichen) contrastirt nichts so grell, als der Reichthum und die übergrosse Prunkliebe der bulgarischen Bischöfe. Kaum gelingt es den türkischen Pascha's, den Pomp, welchen die Kirchenfürsten der Rajah entwickeln, zu erreichen, selten, ihn zu überstrahlen.

Welches sind die Dotationen, die Kirchengüter und Fonds, aus welchen der hohe Klerus Bulgariens ein so reiches Einkommen bezieht? fragt der Uneingeweihte. Vergebens spähet und sucht er nach solchen. Denn es giebt nur eine einzige, nie versiegende Einnahmsquelle für die griechisch-bulgarischen Bischöfe; doch fliesst sie weder aus Dotirungen, Gütern oder Stiftungen, diese Domäne ist einzig: das arme bulgarische Volk.

Aus dem „Fanar" (fena-yer), dem griechischen Stadttheile Constantinopels, in dem sich die faulen Reste corrupten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählt zu haben scheinen, gingen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vacant gewordenen bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschten. Nicht höhere Intelligenz, grössere Frömmigkeit oder sonstige Zier und Eigenschaft, die wir bei hohen Kirchenhirten gewöhnlich suchen, nicht gereiftes Alter oder hervorragende, der Kirche geleistete Dienste waren bei Vergebung der bulgarischen Bischofsstühle massgebend, nein — sie wurden einfach den Meistbietenden zugeschlagen.

Die Genesis dieser, aller apostolischen Satzungen spottenden Uebung ist im sechzehnten Jahrhundert zu suchen. Bis zu Ende desselben hatten die türkischen Eroberer den griechischen Klerus nicht nur geschont, sondern mit Privilegien überhäuft, welche demselben von den byzantinischen Kaisern stets bestritten und um die er von dem abendländischen Klerus vielfach beneidet wurde. Die Sultane und ihre Grossen konnten an den erbeuteten Reichthümern, an dem Marke der niedergeworfenen Nationen ruhig zehren, nachdem sie deren höchstes geistliches Oberhaupt und durch dasselbe ihre Bischöfe sich zu Dank und treuer Ergebenheit verpflichtet hatten. Auch die Nachfolger Murad's und Bajezid's, weniger kriegslustig, als die berauschenden Genüsse des Harems liebend, suchten und fanden durch Schonung der griechischen Geistlichkeit ein willkommenes Mittel, um des ererbten Raubes und der von ihren Feldherren aus christlichen Ländern heimgebrachten Beute und Tribute ungestört sich zu erfreuen.

Selbst die unermesslichsten Schätze erschöpfen sich aber. Auch die türkischen Nachfolger des Propheten machten diese alte Erfahrung; denn der Luxus der Sultane und Grossen verschlang die enormen Tribute und die riesige Kriegsbeute aus den niedergeworfenen Ländern. In solchen oft eintretenden Momenten der Ebbe im grossherrlichen Schatze suchte man stets Hilfe in jenem Stadttheile Constantinopels, in dessen Schmutz sich die corrupten Reste einstiger byzantinischer Grösse zurückgezogen hatten. Im Fanar durfte man nicht nur auf die reichen Schätze des Handels, sondern auch auf jene grossen Reichthümer rechnen, welche vom griechischen Patriarchat aus dem Marke der geweideten Schafe gesogen wurden; denn dort hatte man einen wahren Schacher mit den niedersten und höchsten geistlichen Pfründen etablirt, welche das Patriarchat unmittelbar

oder durch seine Bischöfe in dem weiten türkischen Reiche zu vergeben hatte. Wer mochte es den Säckelmeistern der hohen Pforte verargen, wenn sie in Geldnöthen aus der Verderbniss der hohen geistlichen Kaufleute des Fanars Nutzen zu ziehen suchten?

Tausend Ducaten betrug zuerst die Ernennungstaxe für den neugewählten Patriarchen. Simeon, ein Mönch, bezahlte zuerst dieselbe, indem er zugleich auf jede Dotation aus dem Staatsschatze Verzicht leistete. Schon im nächsten Jahre wurde sie auf das Zweifache erhöht. Bald darauf begann die Pforte die höchste geistliche Würde der orientalischen Christenheit beinahe alle zwei Jahre auf's neue auszubieten und zu verleihen. Mit den Jahren steigerte sich auch der Kaufpreis. Ursprünglich 1000, betrug derselbe schon 1573 an 6000 Ducaten, und im Jahre 1864 hatte derselbe die fünfundzwanzigfache Höhe erreicht. Beinahe einer gleich grossen Summe bedurfte es aber zur Bestechung der einflussreichen Pfortenbeamten. Trotzdem fanden sich stets mehrere Concurrenten für die fette Würde, welche mit Bakschischen nicht geizten, um sich die Zuschlagung der hohen Würde zu sichern.

Die Erschwingung so ungeheurer Summen wurde bald nur noch den Geistlichen aus den reichsten fanariotischen Kreisen Constantinopels möglich. Diese betrachteten die Concurrenz um das Patriarchat als ein Geldgeschäft, als eine Quelle der Bereicherung für sich und ihre Familien. Der Candidat für die Patriarchenwürde borgte von einzelnen Familiengliedern und Geldverleihern Theilbeträge des Pachtpreises zu hohen Zinsen und sicherte deren Zurückzahlung durch den Verkauf der Bischofssitze. 4000 Ducaten betrug durchschnittlich der Erstehungspreis derselben. Diese Summe erscheint nicht zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, dass viele Sprengel des armen Bulgarenlandes, z. B. der von Samakov — freilich nur durch Erpressungen aller Art — an 200,000 Piaster jährliche Einkünfte brachten.

Die schnöden Bedingungen, an welche die Erlangung des Patriarchenstuhles und der Bischofssitze in den Provinzen der europäischen Türkei geknüpft wurden, sicherten dem Fanar Constantinopels deren beinahe ausschliessendes Monopol. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählte man kaum einzelne von bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachteten wieder ihrerseits, um zu dem an den Patriarchen bezahlten Kaufpreis zu kommen, die Popenstellen (Pfarren) ihrer Diöcesen. Auch hier wiederholten sich dieselben Missbräuche, wie in Constantinopel. Höheres Angebot war massgebend bei ihrer Verleihung. Einzelne reiche Popen kauften deren bis zwanzig, um sie einzeln wieder, natürlich mit Wucherzinsen, zu verpachten. — So bildete die bulgarische Rajah das Pacht- und Nutzungsgut des hohen griechischen Klerus, dieser aber wurde ihr böser Genius!

Wohl enthält der Hatti-Humajun die am 18. Februar 1856 zu Constantinopel in feierlichster Weise verkündete Bestimmung: „Das Princip der Ernennung der Patriarchen auf Lebenszeit wird, nach der Revision des heute geltenden Wahlreglements, in den Fermanen ihrer Investitur genau bestimmt werden. Die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und Rabbiner werden beim Antritt ihrer Aemter beeidet werden nach einer zwischen der Pforte und den geistlichen Häuptern der verschiedenen Communitäten gemeinsam festgesetzten Formel. Die kirchlichen Zehenten, welcher Form und Natur sie sein mögen, werden aufgehoben und ersetzt durch die Fixation der Gehalte der Patriarchen und Häupter der Gesellschaften nach Verhältniss der Wichtigkeit des Ranges und der Würde der verschiedenen Glieder des Klerus." *) Der fanariotische Klerus begnügte sich, §. 3 und die ihn arg bedrohende „Fixation der Gehalte" zur Kenntniss zu nehmen und die zu diesem Zwecke einzuberufende Versammlung von Geistlichen und Laien, ungeachtet der Mahnung von Seite der hohen Pforte (April 1857), in ferne Zeiten hinauszuschieben; denn nicht die religiöse und intellectuelle Veredlung des Volkes, nicht Schutz und Vertretung seiner nationalen Interessen, nur Bereicherung um jeden Preis bildete das einzige Streben der Geistlichkeit aus dem Fanar, die sich sogar bis zu dem schmutzigen Geschäfte der Steuereinsammler für die Türken, wie jener Metropolit Ignatius von Arta, erniedrigt hatte.

Der gänzliche Mangel aller Bildung und die grosse Unwissenheit des niederen bulgarischen Dorfklerus sind bekannt und doch dachte das griechische Patriarchat nie daran, Seminarien zu seiner besseren Ausbildung zu begründen. Kaum ist er nothdürftig des Lesens kundig. Taufen und derlei Acte werden oft noch am Kerbholze, statt in Büchern verzeichnet. Als Priester haben die Popen nur die Sacramente zu verwalten, die Evangelien zu lesen und die Liturgie abzusingen; sonst treiben sie haus- und landwirthschaftliche Arbeiten, der Pope geht hinter dem Pfluge und füttert seine Schweine, gleich dem geringsten Bauer, von dem er sich nur durch einige äussere Merkmale, den Vollbart und die Popenmütze unterscheidet. Der Dorfklerus Bulgariens ist jedoch beinahe immer der slavischen Volkssprache mächtig. Inmitten der ländlichen Bevölkerung lebend, entbehrt er auch nicht gänzlich aller Theilnahme für deren Wohl uud Wehe.

Wie aber den höheren Klerus schildern? Ich habe ihn irgendwo im Gegensatze zu den türkischen, weltlichen Pascha's griechische, geistliche Pascha's genannt. Die folgende eingehendere Beleuchtung seines Treibens möge zeigen, dass dieses Epitheton, auch im schlechtesten Sinne genommen, kein ungerechtes war.

Die dringende Nothwendigkeit einer Verbesserung des Volksunterrichts war

*) Eichmann, S. 356.

von einigen intelligenteren Organen der Pfortenregierung in Constantinopel erkannt und vor wenigen Jahren warm befürwortet worden. Zur Ehre der türkischen Autoritäten sei hier hervorgehoben, dass sie die bulgarischen wie moslim'schen Gemeinden gleich nachdrücklich ermahnten, ihrem Schulwesen eine höhere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Bildung eigener Schulfonds wurde empfohlen, die Erbauung von Schulgebäuden verlangt. In einigen grösseren Städten sah man wirklich in Folge dieser Anregung hübsche Schulhäuser an der Stelle der engen Nebenstuben der Moscheen sich erheben, in welchen sonst die türkische Jugend durch einen Hodscha unterrichtet wurde. Auch den christlichen Gemeinden wurde diese wohlgemeinte Verordnung der Pforte durch das Medium ihrer Bischöfe bekannt gegeben. Doch wie interpretirte der Klerus aus dem Fanar dieselbe? „Was sollen euch bessere Schulen?" meinte beispielsweise der Erzbischof von Niš, „sollen eure Kinder ungläubige Ketzer werden? Besser ist es, wir sammeln Gelder zum Bau von Kirchen! Grosse, geräumige Tempel zur Ehre Gottes sind die besten Schulen!"

Während sich also in der türkischen Bevölkerung allenthalben der Wille zeigte, dem Wunsche der Pfortenregierung zu entsprechen; während Niš's moslim'sche Stadthälfte in der Citadelle ein sehr hübsches Schulgebäude erbaute und mit besserer Absicht als Glück den Unterricht ihres Nachwuchses zu heben suchte, sah man in derselben Stadt und gleichzeitig an vielen anderen Orten Bulgariens, statt der empfohlenen Schulgebäude, nach styllosen Plänen grossartige, die Kräfte der Gemeinde weit übersteigende Kirchenbauten beginnen. Die neue Kirche zu Niš, begonnen im Jahre 1859, verschlang das gesammte Gemeindevermögen und giebt ein lautredendes Zeugniss dafür, wie der griechische Klerus die wenigen gutgemeinten Rathschläge der Pforte zum Wohle ihrer Rajah zu paralysiren wusste.

Hart neben dem unvollendeten Neubau auf dem grossen Platze an der alten Kirche hatte sich am 15. Juli 1860, am Tage des griechischen h. Hyazinth, die christliche Gemeinde von Niš in festlicher Stimmung versammelt. Ich war ebenfalls einer Einladung dahin gefolgt. Die weithin vernehmbaren Hammerschläge des Simantrons erklangen ohne Ende. Endlich wurde auf der Strasse nach Pirot die Spitze einer bunten Procession sichtbar. Mit dem bestechenden reichen Pompe, der den orientalischen Ritus auszeichnet, nahte sich der Held des Tages, der aus Constantinopel entsandte neue Hirt der Diöcese Niš. Bald darauf hielt er seinen Einzug in die Kathedrale seines Sprengels. Die Ceremonie der Einführung war in vollem Gange, mehrere Bischöfe, unter ihnen jener von Samakov, verherrlichten dieselbe. Aber schon während des Gottesdienstes war die Freude an dem reichen Schaugepränge einer niedergeschlagenen Stimmung gewichen. Der neue Erzbischof aus dem Fanar hatte eine kurze An-

sprache an das Volk gehalten, und hierbei zeigte es sich, dass er keines bulgarischen Wortes mächtig war.

Am nächsten Tage empfing er die Notabeln der Gemeinde Niš. In griechischer und türkischer Sprache machte er den Versammelten Vorwürfe über den Inhalt der Adresse, welche man dem Grossvezier Köprüslü zu überreichen gedachte. „Nicht klageführend, sondern mit Dankesäusserungen über die unverdienten Wohlthaten des türkischen Regiments müsse die Rajah den Stellvertreter des Sultans empfangen", meinte der würdige Sohn des Fanars und ebenbürtige Bruder jenes Patriarchen Anthimus von Jerusalem, der zur Niederhaltung der zu Anfang des Jahrhunderts sich offenbarenden junghellenischen Freiheitsideen im Auftrage der Pforte deren Herrschaft als eine von Gott eingesetzte und darum allein zu ehrende verkündete und pries.

In dem ganzen Benehmen des fanariotischen Erzbischofs äusserte sich jene gründliche Verachtung alles Bulgarenthums, wie sie einst Byzanz vor vielen Jahrhunderten gegen dasselbe erfüllte. Die alten Traditionen haben in diesen Ländern sich merkwürdig lebendig erhalten. Weder das moderne weltliche, noch das klerikale Griechenthum scheut sich, seinen tiefen Hass gegen alles bulgarisch-nationale Streben zu documentiren. Die handeltreibenden und seefahrenden Griechen ausserhalb des Königsreichs bevölkern nur den Küstensaum des Aegäischen und Marmara-Meeres; das weite Hinterland, ganz Thracien, Macedonien und Mösien, befindet sich aber mit Ausnahme vereinzelter Oasen im ausschliesslichen Besitze der ackerbauenden und industriellen Bulgaren. Zur Erfüllung der neugriechischen Grossmachtspläne erscheint es den griechischen Politikern daher nothwendig, die bulgarische Masse zu gräcisiren oder, da deren Zähigkeit diesen Process bisher wenig begünstigte, sie wenigstens in grösstmöglicher Verkommenheit und Ignoranz zu erhalten.

Der verstorbene Erzbischof von Niš rieth seiner Gemeinde, eine Kirche statt der viel nothwendigeren Schule zu erbauen, dessen Nachfolger untersagte deren Vertretern, ihre Klagen über die Vernachlässigung ihres materiellen und intellectuellen Wohls dem Regierungscommissär offen vorzutragen. Beides geschah ganz im Geiste des Patriarchates von Constantinopel, das dem Bulgarenvolke nicht nur seiner Sprache unkundige Priester, sondern sogar auch fanariotische Lehrer sandte, um die Volkssprache aus Kirche und Schule zu verdrängen. Die frechste Aeusserung dieser Tendenz kam von Neophytos, dem Metropoliten von Tirnovo, der auf dieser seit 1186 geheiligten altbulgarischen Bischofsstätte und am einstigen Sitze der bulgarischen Care eine Sammlung unersetzbarer, auf die bulgarische Geschichte vom 7.—16. Jahrhundert bezüglicher Manuscripte verbrennen liess. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die intelligenteren Kreise Bulgariens über diesen Act fanariotischen Barbarismus. Man führte Klage gegen Neophytos, der

durch vielfache andere Beleidigungen seine Gemeinde erbittert hatte, bei dem Patriarchate zu Constantinopel. Dieses nahm jedoch seinen fanariotischen Sendling in Schutz und bewirkte, dass die Klageführenden verhaftet wurden. Erst in den letzten Jahren wurde Neophytos wegen einiger gemeiner Vergehen seines Bischofsstuhles enthoben.

Sahen wir, wie in dem fanariotischen Klerus die Grundursache der niedrigen Bildungsstufe des Bulgarenvolkes wurzelt, wie er demselben seine Geschichte und Nationalität in schnöder Weise zu rauben strebte, so bleibt uns leider zur Vervollständigung eines treuen Bildes seines Wirkens in Bulgarien noch zu zeigen übrig, wie die Bischöfe aus dem Fanar auch die gemeine Moral der von ihnen gepachteten Heerden in nichtswürdigster Weise zu untergraben suchten.

Ich will hier nicht von den kleinen geweihten Geschenken sprechen, welche der Bischof beim Antritt seines Hirtenamtes an die einzelnen Familien seiner Stadt sandte: Rosenkränze, Kreuzchen und dergleichen Kleinigkeiten, die mit dem vier- bis zwanzigfachen Werthe erwiedert werden mussten. Ich erwähne dieses Missbrauchs nur, weil er das erste Glied einer wohlorganisirten Kette von Erpressungen unter den verschiedensten Titeln bildete. Sie aufzuzählen würde hier zu weit führen. Unter ihnen verdient jedoch das Verfahren der griechischen Bischöfe bei Ehescheidungen einer besonderen Erwähnung. Um solche herbeizuführen, wurden Misshelligkeiten zwischen Eheleuten reicher Familien von den bischöflichen Richtern am liebsten bis zum Trennungsprocesse gesteigert. War dieser in Gang gebracht, so wurde er zu einer lange nicht versiegenden Quelle von Sporteln und Taxen für den Bischof aus dem Fanar. Bestehende und nicht existirende Kirchencanones, Schwierigkeiten aller Art tauchten auf, Dispense aus Constantinopel wurden nothwendig, und waren sie mit theurem Gelde erkauft, nach zahllosen Schreibereien, die wieder natürlich honorirt werden müssen, endlich angekommen, so machten sich früher übersehene Bedenken geltend. Es dauerte dies so lange, bis das Vermögen der Clienten bedeutend erleichtert und kaum noch etwas zu erhoffen war.

So wurde der geistliche Kirchenhirt, der Bischof — nach der orthodoxen Anschauung das Abbild der Apostel — zum sportelsüchtigen Rechtsverdreher der verwerflichsten Sorte. Arme Eheleute, die in schlechtester Gemeinschaft zusammenleben, wagten es nicht ihre Trennung zu verlangen, überzeugt, abgewiesen zu werden, da sie die Kosten des Scheidungsprocesses nicht zu tragen vermochten. Jene Bewunderung erregende Geringschätzung irdischer Güter, die einst den griechischen hohen Klerus so sehr auszeichnete und von dem ein Schreiben des Patriarchen Germanus von Nicäa an die Griechen Cypern's*)

*) Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident. Von Dr. A. Pichler. S. 319.

herrliches Zeugniss giebt (1223), war bis auf den letzten Rest bei den Kirchenfürsten aus dem Fanar Constantinopels geschwunden.

Die schlimmste Demoralisation wurde aber in directester Weise in die Familien hineingetragen. Weder Frauen noch Jungfrauen waren vor den Gelüsten des höheren Klerus aus dem Fanar sicher. Die dem Grossvezier im Jahre 1860 vorgebrachten Anklagen, in allen Städten, die er durchzog, überstiegen, was die Abscheulichkeit und Zahl betrifft, alle Begriffe. Unter vielen Thatsachen sei hier nur erwähnt, dass der griechische Bischof von Šarköi von dem griechischen Arzte dieser Stadt beschuldigt wurde, 13- bis 14jährige Mädchen der dortigen Schule geschändet zu haben. Zu diesen Verheerungen in der unmündigen Jugend ihrer Sprengel gesellte sich ein anderer nicht minder schwerer, sehr häufig gegen die fanariotische Geistlichkeit erhobener Vorwurf: ihre Begünstigung des Kindesmordes im Mutterschoosse. Nur mit Widerstreben schreibe ich diese verbürgten Thatsachen nieder; denn ihre Kenntniss ist zur Erklärung der grossen religiösen Bewegung unumgänglich nothwendig, welche seit fünfzehn Jahren die bulgarischen Massen erfasst hat.

Diese Bewegung ist von mancher Seite unrichtig verstanden worden. Sie machte zahlreiche, eben so unbegründete Befürchtungen, als Hoffnungen rege. Dass die Bulgaren im Jahre 1860 den meisten ihrer fanariotischen Bischöfe Anerkennung und Gehorsam verweigerten, dass sie gegen ihre geistlichen Bedrücker den Schutz des Occidents und insbesondere des katholischen Frankreichs anriefen, dies gab zu dem vielverbreiteten Gerüchte Anlass, die Bulgaren wollten in Masse zur römisch-katholischen Kirche übertreten, und Viele sahen bereits den h. Stuhl Petri den lange ersehnten Triumph über jenes Schisma feiern, das vielhundertjährige Versuche, so wenig wie die von der orthodoxen Hierarchie lebhaft zurückgewiesene Encyklika Papst Pius' IX. vom Jahre 1848 nicht aufzuheben im Stande gewesen waren.

Sehen wir, wie weit die Thatsachen zu dieser, ihrer weitgehenden Consequenzen wegen, selbst heute noch in manchem Cabinete und namentlich zu Rom allezeit gerne gehegten Hoffnung berechtigten.

VI.

DIE RÖMISCH-KATHOLISCHE UND NATIONAL-KIRCHLICHE BEWEGUNG IN BULGARIEN.

1860 — 1870.

Streit zwischen Papst Nicolaus I. und Byzanz wegen Bulgariens und Macedoniens. — Das Schisma. — Schwankende Haltung des Cars Boris. — Definitive Erklärung der Bulgaren für das orientalische Bekenntniss. — Bedrückung der Anhänger des Papstes durch den orthodoxen Klerus. — Emigration katholischer Bulgaren nach Ungarn. — Fehlversuch Papst Pius IX. zur Vereinigung der orientalischen mit der römischen Kirche 1848. — Erhebung der Bulgaren gegen den Fanar. — Verhandlungen ihrer Führer mit Rom, Frankreich und der polnischen Emigration. — Alte Traditionen zu Gunsten Frankreichs. — Vorgänge in der h. Geistkirche zu Constantinopel, 30. December 1860. — Die Uebertrittsurkunde zu Rom. — Vermittelnde Haltung Russlands und Englands. — Antwort Papst Pius IX. vom 22. Januar 1861. — Weihung des Grabover Archimandriten Sokolski zum römisch-katholischen Bischof der Bulgaren. — Ursachen des geringen Fortschritts der römischen Bewegung. — Geschichtlich-Statistisches über die katholischen Missionen in Mösien, im Vilajet Adrianopel und in den Paschaliks Philippopel, Skopia, Tulča und Salonik. — Die Bekennerzahl der verschiedenen bulgarischen Culte. — Gänzlicher Bruch der Bulgaren mit dem Fanar. — Ihr Wunsch nach einer der serbischen ähnlichen Nationalkirche. — Unentschiedene Haltung der Pforte. — Neue Versuche Rom's zur Förderung der ins Stocken gerathenen katholischen Bewegung. — Abfall des Bischofs Sokolski von Rom. — Aussichtslosigkeit der katholischen Propaganda in Bulgarien.

Wie die vorausgegangenen Capitel ausführlich es darlegten, erhoben sich über die Einverleibung des durch die Slavenapostel Cyrill und Method dem Christenthum gewonnenen Bulgarenreiches zum östlichen oder westlichen Patriarchate bereits frühzeitig ernste Streitigkeiten zwischen den geistlichen Oberhäuptern der abendländischen und orientalischen Kirche.

Im Jahre 860 verlangte Papst Nicolaus I. die geistliche Obergewalt über das heutige Donau-Bulgarien und Macedonien bis zum Meere von Kaiser Michael III. und sprach gleichzeitig über den, an des seiner Würde entsetzten Ignatius Stelle, erhobenen Patriarchen Photius den Bannfluch aus. Kühn trat der Letztere mit gelehrten und kirchlichen Waffen gegen den Papst in die Schranken.

Car Boris schwankte in der Wahl zwischen Rom und Byzanz. Er hatte Ursache, es mit keinem von beiden, insbesondere es aber nicht mit dem mächtigen katholischen Frankenkönige Ludwig, welcher über die slavonisch-kroatischen Slaven herrschte, zu verderben. Er sandte endlich, um Rom zu genügen, eine Deputation dahin, mit der Bitte um Lehrer und Bücher und stellte gleichzeitig an den Papst 106 Fragen, welche sich zum Theil auf weltliche Dinge (S. 37), zum grösseren Theile aber auf den „reinen Glauben“ bezogen. Papst Nicolaus I. beantwortete dieselben (866) durch seine nach Bulgarien entsandten Bischöfe Paul und Formosus, und die griechischen Priester räumten das Feld. Die Bekehrung war jedoch nur eine kurze und scheinbare. Auf dem Concil zu Constantinopel (869 — 870) erklärten die Bulgaren offen ihren definitiven Eintritt in die griechische Kirche. Gleichzeitig feierte die slavische Sprache ihre Einführung in die h. Liturgie, ein Moment, das, wie ich bereits erwähnte, am hauptsächlichsten zur Bildung und Entwicklung des südslavischen Schriftthums beitrug.

Das gespannte Verhältniss zwischen Rom und Byzanz dauerte auch im 10. Jahrhundert fort. Die Herrschaftsfrage über die Länder des illyrischen Dreiecks bildete immer eine Cardinalursache desselben. Es endete mit dem folgenschweren Bannfluche des Papstes (16. Juli 1054) und — dem griechischen Schisma. Bulgarien blieb aber trotz der Anstrengungen Roms für dasselbe zunächst verloren. Schon damals waren die Bisthümer Zagorje und Ohrida bulgarisch-orientalisch. Verschiedene Bischöfe und geistliche Schriftsteller werden genannt und als Hauptförderer der jungen bulgarischen Literatur erscheint Fürst Simeon, der, wie es scheint, in Byzanz erzogene Sohn des Cars Boris, welcher die ausgezeichnetsten griechischen Werke und auch die Bibel ins Slavische übersetzte.

Simeon, der sich von Constantinopel wie Rom gleich unabhängig zu erhalten suchte, stand in den freundschaftlichsten Beziehungen zum römischen Stuhle. Der Papst erhob den Erzbischof seiner Residenz zum Patriarchen und sandte ihm eine geweihte Krone, in Folge dessen er auch den Carentitel annahm. Als Bulgarien jedoch von Basilius II. unterjocht wurde, hörte dessen Verbindung mit Rom gänzlich auf. Aus vielen päpstlichen Breven geht weiter hervor, dass die Annäherung Bulgariens an Rom unter den Caren der Asanischen Dynastie oft erneuert wurde. Joanes erhielt (1204) nach der Eroberung Constantinopels durch die Lateiner eine neue Carenkrone vom Papste und Tirnovo einen römisch-katholischen Erzbischof.

Eine eigentliche Anerkennung des päpstliches Stuhles von Seite des bulgarischen Klerus und Volkes hatte jedoch nie stattgefunden. Beide verharrten in ihrer Abneigung gegen denselben. Nur geringe Bruchtheile der Nation gehörten der katholischen Kirche an, und selbst diese wurden von der orthodoxen Geistlichkeit als Ketzer arg bedrängt. Um diesen Verfolgungen zu entgehen, wan-

derten schon im Jahre 1391 mehrere Tausende katholischer Bulgaren in das österreichische Banat. Noch heute bewohnen sie dort die Bezirke Krašova, Jabolča und Lupak und haben in Mitte einer orientalisch-christlichen, romanisch-serbischen Bevölkerung ihren Glauben, ihre Sprache und Stammeseigenthümlichkeit beinahe unberührt bewahrt.

Das Pontificat Papst Pius IX. und dessen auffallend herzliche Begrüssung durch den sultanlichen Divan, welcher den ehemaligen Minister des Auswärtigen, Schekib Pascha, in besonderer Mission nach Rom entsandte, erweckte im Vatican die weitgehendsten Hoffnungen. Man glaubte die Realisirung des alten Lieblingsprojectes der Vereinigung der orientalischen mit der römisch-katholischen Kirche gekommen und wahrlich, mit welch erfreulicherer That hätte Pius XI. den Antritt seiner Statthalterschaft Gottes auf Erden nach Ansicht der römischen Propaganda auch feiern können! Im Januar 1848 begab sich also Erzbischof Ferrieri als ausserordentlicher Botschafter nach Constantinopel, um die Glückwünsche des Sultans zu erwiedern, speciell aber, um, unterstützt von dem rührigen unirt-armenischen Patriarchen, das ersehnte Einigungswerk zu fördern. Man hatte aber, wie es sich bald herausstellte, die Intentionen der Pforte vollständig zu Rom verkannt. Mit Hülfe des damals enthusiastisch verehrten, einflussreichen Papstes, hatte sie gehofft, den drückenden Einfluss zu mindern, welchen Frankreich und Oesterreich unter dem Titel „katholischer Mächte“ ihr oft auferlegten. Misstrauisch überwachte sie Erzbischof Ferrieri's Thätigkeit, welcher feurige Proclamationen an die orientalischen Christen erliess, und der, als diese nicht den gewünschten Effect brachten, von der Pforte Privilegien für seine Kirche verlangte, die sie nimmer ohne tiefe Zerwürfnisse mit dem Patriarchate hätte bewilligen können. So trennte man sich denn nach wenigen Monaten verstimmt auf beiden Seiten.

Was aber der in diesem Falle und zu allen Zeiten übereifrigen Propaganda Roms nicht gelungen war, ein Act, den selbst die Jahrhunderte lange Unterdrückung durch den griechischen Klerus in Bulgarien nicht herbeizuführen vermocht hatte, schien vor fünfzehn Jahren endlich doch eintreten zu wollen. Wir hörten, dass die Bulgaren, erbittert durch die alles Maass übersteigenden Ausschreitungen des fanariotischen Klerus, die Oberherrlichkeit des Papstes aus freien Stücken anzuerkennen gewillt seien.

Im IV. Cap. habe ich der grossen Hoffnungen gedacht, mit welchen das Bulgarenvolk die Rundreise des grossherrlichen Commissärs, des Gross-Veziers Köprüslü, im Jahre 1860 begleitet hatte. Unzweifelhaft hatte dieser die Ueberzeugung in Bulgarien gewonnen und in Constantinopel vertreten, dass entscheidende Maassregeln zur Abhilfe der materiellen und moralischen Bedrängnisse der bulgarischen Rajah unaufschiebbar seien. Dies, wir wissen es, war, min-

destens an Ort und Stelle unter dem unmittelbaren Eindrucke des Geschehenen, die Ansicht der Commissäre der hohen Pforte. Der Fanar Constantinopels dachte jedoch nicht im entferntesten daran, sich seine einträglichste Domäne, die bulgarische Rajah, entreissen zu lassen. Er griff zu dem in der Türkei unfehlbaren Mittel, er stritt mit goldenen Waffen — und siegte!

Die Gegensätze zwischen Hoffnung und Enttäuschung schlugen nun in dem erbitterten Bulgarenvolke zu hellen Flammen aus. Von Natur in hohem Grade friedfertig, ergriff dasselbe zu Ende 1860 eine höchst merkwürdige Bewegung, die sich bald über das gesammte Territorium bulgarischer Zunge verbreitete.

In der richtigen Erkenntniss, dass an eine rationelle Verbesserung der socialen und moralischen Lage des Bulgarenvolkes nicht zu denken sei, so lange der fanariotische Klerus seinen übergewaltigen Einfluss auf dasselbe behalte, richtete sich der Kampf der Bulgaren vor allem gegen das griechisch-geistliche Element. Von Pazardžik ausgehend, pflanzte sich die feindliche Strömung gegen den Klerus aus dem Fanar über Köprüli, Samakov, Sofia, Tirnovo, Šumla fort und bald umfasste sie alle grösseren Städte Bulgariens, in welchen das national-bulgarische Element vorwaltet.

Die Bischöfe in den zuvor genannten Städten wurden vertrieben, national gesinnte, eingeborene Geistliche als deren Stellvertreter provisorisch eingesetzt, die bulgarische Sprache wurde in den Schulen zur Unterrichtssprache erhoben und die bulgarische Gemeinde Constantinopels besiegelte diese Gewaltschritte gegen den fanariotischen Klerus, indem sie der zu jener Zeit erfolgten Patriarchenwahl ihre Anerkennung versagte. Ihren Bischof Hilarion bedrohte sie zugleich mit Verbannung aus der Kirche, falls er es wagen sollte, dem griechischen Patriarchen zu huldigen. Einige bulgarische, ihrem Volke treu ergebene Geistliche begnügten sich hiermit nicht. Der Stein war im Rollen. Das Band mit Constantinopel sollte für alle Zeit gänzlich zerrissen werden. Sie erfassten den Gedanken einer Union Bulgariens mit der römischen Kirche. Ihr kühnes Beginnen fand grossen Anklang und man schritt in vielen Gemeinden zur Unterzeichnung einer Adresse, in welcher der beabsichtigte Uebertritt zur katholischen Kirche gerechtfertigt wurde.

Wie wir gesehen haben, hatten sich die Bulgaren in vergangenen Jahrhunderten oft zu Rom hingeneigt. Der Jesuiten- und der Lazaristenorden waren für ihre Rückkehr in den Schooss der Kirche Petri ganz besonders thätig; doch scheiterten alle ihre Bemühungen an der Bedingung, dass die Bulgaren mit dem römischen Dogma auch den lateinischen Ritus annehmen und ihre Liturgie aufgeben sollten. Die Bulgaren beanspruchten dagegen eine ähnliche Stellung, wie sie Rom seinen unirten Ruthenen, Romanen, Serben und Armeniern gewährt hatte. Sie forderten: eine vollständig national-bulgarische Kirche, ein selbständiges

Patriarchat, eigenen Ritus und nationale Liturgie. Selbst wenn Rom aber diese Wünsche sanctionirt hätte, wäre bei dem früher allmächtigen Einflusse Russlands auf die Pforte und die bulgarische Kirche ein vollkommener Abfall derselben von dem griechischen Patriarchate kaum zu denken gewesen.

Nicht die schon erwähnte Encyklika des Papstes vom Jahre 1848, nicht die Gründung der „christlichen orientalischen Gesellschaft“ zur Ausgleichung des Schisma's unter dem „lebenslänglichen“ Vorsitze des Griechen Pitzipios zu Rom, nicht dessen auf Befehl des Papstes von der Propaganda verbreitetes Werk: „Die orientalische Kirche (1855)“, nicht die nach dem raschen Zerfalle der „christlichen orientalischen Gesellschaft“ vom Papste am 6. Januar 1862 ernannte besondere Commission der „Propaganda“ für die Union, von deren Wirken wenig bekannt geworden ist; sondern einzig der dominirende Einfluss des katholischen Frankreichs auf alle Angelegenheiten der Pforte, seit dem russisch-türkischen Kriege vom Jahre 1854 und dem letzten Pariser Friedensschlusse, änderte wesentlich diese Lage.

Frankreich hatte seit Jahrhunderten wiederholt zu Gunsten der katholischen Rajah beim Divan intervenirt. Als im Jahre 1828 auf Anstiften des griechischen Patriarchen die 12,000 Seelen zählende armenische Katholiken-Gemeinde nach Klein-Asien mitten im Winter erbarmungslos aus Constantinopel exilirt wurde, da gelang es dem französischen Einflusse endlich deren Begnadigung im Jahre 1833 zu erwirken und bei ihrer Rückkehr deren Constituirung mit einem autonomen bischöflichen Oberhaupte bei der Pforte durchzusetzen. Hatten die Griechen den ersten russischen Grossfürsten, welcher Constantinopel besuchte, mit dem Rufe „Es lebe unser König Constantin“ im Jahre 1845 begrüsst, so dankten die Stambuler Katholiken Frankreich für dessen mächtigen Schutz, indem sie den wenige Monate darauf eingetroffenen Herzog von Montpensier mit nicht minder stürmischen Ovationen begrüssten.

Diesen Traditionen gab zuletzt (1874) der von einer Mission zurückgekehrte Viceadmiral de la Roncière le Noury in der Nationalversammlung mit den Worten Ausdruck: In der Levante, wie auf allen Puncten der Erdkugel, sind — geradeso wie der Protestantismus durch die Englische Flagge vertreten ist — die Tricolore (Frankreichs) und der Katholicismus unauflöslich mit einander verbunden.

Getreu ihren alten Principien suchten die Bulgaren im katholischen Occident nach einer mächtigen Stütze in dem bevorstehenden Processe gegen den Fanar bei der Pforte. Kaiser Napoleon III. stand eben im Zenithe seines Glanzes. Seinen einflussreichen Schutz zu erkaufen, erschien kein Preis zu theuer. Die Führer kannten ihn genau — er war: die Union mit Rom. Anfänglich hielt ihn auch das Volk nicht für zu hoch, auch köderte man es mit dem Versprechen,

dass an dem orthodoxen Ritus nichts geändert werden sollte, und nochmehr mit der Zusage: durch dessen Anschluss an Rom aller Abgaben an das griechische Patriarchat und seine Bischöfe für alle Zeit ledig zu sein.

Die Seele der ganzen Bewegung bildete der unermüdet agitirende, durch besondere Intelligenz ausgezeichnete Literat Cankov. Obwohl wenig auffallend in den Vordergrund tretend, leitete er mit Eifer die nothwendigen Unterhandlungen. Cankov und seine Freunde erkannten die mächtige Stütze, welche ihnen die polnische Emigration bei ihren Bestrebungen in Paris und Rom bieten konnte und traten zu ihr in ein inniges Verhältniss. Die Aussicht, dem gehassten Russland eine ihm bereits so ziemlich sichere Beute zu entreissen und dessen Einfluss auf das numerisch starke Bulgarenvolk durch kirchliche Trennung von dem Moskowiterthum zu schwächen, stachelte die polnischen Alliirten zu fieberhafter Thätigkeit. Fürst Czartorisky unterstützte die Bewegung mit bedeutenden materiellen Opfern und durch seinen Einfluss am Pariser Hofe. Noch mehr kam aber den bulgarischen Führern die Begeisterung zu Statten, mit welcher der Pole Podhaijcki (gegenwärtig Kanzler des französischen General-Consulats zu Rusčuk) sich für das Unternehmen interessirte. Vidin, Sofia, Philippopel bildeten das Feld seiner agitatorischen Thätigkeit unter den Bulgaren. Für Czartorisky, Podhaijcki und die polnische Emigration war und blieb das politische Moment die Hauptsache, das religiöse nur ein Factor, um ersteres, das in der Schädigung Russlands gipfelte, zu erreichen. Um die Masse der Bulgaren zum Uebertritt zu bewegen, musste Rom's Gesandter in Constantinopel zu bedeutenden religiösen Concessionen, namentlich in den Cultusformen gedrängt werden. Der Kampf war kein leichter; doch die Zähigkeit Herrn Podhaijcki's und seiner ihm aus Galizien zu Hülfe gekommenen mächtigen Freunde, unter welchen sich namentlich der orientalisch-unirte Bischof Sembratovicz zu Lemberg ganz besonders für das Zustandekommen der Union interessirte, besiegten allmälig einige nicht geringe Bedenklichkeiten der päpstlichen Unterhändler.

Am 30. December 1860 endlich, empfingen der apostolische Vicar Monseigneur Brunoni und der Erzbischof der katholischen Armenier in der h. Geistkirche Constantinopels aus den Händen zweier bulgarischer Archimandriten, dreier Priester und von 200 Gemeindevorständen eine Adresse an den Papst, bedeckt mit zahlreichen Unterschriften, die nach der Aufführung der einzelnen Beschwerden des Bulgarenvolkes gegen den fanariotischen Klerus folgende Stelle enthielt:

„Gestützt auf die Decrete der h. römischen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen Kirche, und in der Erwartung, dass diese Riten unverletzt erhalten werden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch die Unterzeichneten: Seine Heiligkeit Papst Pius IX. möge unsere bulgarische Nation

n den Schooss der katholischen Kirche aufnehmen und unsere getrennte und nationale Hierarchie als kanonisch anerkennen."

Die Erschienenen baten ferner in dieser Urkunde, dass der Papst den Kaiser von Frankreich, den ältesten Sohn der Kirche, ersuchen möge, sich bei der Pforte zu verwenden: um die Anerkennung der bulgarischen Hierarchie und um Schutz gegen die fanariotischen Umtriebe. Gleichzeitig überreichte Adressen aus 93 Districten ermächtigten die Deputation, jenen Uebertritt im Namen der bulgarischen Nation auszusprechen. Auch Hilarion, der bulgarische Bischof in Constantinopel, hatte sich einige Wochen früher (23. October) der nationalen Bewegung angeschlossen und die Adresse mitunterzeichnet. Im letzten Augenblicke, die Deputation wartete bereits in Festkleidern auf ihn, liess sich Hilarion aber noch durch russisch-englische Einwirkungen bestimmen, Krankheit vorzuschützen und nicht bei dem Acte zu erscheinen.

Wie hätte Russland auch zugeben können, dass alle seine durch Peter des Grossen kühn ergriffene Initiative (1711) begründeten Hoffnungen, alle seit Jahrhunderten der Erreichung seiner traditionellen Ziele an der unteren Donau gebrachten Opfer mit einem einzigen Schlage vernichtet würden? Wie konnte es andererseits England ruhig mit ansehen, dass dasselbe Frankreich, das sich eben mittelst des Suezcanals eine Strasse nach seinen indischen Colonien zu bahnen suchte, diese Rückenstellung neben dem bereits gewonnenen Einflusse auf Montenegro, Serbien und Romanien, noch durch ein neues Protectorat über ein kräftiges Volk von 5 Millionen Seelen verstärke? Noch kurz zuvor im Krimkriege sich politisch gegenüberstehend, vergassen Russland und England aber auch aus religiösen Motiven gegenüber der bulgarischen Bewegung ihren alten Groll. — Russland, weil es die im Jahre 1854 durch Mentschikoff geforderte stricte Aufrechterhaltung „der Stabilität des orthodox-griechisch-russischen Cultus" hart bedroht sah, und England, weil es für die Fortschritte der von ihm begünstigten protestantischen Missionen fürchtete, welche mit vielversprechendem Erfolg nach dem Pariser Friedensschlusse die Unzufriedenheit der Bulgaren mit dem fanariotischen Klerus für die anglikanische Hochkirche auszubeuten begonnen hatten. So begegneten sich die früheren Gegner auf dem Gebiete des religiösen Interesses. Sie vereinigten ihren Druck auf die ohnmächtige Pforte, und Aali Pascha musste auf ihren Rath die Bulgaren mit halben Zugeständnissen zu beschwichtigen suchen.

Eine aus Griechen und Bulgaren zusammengesetzte Notabeln-Versammlung sollte über die Reformen der bulgarischen Kirche berathen, ihre Bischöfe sollten künftig ausschliesslich aus Bulgaren gewählt werden, aber dem griechischen Patriarchate untergeordnet bleiben. Dieser gemässigte, von der Pforte befürwortete Vermittlungsvorschlag wurde jedoch von dem Patriarchen als unvereinbar



HILÂRION. ASENTIJE. † PAISIJA.

NATIONALKIRCHLICHE FÜHRER.

mit den Rechten des ökumenischen Stuhles zurückgewiesen. Die Bulgaren aber lehnten nun jede weitere Verhandlung mit dem Patriarchate — dem sie ihre Anerkennung ohnehin verweigerten — gänzlich ab, und erklärten auf ihrem Anschlusse an Rom beharren zu wollen.

Indessen sprach Papst Pius IX. in seiner Antwort vom 22. Januar 1861 den bulgarischen Unionisten seine väterliche Freude über deren Rückkehr in den Schooss der heil. römischen Kirche aus und ertheilte ihnen seine Zustimmung zur Uebung des orientalischen Ritus. Bald darauf empfing er auch den Grabover Archimandriten Sokolski zu Rom und consecrirte ihn in der Sixtina feierlich zum römisch-unirten Bischof der Bulgaren.

Die Einschüchterungsversuche Russlands und der von England bestimmten Pforte waren jedoch nicht ganz ohne Einfluss auf die in ihrem Beginne so mächtige bulgarische Bewegung zu Gunsten des Katholicismus geblieben; denn nahe vier Jahre waren seit den ersten Unionsbeschlüssen vorübergegangen und doch war kein merklicher Fortschritt der Union Bulgariens mit Rom wahrzunehmen. Die von französischen Organen und der römischen Propaganda in die Welt hinaus posaunten grossen Resultate beruhten jedenfalls mehr auf frommen Wünschen, oft auch auf groben, von der Wahrheit weit abliegenden Uebertreibungen. Die Bemühungen des Jesuiten Gagarin, des eifrigen Kämpfers für die Union, die Bestrebungen der lateinischen Missionäre, welche von der orthodoxen Bevölkerung als Fremde misstrauisch betrachtet wurden, krönten nur sehr geringe Erfolge und nach Gagarin's späterem Ausspruche wäre es viel vortheilhafter gewesen, nur unirt-griechische Mönche zum Missionswerke zu benutzen.

Von vielen Freunden der bulgarisch-katholischen Bewegung wurde deren langsamer Fortgang grösstentheils Rom selbst zur Last gelegt. Sie hatten seit lange dort die Ernennung eines unirt-bulgarischen Patriarchen — Oesterreich beantragte die Einsetzung eines katholischen Patriarchen zu Byzanz bereits im Beginne des 17. Jahrhunderts — mit dem Sitze zu Constantinopel warm befürwortet. Dieser folgenwichtige Act, welcher allein nur dem Eintritt Bulgariens in den Schooss der römischen Kirche einen sichtbaren Ausdruck und moralischen Halt zu geben vermocht hätte, scheiterte aber zum Theil aus principiellen und politischen Gründen; vielleicht auch aus Mangel an einer geeigneten Persönlichkeit für diesen schwierigen Posten. Die Unterlassung dieser Ernennung raubte aber andrerseits vielen bulgarischen Patrioten den Glauben an die Lebensfähigkeit der Kirchengemeinschaft mit Rom.

Die factischen Uebertritte von Bulgaren der orientalisch-orthodoxen Kirche zur römisch-katholischen waren nach mir vorliegenden authentischen Berichten zuverlässiger und wohlunterrichteter Persönlichkeiten im ganzen nicht sehr bedeutend. Nur die äusserst thätige Mission der Lazaristen in Macedonien (Vilajet

Salonik) konnte sich einiger Erfolge rühmen. In den Sprengeln der übrigen Missionen, so auch in jenem der Passionisten von Nikopoli war sogar aus Mangel an materiellen Mitteln und an organischem Zusammenwirken ein vollkommener Stillstand eingetreten.

Die Gründung einer katholischen Mission in Mösien ist beinahe so alt, als der Bischofssitz von Nikopoli, also etwa 700 Jahre. Die in Nikopoli bestandene Kathedrale ist aber, wie noch jetzt an der Bauart zu erkennen, von griechischen Meistern erbaut worden. Ganz besonders war Papst Nicolaus IV durch diese Mission für die römische Kirche thätig. Unter seinem Pontificate starben viele Franciscanermönche den Märtyrertod für dessen Bestrebungen. Die Zahl der katholischen Ortschaften war wohl nicht sehr beträchtlich, die Dörfer selbst an Grösse und Wohlstand bedeutend. Die Katholiken Mösiens wurden allgemein „Pavlikiani" genannt. Noch gegenwärtig führen mehrere Dörfer in der Balkangegend den Namen Pavlikian-Köi; der katholische Cultus starb dort aus, der Name hat sich erhalten. Die bulgarischen Katholiken wurden in früherer Zeit besonders auf Anstiften des fanariotischen Klerus von den Spahi's arg bedrängt. Nur im Geheimen, wie in jener noch heute zu Belina sichtbaren unterirdischen Kirche, durften sie ihren Gottesdienst nach katholischem Ritus feiern.

Im Jahre 1709 wurde jedoch auf die Verwendung des Grafen v. Oettingen, Oesterreichs Gesandten zu Constantinopel, von dem Grossvezier Hussein Köprülü dem katholischen Klerus freie Religionsübung, Steuerfreiheit und andere Vorrechte gestattet. Die Jesuiten benutzten diese Concessionen zu neuem Wirken für die Union in der ganzen Türkei. Ihre Thätigkeit war aber nur von kurzer Dauer. Schon wenige Jahre darauf verbot ein durch die Intervention des griechischen Patriarchats erlassener Hattischerif jeden Uebertritt zur römischen Kirche. Fortwährende Kämpfe, Raçenfehden und Auswanderungen nach dem Banat und Romanien verringerten weiter die Zahl der den Katholicismus bekennenden Anhänger in ganz Mösien auf vier Dörfer: Beline, Oreše, Lažine im Kasa von Sistov und Transivica im Kasa von Nikopoli, sämmtlich nahe an der Donau liegend. Die traurige Lage der bulgarischen Katholiken begann sich erst zu bessern, als deren Schicksal in die Hände der Brüder des Passionisten-Ordens gelegt wurde (1781) und diese förmlich unter österreichischen Schutz traten. Die Passionisten erkannten nach manchen traurigen Erfahrungen, denn es wurden auch nach 1781 muthig ausharrende Geistliche während des Gottesdienstes ermordet und die Einwohner vieler Dörfer zur Auswanderung nach Romanien gezwungen, wo sie noch heute als katholische Gemeinden bestehen, die Nothwendigkeit eines ausreichenden äusseren Schutzes für ihre Thätigkeit. Dieser wurde ihnen von Oesterreich in vollstem Maasse.

Durch die Munificenz des österreichischen Kaiserhauses erhielten die ge-

nannten katholischen vier Orte sehr hübsche Kirchen mit Thürmen, deren Glocken — im Gegensatze zu jenen der orientalisch-christlichen Bulgaren, die des österreichischen Schutzes entbehrten — längst vor der Verkündigung des Hatti-Humajuns auch geläutet werden durften. Dreimal des Tages tönte der Ruf der Glocken der katholischen Kirchen weit in das Land.

Der apostolische Administrator der beiden Walachien, gegenwärtig Monsignor Ignatio Paoli, mit dem Sitze zu Bukarest, ist als Bischof von Nikopoli zugleich Leiter der katholischen Mission Bulgariens. Ihm untersteht ein Vicar, gegenwärtig Don Eugenio zu Transevica, der mit sechs Brüdern, zu Beline, Oreše, Lažine und Transevica die Seelsorge versieht und leitet. Die Geistlichen nehmen keine Stola und erhalten nur eine geringe Congrua von Rom. Von einzelnen frommen Vereinen werden wohl der Mission zeitweise Unterstützungen zugewendet, diese sind jedoch nicht zureichend für die Förderung einer Propaganda in grösserem Maassstabe und werden grösstentheils nur zur Erhaltung und würdigen Ausstattung der Missionskirchen mit Bildern, Paramenten und Kirchengeräthen verwendet. In letzterer Beziehung hat sich neben Hofrath Hurter insbesondere der einstige kunstsinnige Consul Oesterreichs zu Vidin, Walcher v. Molthein, hervorgethan.

Die Zahl der Katholiken der vier Passionistendörfer zwischen Sistov und Nikopoli beträgt annäherungsweise 5000 Seelen. Sie gehören ausschliesslich der bulgarischen Nationalität an und leben in geringem Verkehre mit ihren orthodox-christlichen und moslim'schen Nachbardörfern. Ackerbau und Viehzucht treibend in einer fruchtbaren Gegend, ist ihre physische Existenz eine gesicherte. Eine eingehendere Schilderung dieser Missionsorte bleibt dem II. Bande vorbehalten. Im Jahre 1868 traten ferner bei Vidin mehrere von Walachen bewohnte Orte zur katholischen Kirche über. Alle bezahlen gleich den orthodoxen Unterthanen den Zehent von allen Bodenproducten an die Regierung.

Auch im Vilajet Adrianopel versuchte die römische Propaganda seit 1860 die geringe Zahl der dortigen Katholiken zu vermehren. Polnische Missionäre vom Orden der „Auferstehung Jesu Christi“ unternahmen mit Unterstützung des Cardinals Barnabo das schwierige Werk, dem aber gleichzeitig der orthodoxe Erzbischof Adrianopels mit grösster Feindseligkeit gegenübertrat. Die Missionäre mussten, durch Intriguen gezwungen, ihre provisorische Kirche verlassen und auch ihre Schule zu Keričane wollte nicht recht gedeihen. Der von der Pforte anerkannte Bischof Mr. Rafael zog aber jüngst einige Assomptionistenväter aus Nimes und 4 Schwestern desselben Ordens nach Adrianopel, welche das den polnischen Missionären misslungene Werk neuerdings durch Errichtung einer Kirche und Schule aufnehmen sollen, welches Unternehmen namentlich Frankreich eifrigst unterstützte.

Im Sandschak Philippopel, das den nordwestlichen Theil des alten Thraciens bildet, kommen auf etwa 400,000 Bewohner, worunter 240,000 morgenländische Christen, nahe 8,000 Katholiken. Sie wohnen zum Theil in Philippopel, das auch Sitz des Bischofs und dessen Kirche nunmehr französische Subvention erhält, dann in den Dörfern nördlich von dieser Stadt. Sie traten grösstentheils erst in den letzten Jahren zur römischen Kirche über. Viele Orte, wie Solapica, ein Dorf mit 500 Häusern, sind nur theilweise von unirten Christen bewohnt. Ihre Geistlichen sind italienische Capuciner und in den Schulen sind 4 geistliche Schwestern thätig.

Das Erzbisthum Skopia, dessen Sitz seit langer Zeit nach Prisrend verlegt wurde, zählt in 6 Pfarreien 6500 Katholiken und 3000 Kryptokatholiken. Letztere sind Muhamedaner, welche aus Furcht vor dem türkischen, auf sie geübten Glaubenszwang es nicht wagen, sich öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Im Jahre 1846 wurden 25 moslim'sche Familien bulgarischer Abstammung und Sprache mit 184 Köpfen, die sich vor den türkischen Behörden zur römischen Kirche bekannt hatten, sammt ihrem Pfarrer Don Antonio Mariavić aus Lesina nach Brussa in Kleinasien in der barbarischsten Weise geschleppt. Auf die energische Intervention der Mächte kehrten nach vierjährigem Exil etwa 70 Personen in die Heimath zurück und bekannten sich unter den veränderten Verhältnissen vor etwa 15 Jahren abermals zum Katholicismus. Von den Katholiken des Erzbisthums Skopia entfällt nur ein kleiner Antheil auf die bulgarische Nationalität. Dieser scheint sich auf die äusserste Westgrenze des bulgarischen Elements, auf die Pfarre Karadagh mit dem Pfarrorte Letnica und sieben Dörfern mit etwa 120 katholischen Häusern und einer nicht leicht zu bestimmenden Zahl kryptokatholischer Familien zu beschränken. Noch vor 20 Jahren durften auch hier die Katholiken nur in unterirdischen Kellerräumen ihren Gottesdienst halten. Gegenwärtig sind aber in diesen Gegenden, z. B. in den serbisch-katholischen Pfarrdörfern Janjevo und Dolna Gusterica — Orte von einer fanatischen muhamedanisch-albanesischen Bevölkerung mitbewohnt und umschlossen — neue Kirchen unter dem Schutze der grossherrlichen Flagge in Entstehung begriffen.

Ueber Zahl und Verhältnisse des unter der Leitung des Franciscanerordens stehenden katholischen Dobručasprengels mit den Hauptmissionsorten Tulča und Sulina; sowie der bulgarischen Katholiken im Vilajet Salonik, administrirt von der äusserst thätigen Lazaristenmission, liegen mir keine speciellen Angaben vor.

Bei dem Mangel aller statistischen Daten in der Türkei ist es schwer, auch nur in runden Zahlen die numerischen Verhältnisse der Bekenner der einzelnen Culte in diesem Lande einander gegenüber zu stellen. Ein patriotischer Bulgare

von der „Stara planina“ berechnete in einem österreichischen Blatte — ohne die Quellen anzudeuten, aus welchen er seine Angaben schöpfte — die Gesammtzahl der innerhalb der Grenzen der europäischen Türkei lebenden Bulgaren, mit Ausschluss jener im Banate, in Serbien, Romanien und in der Krim, die er mit 805,000 Seelen veranschlagt, auf 6,030,000 Köpfe. Nach seiner Angabe bekennen sich von dieser Zahl:

5,670,000 Seelen zur griechisch-orthodoxen Kirche,
300,000 „ zum Islam und
60,000 „ zur katholischen Kirche.

Die Bekennerzahl der evangelischen Religion wurde nicht angegeben. Sie ist auch in Wahrheit, trotz dem Eifer der über das ganze Land zerstreuten amerikanischen Missionäre (zu Rusčuk, Tirnovo, Philippopel, Adrianopel und an anderen Orten) eine verschwindend kleine. Im Juli 1864 erschien von Constantinopel aus sogar der Fortbestand der evangelischen Missionen in der Türkei hart bedroht und nur die energische Intervention Englands verhinderte ihre gänzliche Beseitigung.

So übertrieben nun, nach manchen uns zu Gebote stehenden Anhaltspuncten zu urtheilen, die Gesammtziffer der in der Türkei lebenden Bulgaren in der citirten bulgarischen Angabe erscheint, so gewiss sie auch die Zahl der moslim'schen Bulgaren unterschätzt, dürfte doch zufällig die Bezifferung der Bulgaren römischer Kirche sich am meisten der Wahrheit nähern. Sie dürfte vielleicht nur etwas zu niedrig gegriffen sein, wenn man der Thätigkeit der Lazaristen zu Philippopel und Salonik in den letzten Jahren gedenkt. In keinem Falle ist sie aber durch die grosses Aufsehen erregenden tumultuarischen Auftritte zu Rusčuk, Tirnovo u. s. w. um ein bedeutendes vermehrt worden.

Der Hass des Bulgarenvolkes gegen das griechische Patriarchat zu Constantinopel verschärfte sich noch, als der Fanar zu seinen Kampfmitteln auch jenes der politischen Verdächtigung gesellte. Man erinnerte sich dort wahrscheinlich, wie ein edler Fanariote auf dem Patriarchenstuhle im Jahre 1828 durch unbegründete Denunciation unsägliches Unheil über die ihm verhasste unirt-römisch-armenische Gemeinde zu Constantinopel gebracht, indem er sie fälschlich nicht nur warmer Sympathien für Frankreich, sondern selbst der Conspiration mit diesem zur Zertrümmerung des türkischen Reiches beschuldigte. Man folgte diesem Beispiele und suchte das Misstrauen der Pforte gegen die loyalen Bulgaren in ähnlicher Weise aufzustacheln.

Zur charakteristischen Kennzeichnung des fanariotischen Kirchenregiments in den ihm ausgelieferten slavischen Ländern (Cap. V), will ich an dieser Stelle noch erwähnen, dass es zu Beginn unseres Jahrhunderts im heutigen Fürstenthum Serbien keine einzige Schule gab! Delipapas, ein entlaufener griechischer Kleriker,

später Pandur und Gensd'armen-Corporal bei Redschep Pascha, ein Mann verächtlichsten Charakters, war noch zuletzt im Jahre 1814 zum Metropoliten von Belgrad ernannt worden, und welche Anstrengungen durfte man von Leuten solchen Schlages für Moral und Volkserziehung erwarten! Seine Verjagung und die Einsetzung des würdigen Archimandriten Melentije zum ersten national-serbischen Erzbischof bildete denn auch die erste und wichtigste Regierungsthat des Fürsten Miloš im Jahre 1815. Erst später, im Jahre 1832, schloss Miloš ein Concordat mit dem Patriarchate von Constantinopel ab, in dem die neu begründete serbische Nationalkirche anerkannt und nur in eine streng kanonische Beziehung zum ökumenischen Stuhl gebracht wurde. Letzterer nimmt keinen Einfluss auf die Ernennung des Metropoliten von Belgrad und seiner Suffraganbischöfe, auch beschränken sich seine Bezüge aus Serbien nur auf eine jährliche Gabe von 9000 Piastern.

Eine der serbischen ähnlich organisirte autonom bulgarische Nationalkirche bildet seit 1860 das unverrückbare Ziel aller bulgarischen Bestrebungen. Die Beschränkung der bisherigen Machtusurpation des ökumenischen Stuhls zu Constantinopel, Entfernung der griechischen Geistlichen und Lehrer aus den bulgarischen Kirchen und Schulen, Fixation der Gehalte des hohen Klerus und Ernennung desselben aus Priestern bulgarischer Nationalität; ferner die Gründung geistlicher Seminarien und Hebung des Volksunterrichts — diess sind und waren die Cardinalwünsche, welche dem vom Sultan entsandten General-Commissär, Grossvezier Köprüslü Pascha, im Jahre 1860 auf dessen Rundreise durch Bulgarien allerorts von Stadt zu Stadt nahe gelegt, und deren Gewährung von ihm Namens der hohen Pforte verheissen wurde.

Der zwischen Russland, England und den fanariotisch-griechischen Klerus einerseits, dann Frankreich, Rom und die Wünsche ihrer bulgarischen Unterthanen andererseits hinein gestellten Pforte war es schwierig, die bulgarisch-griechischen Religionswirren unbeeinflusst von den am goldenen Horn fortwährend sich bekämpfenden Strömungen durch entschiedene Entschlüsse zu beendigen und bereits schien das ausgesogene und misshandelte Bulgarenvolk, als letztes Mittel zur Erhaltung seiner bedrohten Nationalität, was bisher mehr Drohung als Wahrheit, sich wirklich dem römischen Stuhle in die Arme werfen und die Union mit Rom zu einer geschichtlichen Thatsache vollziehen zu wollen.

In den ersten Monaten 1864 begab sich ein hoher Legat des päpstlichen Stuhles nach Constantinopel. Als französischer Jesuit sollte er das unter Gregor XIII. von seinem Orden gleichfalls im Einverständnisse mit Frankreich zu Constantinopel begonnene Unionswerk, mit besserem Erfolge als 1583 mit den Griechen, jetzt mit den Bulgaren zu Stande bringen. An dem Einflusse des englischen Botschafters Thomas Roe auf den ökumenischen Patriarchen scheiterten Gregor's Bestrebungen. Ja die Vertreibung der Jesuiten aus Constan-

tinopel wird wesentlich diesem Gesandten zugeschrieben. Welche Haltung nahmen England, Russland, Italien, Oesterreich und die Pforte 1864 gegenüber den Bestrebungen des französisch-päpstlichen Abgesandten und der von den Bulgaren verlangten autonomen Nationalkirche ein?

Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, welch wichtigen Factor die volle Realisirung des römisch-bulgarischen Unionsprojects in der Lösung der orientalischen Frage gebildet hätte. Von Frankreich und den katholischen Mächten nicht richtig und genügend unterstützt, musste der interessante Versuch aber scheitern an dem gemeinsamen heftigen Widerstande, welchen das griechische Patriarchat, Russland und England demselben entgegensetzten.

Trotz des angestrengten Eifers der nach Salonik, Monastir, Vidin, Adrianopel, Philippopel u. s. w. entsandten katholischen Missionen gerieth die unionistische Bewegung bald ins Stocken. Ja, ihr Zenith und Niedergang datiren von demselben 30. December 1860, an dem die Unterzeichnung des Unionsactes mit Rom zu Constantinopel erfolgte. Die Anstrengungen Roms, Frankreichs und der polnischen Emigration verliefen im Sande. Die Fragen, welche von Beginn an das Bulgarenvolk mit dem Fanar entzweit hatten, waren eben nicht dogmatischer, sondern rein administrativer Natur gewesen. Die Ereignisse erwiesen bald, wie sehr man zu Paris, Rom, Lemberg und a. O. argen Täuschungen sich hingegeben hatte; denn als man dort noch auf sichere Erfolge rechnete, hatten die weltlichen und geistlichen Führer der bulgarisch-kirchlichen Bewegung bereits ihren Actionsplan gegen den Fanar gewechselt. In steter Erwartung, dass die schwebende kirchlich-administrative Frage doch eine friedliche Lösung finden könnte, nahmen die im Herzensgrunde der orthodoxen Kirche treu anhängenden Bulgaren die Rückkehr einiger griechischen Bischöfe ruhig hin. Ohne sie anzuerkennen, schien eine Art stillschweigender Waffenstillstand eingetreten zu sein. Begreiflicherweise kam dieser der grossen Unionsbewegung wenig zu statten; bald waren auch ihre letzten Lebenssymptome erloschen!

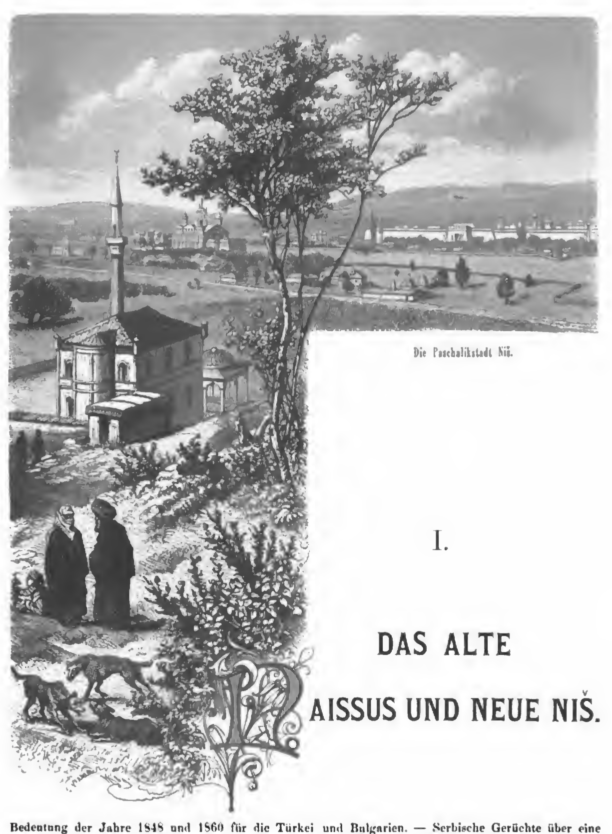
Ein jüngst veröffentlichter Nothschrei der Mission vom Orden der „Auferstehung Jesu Christi“ gesteht das Aussichtslose ihrer von auswärts und gegenwärtig auch von Frankreich schwach unterstützten Bestrebungen beinahe offen zu. Durch den gemeinsamen griechisch-russisch-englischen Einfluss ist mit dem vom Papst eingesetzten Bischof Sokolski auch die Mehrzahl der übergetretenen Gemeinden von der Union wieder abgefallen, und die noch ausharrenden drohen den mannigfachen Versuchungen oder Bedrückungen der Orthodoxie zu erliegen. Neben der kleinen unionistischen Gemeinde zu Adrianopel sind im gleichnamigen Vilajet nur vereinzelte Gemeinden dem Verbande mit Rom treu geblieben, und die Missionen der Lazaristen, Passionisten u. s. w. in den benachbarten Provinzen haben keine besseren Erfolge nachzuweisen. — Heute dürften den 5 Mil-

lionen orthodoxer Bulgaren kaum mehr als 60,000 römisch-katholische Unionisten gegenüberstehen und diese Zahl dürfte sich voraussichtlich kaum wesentlich weiter vermehren, nachdem der Cardinalwunsch der Bulgaren sich endlich verwirklicht hat.

Die Schilderung der interessanten letzten Kämpfe, welche der Einsetzung des bulgarisch-autonomen Exarchates unmittelbar vorausgingen und folgten, bleibt nach dem Plane dieses Werkes, dessen vorliegender I. Band nur die politisch-religiösen Verhältnisse Bulgariens bis zum Jahre 1870 behandelt, der Fortsetzung desselben vorbehalten, welche sich mit der Entwicklung der bulgarischen Verhältnisse in den Jahren 1870 — 1875 beschäftigen wird.

II. BUCH.

REISE-STUDIEN
ZWISCHEN
NIŠAVA, DONAU, LOM
UND
TIMOK.



Die Paschalikstadt Niš.

I.

DAS ALTE NAISSUS UND NEUE NIŠ.

Bedeutung der Jahre 1848 und 1860 für die Türkei und Bulgarien. — Serbische Gerüchte über eine bulgarische Revolution. — Meine Reise nach Niš. — Ausdehnung des Tuna-Vilajets. — Physiognomie der Stadt. — Mithad Pascha's Verschönerungen. — Der alte Bazar. — Nišavabrücke. — Die Festung. — Ein lebensgefährlicher Aussichtspunct. — Oesterreichische Bauten. — Bedeutung des alten Naissus. — Früher nur geringe Reste desselben bekannt. — Unmöglichkeit für den Autor im Jahre 1860

archäologische Untersuchungen vorzunehmen. — Verschiedene Versuche in dieser Richtung im Jahre 1864. — Ausflug nach Kurvingrad. — Sein Schloss und Tradition über dessen verschieden gedeuteten Namen. — Excursion nach Gradište. — Dessen Castell und Kirche. — Alte Reste bei der Nišer Citadelle und der Jeni Küschla. — Ausflug nach Brzibrod. — Meine Funde daselbst. — Die ersten monumentalen Reste des alten Naissus. — Strategische Wichtigkeit von Niš in den ersten Türkenkämpfen. — Seine Rolle im türkisch-österreichischen Kriege 1689. — Der Markgraf von Baden erobert es. — Niš's Vertheidigung durch Starhemberg 1690. — Verlust und Wiederbesetzung durch Oesterreich 1737. — Virmond und Schmettau's Berichte über Niš's Vertheidigungsfähigkeit. — Schimpfliche Uebergabe desselben durch General Dochat und seine Verurtheilung zum Tode. — Der Serbe Singjelić vor Niš im Freiheitskriege 1809. — Sein Heldentod. — Der Thurm aus Serbenköpfen. — Mein Besuch des „Schädelthurmes". — Wird er noch lange erhalten bleiben?

Das Jahr 1860 hat für die Bulgaren eine ähnliche Bedeutung, wie das hochbewegte Jahr 1848 für die Mehrzahl der europäischen Völker. Die Stürme des letzteren hatten den morschen Staatsbau der europäischen Türkei merkwürdigerweise kaum berührt, das Jahr 1860 brachte aber unerwartet den lange trügerisch schlummernden Zündstoff ihrer östlichen Provinzen in plötzliche Bewegung. Das erwähnte Mai-Circular Fürst Gortschakoff's an die Mächte, zu Gunsten der Rajah, trug wohl auch nicht bei, deren Gemüther zu beschwichtigen, und als ich im Juli jenes Jahres im Süden Serbiens reiste, cursirten dort die übertriebensten Gerüchte von einer im angrenzenden Paschalik Niš ausgebrochenen Revolution.

Schon früher hatte ich daran gedacht, einen kurzen Recognoscirungs-Ausflug auf bulgarisches Gebiet zu machen, um die Gegensätze zwischen Serben und Bulgaren, zwischen jungserbischem und alttürkischem Regimente kennen zu lernen, und so den richtigen Maassstab zur Beurtheilung beider zu gewinnen. Nach Allem, was ich gehört, mochte sich nicht bald ein günstigerer Moment hierzu bieten. So schlug ich, von der serbischen Quarantainestadt Alexinac aus, die Strasse nach der nahen bulgarischen Grenze ein und befand mich, nachdem ich die Thore des serbisch-türkischen Grenzzauns glücklich passirt hatte, am 11. Juli 1860 zum ersten Male auf bulgarischem Boden.

Der Zufall, jener grosse Factor im Leben und namentlich auf Reisen, begünstigte mich ausserordentlich. Ich war zu Niš wohl nicht in eine Revolution mit obligaten Barrikaden und Pulverdampf hineingerathen, jedoch in eine, ungeachtet ihres äusserlich wenig stürmischen Charakters, nicht minder folgenschwere Bewegung. Ich trat in den Beginn des höchst merkwürdigen Kampfes, der sicher die geistige, ja vielleicht auch die politische Wiedergeburt eines Volkes bedeutet, dessen Todtenschein von dilettantisirenden Touristen und selbst von zünftigen Politikern seit langer Zeit her ausgestellt worden war.

In den letzten drei Capiteln versuchte ich die interessanten und wichtigen Vorgänge darzustellen, deren Zeuge zu sein, mich eine glückliche Fügung bestimmt hatte. Bin ich mir auch so mancher Lücken und Mängel in Material und Darstellung bewusst, so glaube ich doch andrerseits, dass

nicht leicht Jemand anderer es richtiger und unbefangener vermocht hätte, Ursachen, Gang und Folgen dieser für die Lösung der orientalischen Frage hochbedeutsamen bulgarischen Ereignisse des Jahres 1860 zu schildern.

Nachdem ich nunmehr aber den Leser mit Vergangenheit, Naturgeschichte und den politisch-religiösen Kämpfen des Bulgarenvolkes im Allgemeinen bekannt gemacht und die Entwicklung der wichtigen, ihrer vollen Reife erst gegenwärtig entgegengehenden Resultate der letzteren nothwendigerweise dem Schlusse dieses Werkes vorbehalten bleiben muss, erscheint es mir nun an der Zeit, ihn auf den Boden der erzählten Ereignisse zu führen. Ich beginne mit dessen Schilderung bei Niš und gedenke am Faden meines Routiers die verschiedenartigen Ergebnisse meiner Reisestudien, zum Theil mit Benutzung vorausgegangener fragmentarischer Publicationen zu skizziren.

Nur wenn man sich daran erinnert, dass die hohe Pforte selbst heute noch nicht das Bedürfniss einer guten Karte ihres ausgedehnten Staatenbesitzes empfindet, dass in der Türkei alle und jegliche Katasterarbeit unbekannt und dass bei Eisenbahntracirungen dort stets kartographische Voraufnahmen unerlässlich erscheinen, dann erst kann man die grosse, oft unerklärliche Willkürlichkeit in der territorial-administrativen Begrenzung ihrer Vilajets, Paschaliks, Kasa's und Nahien einigermassen begreifen.

Noch im Jahre 1867 gehörte das Paschalik Niš zum Tuna-Vilajet, obwohl es durch die hohe Balkankette von demselben getrennt ist und von dem weit entfernten Rusčuk aus regiert werden musste. Seit 1868 gehört Niš zum Paschalik Prizrend. Nicht das Bedürfniss, sondern der mehr oder minder grosse Einfluss des augenblicklichen Gouverneurs eines Vilajets regelt die Zahl der ihm zur Regierung, oder in manchen Fällen richtiger gesagt, Ausbeutung zugewiesenen Paschaliks. Für Niš war jedoch die vorübergehende Zuweisung des gleichnamigen Districtes, dessen Hauptstadt es bildet, unter das von Mithad Pascha regierte Tuna-Vilajet, von manch wohlthätiger Folge.

Niš zählt, wie wir später sehen werden, zu den historisch merkwürdigsten Städten der gesammten Türkei. Noch im Jahre 1860 war es eine alttürkische Stadt mit allen Bizarrerien, welche gewöhnlich, so lange das Wetter trocken bleibt und orientalischer Sonnenschein ihr buntes Linien- und Farbengewirr mit transparenten Lichtern übergiesst, den Europäer bestricken, bei Regen- und Winterwetter aber meistens zur Verzweiflung bringen. Die Stadt, welche etwa 1000 türkische und 1500 christliche Häuser zählt, liegt im südöstlichsten Winkel der von den Puncten Kurvingrad, Mustapha-Pascha-Han und den Hängen der serbischen Grenzberge markirten grossen Dreiecksebene, deren physikalisch-geographische Beschaffenheit ich bereits in früheren Werken genügend charakterisirt habe. Sicher verdankte sie ihre Entstehung dem Abflusse des einst sie bedecken-

den See's, der sich durch das heutige Morava-Steildefilé bei Stalač in Serbien seinen Abfluss in das Donauthal gebahnt hatte.

Auch in Niš findet man die den westeuropäischen Städten oft mangelnden, grossen, gutgehaltenen Gärten, welche eine prächtige grüne Scheidewand von Haus zu Haus bilden; ferner den grossen Wassercomfort zahlreicher Brunnen, und viele, auch dem Aermsten leicht zugängliche Bäder. Zu den, dem Fremden schon in der ersten Stunde seines Aufenthaltes sich fühlbar machenden Uebelständen zählen: der Mangel an Gasthöfen, Miethwagen und Strassenbeleuchtung, das entsetzlich schlechte Pflaster, der furchtbare, oft Ekel erregende Schmutz der Strassen und die monotonen, das Auge beleidigenden schiefwinkeligen Mauern und verkommenen Häuserfronten in den türkischen Stadttheilen. Nur das christliche Viertel zeigt mehrere architektonisch leidlich gute Häuser. Auch wurde es seit einigen Jahren durch ein nettes Hôtel bereichert.

Vergebens versuchte Mithad Pascha, der letzte höchst intelligente und eben so energische Gouverneur von Niš, den gerügten Mängeln hier und da mit besserem Willen als Erfolg abzuhelfen. Einzelne Baulichkeiten, wie die grosse neue Kaserne, das Isle-hane (Handwerkerschule), das Gefängniss, die neue Hauptwache, die Thorwachen an den Stadtlinien, so wie der wirklich hübsche neue Stadttheil für die Belgrader Emigration vom Jahre 1862, konnten, so sehr sie auch für die hohe Intelligenz Mithad's sprechen, im Ganzen doch nur wenig die geschilderte Physiognomie der bulgarischen Grenzstadt verändern. Sehr dankenswerth erscheint aber schon der grossen fortwährenden Feuersgefahr wegen die Entfernung des riesigen, morschen, an vielen Stellen dem Einsturze nahen echttürkischen Holzdaches, welches zum Schutze gegen Sonne und Wetter über die ausgedehnte, an der Nišavabrücke beginnende Bazarstrasse noch im Jahre 1860 gespannt war.

Abgesehen von der zierlichen Nišavabrücke dürfte die Festung die einzige, in geometrisch bestimmbaren Linien sich bewegende Figur Niš's sein, und auch sie verdankt zum Theil ihre heutige regelmässigere Aussengestalt der österreichischen Occupation im Jahre 1737 *). Nur wenig höher gelegen als die auf dem linken Nišavaufer sich ausdehnende Stadt, ist die Festung mit einer stark bastionirten Mauer (6 Bastionen, verbunden mit ungleichen Courtinen), mit Gräben ohne Ravelins und einem bedeckten minirten Weg umgeben. Die Mauern der Escarpe und Contreescarpe sind von Quadersteinen aufgeführt und befinden sich in gutem Zustande. Erstere haben eine Höhe von etwa 10, letztere von 6 Meter. Die Brustwehr ist mit Flechtwerk bekleidet und der Wall an manchen Stellen so schmal, dass hinter den Kanonen nur sehr geringer Raum bleibt. Die Festung

*) Schmettau, Graf, Mémoires secrets. — Versuch einer Lebensbeschreibung des FM. Grafen v. Seckendorff, meist aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1742.

hat fünf Thore, welche nach den Strassen, auf welche sie führen, benannt sind. Der Haupt-Eingang, das „Stambul-Thor“, befindet sich an der Nišavaseite, durch die nett gezimmerte, nur wenige Schritte entfernte Brücke mit der grossen Bazarstrasse am linken Ufer correspondirend. Sein grosses Portal, im maurischen Style, führt unmittelbar auf den Hauptplatz der Citadelle. Auch das „Belgrader-Thor“ ist in sehr hübschem, monumentalem Style gehalten. Phantastische Thierbilder en relief geben demselben einen eigenthümlichen Reiz. Die schönen Verhältnisse dieser beiden Eingänge sind auch dem Vidiner- und Sofia-Thor eigen, welche jedoch weniger reich decorirt sind. Die Nišava und ein kleiner befestigter Brückenkopf vor dem Stambul-Thor auf der Wasserseite, hohe Wälle, starke Palissadenzäune, tiefe, leicht unter Wasser zu setzende Gräben und zahlreiche, selten ganz austrocknende Sümpfe auf der Landseite, bilden die unmittelbarste Hauptwehr der Festung. Ihre Vertheidigungsfähigkeit wird durch das von dem österreichischen Commandanten Dochat im Jahre 1737 ausgeführte Werk um die Belgrader Vorstadt *), mehrere kleine auf dieser Seite weit vorgeschobene Reduits für je drei Geschütze, ein kaum in seinen Linien erhaltenes, zum Schutze der Nišavabrücke bestimmtes Hornwerk (tête de pont), und die alttürkischen, die linkseitige Stadt umgebenden, sehr vernachlässigten Erdwerke von schwachen Profilen wenig gesteigert. Der Wall zählt etwa 120 Geschütze, einzelne Bastionen deren zwölf. Die Kanonen schwersten Kalibers sind grösstentheils österreichischen Ursprungs. Sie wurden wahrscheinlich im Jahre 1737 zurückgelassen und sind mit sehr reichen Emblemen geziert.

Im Rayon der Citadelle befindet sich eine kleine türkische Niederlassung, Häuser von Beamten, Officieren und Handwerkern, mehrere Kasernen, eine Telegraphenstation, eine Schule, Moscheen, ein kleines Spital, ein Uhrthurm mit sehr hübschen phantastischen Thiergestalten en relief und einem Observatorium, ferner Proviantbäckereien, das Arsenal, das Serai des Pascha's mit den verschiedenen Kanzleien der Provincial- und Stadtverwaltung, endlich die Gefängnisse. Alle diese Baulichkeiten sind zum Theile Holzbauten, auch jene streng militärischen Charakters sind nur selten bombenfest gebaut und bei einer ernsten Beschiessung des Platzes müssten die Bewohner wohl bald in den niederen Kasematten Schutz suchen.

Der Uhrthurm bildet ein prächtiges Observatorium, von dem man die ganze Nišer Ebene übersieht. Mit Erlaubniss des Muavin bestieg ich ihn, von einem Gensd'armentschausch begleitet. Doch kaum waren wir oben erschienen, und unmittelbar als ich mit der Peilung der einzelnen Höhenzüge beginnen wollte, sauste es wie eine Kugel dicht an mir vorbei durch die Luft und gleich darauf schlug ein Stein an die Holzverkleidung, während von unten her laute Schreie

*) Relation, im k. und k. Kriegsarchiv zu Wien.

ertönten. Von der Höhe konnte man nämlich auch sehr gut in das Innere der türkischen Behausungen hineinblicken — und diese Entweihung ihres Allerheiligsten durch das Auge eines Giauren wollten die eifersüchtigen Moslims nicht zugeben. Da das Bombardement stärker wurde, und an ein Parlamentiren von dem hohen Thurmgeschosse nicht gedacht werden konnte, musste ich meine Arbeiten auf diesem gefährlichen Puncte zu meinem grossen Leidwesen einstellen.

In Begleitung des Hekimbaschi Romuli, eines sehr gefälligen italienischen Militärarztes, besichtigte ich im Jahre 1860 zum ersten Male die fortificatorischen und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Festung. Aufmerksam betrachtete ich das Mauerwerk der Wälle, die Steinverkleidungen an Häusern und Moscheen; doch nirgends vermochte ich, ausser vereinzelten römischen Ziegeln und antiken Fragmenten, Reste des alten römischen Naissus zu entdecken. Vergebens spähte ich nach Rudimenten der berühmten Stätte, die Byzanz seinen ersten Kaiser, jenen grossen Mann gegeben hatte, der das römische Reich durch einen klaffenden, heute noch offenen Riss spaltete und so das oströmische Kaiserthum begründete.

Zu jener Zeit und schon einige Jahrhunderte zuvor war Naissus der Knotenpunct, in dem das dardanisch-macedonische Strassennetz zusammenlief. Hier vereinten sich die Strassen, die vom adriatischen Meere, von Dyrrachium und Scodra, aus dem Süden von Thessalonice und Constantinopolis über Stobi und Sertica, durch die dardanische Hochebene an den Ister führten. Naissus, bekanntlich der Geburtsort Constantin d. Gr., wurde von ihm mit Bauten verschönt, Manuel Comnenus liess es durch seinen Feldherrn Const. Ang. Philadelphus zugleich mit Belgrad und Semlin befestigen. Hier schlug Claudius II. die Gothen (268) in einem glänzenden Siege und rettete das bedrängte Rom vor dem sicheren Untergange. 50,000 Gothen blieben auf der Wahlstatt. Attila zerstörte wohl Naissus; doch Justinian (Procop. de aedificiis) stellte es als „Naissapolis“ wieder her. Hier empfing Julian der Abtrünnige die Nachricht vom Tode seines Gegners Constantin und die Kreuzfahrer unter Conrad zogen durch dessen Mauern. Viele andere Grossthaten und Erinnerungen knüpfen sich an den, in den byzantinischen Annalen Nisus genannten Namen dieser Stadt, welcher später in Niš und Nissa sich verwandelte.

Trotz dieser stolzen Vergangenheit waren in dem heutigen Niš, das als eine der prächtigsten Städte von Moesia superior galt, weder Substructionen oder monumentale Reste gefunden worden, welche auf die Befestigungen, auf die Plätze, Tempel, Paläste und Villen hätten deuten können, mit denen Constantin und Justinian das alte Naissus einst umgeben und geziert hatten. Das Mommsen'sche „Corpus“ enthält wohl 11 auf Niš bezügliche Inschriften (No. 1673 — 1683), welche grösstentheils im Jahre 1553 dort gefunden wurden, seitdem aber ver-

schollen sind. Diese, der römische Votivstein, welchen Schweigger*) auf seiner Reise nach Constantinopel (1577), ein anderer Grabstein und ein antikes Säulencapitäl im Bauhofe der neuen Kathedrale, die Hahn in seiner „Reise von Belgrad nach Salonik“ erwähnt**), einige antike Steingesimse vor dem Portale der Hunkiar-Dschamie und an anderen Stellen der Festung, welche mir als römisch auffielen, waren doch viel zu unbedeutende Fragmente, als dass sie dem nach der einstigen Stelle des alten Naissus suchenden Forscher genügen konnten. Und selbst ein Theil dieser geringen monumentalen Reste soll, wie man mir mittheilte, nicht im Weichbilde Niš's, sondern in dem Dorfe Gradište, jenseits der Morava, gefunden worden sein. Wo ist also die einstige Stätte von Naissus zu suchen? Steht die Citadelle selbst auf der Stelle der römischen Befestigungen? oder sind die antiken Reste in den Substructionen der Bastionen, Moscheen u. s. w. verschwunden?

Ich war bei meinem erstmaligen Besuche Bulgariens (1860), wie ich schon erwähnte, in einem Augenblicke fieberhafter Aufregung der türkischen und bulgarischen Bevölkerung nach der Hauptstadt des Paschaliks Niš gekommen. Massendeputationen der ländlichen Bevölkerung in ihren malerischen, originellen Trachten erfüllten die Strassen und Hane der Stadt, um sich bei dem Grossvezier über erlittene Bedrückungen zu beklagen. Türkische Beamte, Mudire, griechische Bischöfe, Defterdare (Steuereinnehmer), Tschor- und Chodschabaschen (Gemeindevorstände) und viele Glieder der Medjlise waren dahin berufen worden, um sich wegen allzu grosser Bedrückung der Rajah zu verantworten. Die grösste Vorsicht für einen jeden nicht mit genügenden Empfehlungen ausgestatteten Fremden war bei dem Mangel europäischer Consule zu Niš in jenem Momente dringender als sonst noch geboten. Aus diesen Gründen konnte ich nichts für die Lösung der berührten, für die Alterthums- und Geschichtsforschung hochinteressanten Frage unternehmen. So wenig wie meine Vorgänger wagte ich es damals, das leicht zu erregende Misstrauen der Türken durch Forschungen in einer Richtung heraufzubeschwören, die jedenfalls mit der gründlichen Untersuchung der Festungswerke selbst hätten beginnen müssen! Dies wäre aber bereits mehr als genügend gewesen, um — ich erinnere an meine bösen Abenteuer zu Zvornik an der bosnischen Grenze — für einen verkappten russischen oder serbischen Ingenieur gehalten zu werden und sich den grössten Unannehmlichkeiten, wenn nicht Gefahren auszusetzen. Denn wer anders als ein „inschenir“ könnte sich für Festungswerke und derlei Bauten interessiren? raisonnirt der

*) Salomon Schweigger, Reise aus Deutschland nach Constantinopel und Jerusalem. Nürnberg 1613.

**) v. Hahn und Zach, Reise von Belgrad nach Salonik. Denkschr. der phil.-hist. Classe der kais. Akad. der Wissensch. XI. Bd., S. 14. Wien, 1861.

für Alterthumsforschung wenig empfängliche Türke, und ein Abenteuer, das ich im Herbste 1870 gerade in demselben Niš zu bestehen hatte, spricht für die Begründung meiner damaligen Vorsicht.

Erst bei einem zweiten Besuche Niš's, während meiner grösseren Forschungsreise im Jahre 1864, war es mir durch, allen Widerstand besiegende mächtige Empfehlungen gegönnt, in eingehenderer Weise den Resten des alten Naissus nachzuforschen. Meine archäologischen Arbeiten, bei welchen mir meine örtlichen Terrainstudien sehr zu Statten kamen, waren von dem besten Erfolge begleitet. Es glückte mir nach vielen mühevollen Kreuz- und Querzügen, zahlreiche, an und für sich interessante antike Fragmente innerhalb der Ringmauern Niš's, und ausser denselben die ersten monumentalen Reste der Geburts- und Lieblingsstadt Constantin's des Grossen zu entdecken.

Ich begann meine Ausflüge zur Erforschung des alten Naissus in südwestlicher Richtung mit der Fahrt nach Kurvingrad, das nach meinen Beobachtungen bedeutend südlicher als auch auf Kiepert's neuester Karte liegt. Die Strasse dahin ist in der unmittelbaren Umgebung Niš's bei schlechtem Wetter beinahe grundlos. Erst nachdem man die Sümpfe in der Nähe des grossen Beklemeh, des Wachthauses am äusseren Stadtwalle, und später die Höhe übersetzt hat, an deren nordöstliche Seite sich die neue, von Mithad Pascha erbaute grosse „Jeni Küschla“ (Kaserne) lehnt, wird dieselbe, von Malište in der Ebene beinahe streng südlich fortlaufend, praktikabler und bleibt es bis zur neuen Steinbrücke über die Morava, welche in der Richtung nach Leškovac führt.

Nach der grossen serbischen Karte von Milenković (1850), dürfte man in Kurvingrad eine ziemlich bedeutende Stadt mit Befestigungen auf beiden Ufern der Toplica hart an deren Einmündung in die Morava vermuthen. In Wahrheit fand ich in Kurvingrad nur das Gemäuer eines mittelalterlichen Schlosses. Auf einem der nordwestlichsten Ausläufer, welche die Suva Planina gegen die Morava- und Nišer Ebene vorschiebt, gelegen, mochte dessen einstige Bedeutung als Schlüsselpunct der hier vorüberziehenden Strasse von Niš in das Gebiet von Leškovac unverkennbar eine grosse gewesen sein. Hart an dieser Strasse, dort wo dieselbe das Rinnsal der Morava bei dem Dorfe Klisura erreicht, befindet sich eine isolirt stehende bulgarische Herberge, „Kurvihan“ genannt. Von dieser führt ein Fusspfad über Wiesengrund und Steingerölle hinan zur alten Burg. Noch vor 30 Jahren waren nebst den quadratischen Umfassungsmauern das Hauptportal erhalten, das im Pendentif ein mit zwei Figuren geziertes Relief zeigte. Ein römischer Inschriftstein in den Mauern, in welchem schon Hase eine zufällig in das Gemäuer aufgenommene römische Votivtafel erkannte*), gab Anlass, den Bau den Römern zuzuschreiben, während Sprachforscher, verführt durch

*) Nach Boué, La Turquie d'Europe. II. 367, Mommsen Corp. Inscr. Lat. No. 1684.

die Aehnlichkeit des Namens Kurvin mit jenem des mächtigen Ungarkönigs Mathias Korvinus, diesen als den Erbauer der Burg bezeichnen wollten.

Fällt die erstere Annahme schon nach der ersten Betrachtung des Grundrisses von Kurvingrad und seiner Bautechnik, so schwindet die zweite im Hinblicke auf die durch neuere Forschungen historisch festgestellte Thatsache, dass sich die Herrschaft Ungarns über Serbien factisch niemals, und selbst unter Mathias nicht, bis zum Einflusse der Toplica in die Morava dauernd erstreckt hatte. Kurvingrad *), das wohl schon lange in Ruinen liegen mag, da die Geschichte der letzten Jahrhunderte desselben gar nicht erwähnt, gehört, nach einer eingehenden Untersuchung seiner erhaltenen Reste zu urtheilen, jedenfalls jener Reihe von Feudalbauten und wahrscheinlich auch der gleichen Zeitperiode an, welcher die nahen serbischen Burgen von Banja und Svrljig ihre Entstehung verdankten. Es war die Zeit, in welcher Serbien in zahlreiche Voivodschaften getheilt und kaum durch ein loses monarchisches Band verbunden, sich nur nach Aussen als ein factisches Staatsganze darstellte. Die Volkstradition schreibt die Entstehung und den Namen Kurvingrad's (Kurva, Buhlerin) einer bulgarischen Königstochter und Schwester jener beiden Prinzessinnen zu, welche die alten Donau-Schlösser zu Vidin und Vidbol erbauten und die von jenem Schlosse aus, mit den Mönchen des am jenseitigen Ufer gelegenen Klosters in sträflicher Verbindung gelebt haben soll. Auf einem hart an die Morava vorspringenden Hügel, gegenüber der Schlossruine, sind noch heute die Langmauern und Apsis der Klosterkirche sichtbar, deren schlimmes Andenken im Volke zu ihrem frühen Verfalle wohl beigetragen hat.

Das Schlossplateau Kurvingrad's bietet einen vorzüglichen topographischen Orientirungspunct über die ganze weite Nišavaer Ebene und deren terrassenförmige Fortsetzung auf dem linken Moravaufer. Die letztere wurde bereits von Hahn **) eingehend geschildert, und ich konnte mich hier auf die Eintragung der Poststrasse nach Prokoplje, ihres durch eine stabile Brücke im letzten Jahre hergestellten Morava-Uebersetzungspunctes bei Mramor und auf die Berichtigung der Lage einiger Orte der Hahn'schen Karte ***) von Balaince, Gradište u. s. w. beschränken.

Einen zweiten Ausflug widmete ich dem am linken Nišavaufer gelegenen Gradište. Ein antikes Säulencapitäl, welches ich im Jahre 1860 im Bauhofe der neuen Nišer Kathedrale sah, rührte, wie ich damals hörte, von diesem Orte her. Vergebens suchte ich es 1864 im Kirchenhofe, wo es früher unter allerlei Gerümpel

*) Dieses Kurvingrad an der bulg. Morava ist mit dem Corvingrad und Corvin-Kule des Grafen Marsigli, am rechten serbischen Donauufer unterhalb Kladova's, nicht zu verwechseln.

**) Reise von Belgrad nach Salonik. S. 17.

***) Ebendaselbst.

lag. Noch rascher als anderswo verschwinden in der Türkei antike Fragmente und höchst wahrscheinlich wurde es von dem industriellen zinzarischen Kirchenbaukünstler in kleine macedo-vlachisch-byzantinische Säulenköpfe umgewandelt. Durch nähere Orientirung über die Fundstätte dieses Capitäls hoffte ich den Punct zu eruiren, auf welchem möglicher Weise der von Ammian als drei Meilen von Naissus entfernt angegebene kaiserliche Lustort Medianum oder doch eine andere römische Niederlassung gestanden haben mochte.

In beinahe gerader Linie WSW. auf der Strasse nach Prokoplje, die Dörfer Medeševce und Novoselo rechts lassend, durchschnitt ich die Nišer Ebene bis zum jenseits der Morava liegenden Orte Mramor. Oberhalb dieses bulgarischen Dorfes ging eben die von Mithad Pascha erbaute Brücke mit steinernen Pfeilern, zur dauernden Verbindung beider Ufer ihrer Vollendung entgegen. Gleich unmittelbar am linken Moravaufer erhob sich der Steilrand der Dobrića, jener etwa ¾ Meilen langen, im W. und S. von einem langgestreckten niedrigen Ausläufer des Jastrebac begrenzten Terrasse, welche von der serbischen Grenze von N. nach S. bis zur Mündung der Toplica sich erstreckt. Culturen und Dörfer haben sich von der Böschung der Terrasse entfernt, mehr an den Rand des sie umschliessenden Hügelwalles zurückgezogen, und Paliurusstachelhecken überwuchern grossentheils den trefflichen Ackerboden, dessen Urbarmachung nun den Auswanderern vom Kaukasus zugefallen ist.

Hart neben dem die neue Brücke bei Mramor überwachenden Beklemeh (Blockhaus) und wenige Minuten von dem christlich-bulgarischen Orte entfernt, befindet sich die erste dieser tscherkessischen Colonien mit 50 Häusern. Eben so viele Gräber mindestens zeigte aber der nahe Friedhof schon wenige Wochen nach ihrer erfolgten Einwanderung. Wie viele der tapferen Kaukasier mögen wohl die Strenge der letzten bulgarischen Winter überlebt haben? Jedenfalls dürfte Mramor durch seine günstige Lage mit der Zeit einer der bedeutendsten Orte der Dobrića werden. Früher war es wahrscheinlich Gradište. Schon sein Name (grad, Schloss) lässt dies vermuthen. Es wird von einem der spärlichen, die Terrasse bewässernden Bäche durchflossen und trägt heute noch auf einem wenige Minuten vom Orte entfernten Hügel die Ruinen einer, nach der schlechten Bautechnik zu schliessen, mittelalterlichen Befestigung, über deren Vergangenheit ich leider keine Traditionen vorfand. Auf meine eifrigen Nachfragen über den wahren Fundort des nach Niš gebrachten Capitäls, führte man mich zu den Rudimenten einer hinter Bäumen ausserhalb des Dorfes gelegenen, wie ich glaube, nicht gewaltsam zerstörten, sondern im Baue unterbrochenen Kirche. Hier fand ich ein zweites, dem Nišer ganz ähnliches Säulencapitäl, welches auf einer von Feldsteinen gebildeten Unterlage Altarstelle in dem von Bäumen umgebenen offenen Raume vertrat, in dem die kleine Gemeinde ihren sonntäglichen



Gottesdienst seit langen Jahren feierte. Wie ich weiter erfuhr, soll ein drittes, ganz gleiches Capitäl nach Sečanica-Sveta-Petka gebracht und alle drei in den Schlossruinen gefunden worden sein. Ungeachtet der antikisirenden Details dieser Säulenköpfe möchte ich doch deren römischen Ursprung in Zweifel ziehen und eben so die Existenz einer römischen Niederlassung an diesem Orte überhaupt, da ich nach Inschriften, Münzen oder Ziegelsteinen jener Periode vergeblich forschte.

Gleich erfolglos wie meine beiden Ausflüge nach Kurvingrad und Gradište, zur Aufsuchung römischer Reste in der nächsten Umgebung des ehemaligen Naissus, blieb eine dritte kurze Fahrt über die östliche Vorstadt der Citadelle hinaus, wo angeblich Reste eines alten Tempels vor Kurzem aufgefunden worden sein sollten. Ich fand jedoch nichts als lose verbundenes Gemäuer von schlechten Ziegeln und Feldsteinen, das von einem türkischen älteren Baue herrühren mochte. Von Kalinikos, dem griechischen, vor mehreren Jahren verjagten Erzbischofe Niš's, erhielt ich weitere Nachweisungen über römische Steine, welche bei den Ausgrabungen für die Fundamente der neuen Kaserne „Jeni Küschla“ zum Vorschein gekommen waren. Ich fand im Hofe derselben zwei 5½′ lange Säulenschäfte. Bezüglich zweier dort aufgefundener, wie der Erzbischof nach seiner Aufzeichnung behauptete, ganz gleich lautender Inschriftsteine, blieb aber alles durch den Kaimakam veranstaltete Nachsuchen vergeblich.

Nur noch in der Richtung gegen die heissen Quellen von Banja blieb mir Hoffnung, Reste des alten Naissus denn doch aufzufinden. Ich gedachte Anfangs, diesen Ausflug mit der Fortsetzung meiner Reise in der Richtung gegen Pirot (Scharköi) zu vereinigen. Verschiedene Aussagen über das fragliche Terrain bestimmten mich aber, seiner Durchforschung eine eigene Excursion zu widmen. Den erhaltenen Winken zufolge, liess ich in der Nähe des „Kele-Kalessi“ (Schädelthurm) nach rechts von der grossen Poststrasse abbiegen. Etwa ¾ Stunden von Niš entfernt, fand ich auf einer Anhöhe bei dem Kirchhofe des Dorfes Brzibrod die Rudera eines alten Vertheidigungswerkes, dessen unzweifelhaft römisches Materiale — darunter unzählige Deckplatten mit aufgebogenem Rande — weit über den bulgarischen Friedhof bis in die nahen Felder zerstreut lag. Erfreut über diese erste Entdeckung, fuhr ich nach dem an der Nišava gelegenen ½ Stunde entfernten Dorfe, um weitere Erkundigungen über etwaige dort gemachte römische Funde bei den Bewohnern einzuziehen. Wie gewöhnlich hatte ich auch hier mit dem Misstrauen der Gott weiss welche Plackereien fürchtenden christlichen Bauern zu kämpfen. Ohne fördernde Resultate kehrte ich zu dem verlassenen Werke zurück, verfolgte Ziegel und Mauerspuren, die mich nach eifrigem Suchen denn auch glücklich, etwa auf halbem Wege zwischen dem Werke und der grossen Constantinopler Strasse, zu dem ersten bis heute entdeckten Monumente des alten Naissus führten.

In der Mitte von Maisfeldern fand ich unter Schutt und Trümmern die Rudimente eines octogonalen Baues, dessen antiker Ursprung sich sowohl in der vorzüglichen Bautechnik, als in dem sorgfältig gearbeiteten Materiale von Backsteinen (Ziegel von $0,_{40}$ M. Länge, $0,_{20}$ M. Breite), Marmor und dem verbindenden Mörtel bekundete. Nach Abräumung der in dem kreisförmigen Innenraume von $8,_{54}$ M. Durchmesser aufgehäuften Schuttdecke, stiess ich auf einen grossentheils zertrümmerten Mosaikboden, der in abwechselnd dunkelbraunen und weissen Steinchen ausgeführt, Ornamentstreifen von höchst wirkungsvollem Rythmus zeigte. Von der architektonischen Decoration des Baues fand ich blos Stücke eines zierlichen Kranzgesimses mit, durch $0,_{05}$ M. breite Pflöckchen gebildetem Zahnschnitte. Die äussere Verkleidung des Baues hatten wahrscheinlich Marmorplatten gebildet, welche in zahlreichen Trümmern die Stätte bedeckten. Ein kreisförmiger Bau von etwas schwächerer Mauerdicke und weniger sorgfältig durchgeführter Bautechnik ($9,_{18}$ M. Lichte) schliesst an zwei Seiten des Octogons an. Es fällt schwer, aus den wenigen Anhaltspuncten, welche die Rudimente des kleinen Prachtbaues bieten, den einstigen Zweck desselben zu bestimmen. Ich will mich hier nicht in leicht aufzustellende Hypothesen in dieser Richtung ergehen, obgleich eine Vergleichung desselben mit dem von Dr. Carrara zu Salona in Dalmatien aufgedeckten frühchristlichen Baptisterium nahe läge.



Grundriss der alten Baute bei Brzibrod.

Eine neue Forschungsreise durch Bulgarien führte mich am 17. October 1870 abermals nach Niš, mit dem Plane, meine durch den Eintritt der rauhen Jahreszeit im Jahre 1864 unterbrochenen Ausgrabungen an jener Stätte wieder aufzunehmen. Allein auf türkischem Boden waltet das Fatum mit noch ungebrochener Gewalt! Durch meine topographischen Aufnahmen in Pirot's Umgebung argwöhnisch gemacht, erschien es dem Mudir dieser Kreisstadt wahrscheinlich als patriotische Pflicht, mich dem Pascha von Niš telegraphisch als staatsgefährlichen Fremden zu denunciren. Schon auf der Strasse wurde ich von einem Piquet berittener Gensd'armen in Empfang genommen und in den Han escortirt. Dort wurde durch den Polizeipräfecten von Niš mein Gepäck sorgfältig untersucht, alle meine Bücher, Karten und Schriften confiscirt und ich selbst zu einem stren-

gen Kreuzverhör vor den Pascha Abdur Rachman geladen. Dieses fiel nur bedingt günstig aus. Gerne hätte ich meine archäologischen Arbeiten vom Jahre 1864 fortgesetzt; es wurde mir jedoch vom Pascha unter einem nichtigen Vorwande höflich, aber entschieden abgeschlagen, ja ich sah mich die wenigen Stunden, welche ich in Niš verweilte, polizeilich überwacht. Da mich kein anderer Zweck nach der Stadt geführt hatte und bereits die abenteuerlichsten Gerüchte über mich cursirten, kehrte ich ihr enttäuscht den Rücken. Der grösseren Zahl der Geschichtsforscher und Archäologen wird es vorläufig zur Befriedigung gereichen, durch meine, von verschiedenen Reisenden früher vergebens erstrebten archäologischen Funde, durch die römischen Mauern und die vermuthlich byzantinischen Prachtbauten bei Brzibrod, die bisher nur traditionelle Annahme bestätigt zu sehen, dass das alte Naissus der Römer und das Nisus der Byzantiner wirklich auf der Stelle des heutigen Niš's oder unferne desselben gestanden, und dass die Berichte der alten Historiker von der einstigen baulichen Pracht, mit der Constantin der Grosse seinen Geburtsort verschönte und die Justinian nach Naissus' Zerstörung durch Attila wieder erneuert hatte, in Wahrheit begründet gewesen waren. Möchte es Anderen gelingen, unterstützt durch die hier gegebenen Winke, unter günstigeren Verhältnissen meine Forschungen zu Niš aufzunehmen und zu einem für die Wissenschaft erspriesslichen Abschluss zu bringen.

Die Position von Niš ist für die Türkei von höchster strategischer Wichtigkeit. Sie wehrt den feindlichen Serben den Eintritt in das Innere Mösiens und hält, gestützt auf die kriegerische, albanesische Bevölkerung in seiner unmittelbaren Nähe, zugleich die zum Aufstande geneigten Bulgaren im Schach. Andererseits bildet Niš ein befestigtes Lager, aus dem die Türken, wie dies oft in den serbischen Unabhängigkeitskriegen und in früheren Kriegen mit Oesterreich geschehen ist, zu jeder Zeit leicht hervorbrechen können. Nichts ist im Stande, sie auf ihrem Marsche längs der bulgarischen Morava ernstlich aufzuhalten, denn die Kreise von Alexinac und Knjaževac bieten nur wenige günstige Defensivpuncte.

Zur Zeit der ersten Ueberfluthung des Südens von Europa durch die Türken entschied die Eroberung Niš's durch Sultan Amurad im Jahre 1375 das Los des bis dahin unabhängigen Serbenstaates. Nach 25tägiger Belagerung fiel es durch den heftigen Angriff Jachschi Begs, Sohn des Timurtasch. Knjez Lazar erhielt den Frieden gegen die Tributpflicht jährlicher 1000 Pfund Silber und 1000 Hilfsreisige. Šišman, der Bulgarenkral, musste aber statt des Zinses dem Sultan seine Tochter zum Opfer bringen*). Knjez Lazar blieb dem Türkensultan zinspflichtig und die Katastrophe von Kosovo (1389) besiegelte nur den Untergang dieses unglücklichen serbischen Fürsten und seines Reiches. Die Be-

*) Engel setzt gegen Hammer die Eroberung Niš's um 13 Jahre zu spät, die Heirath der bulg. Prinzessin um 13 Jahre zu früh an.

setzung Niš's durch Hunyad (1443) nach der glänzend am 3. Nov. gewonnenen Schlacht, in welcher 2000 Türken fielen, 4000 gefangen wurden, war nur eine vorübergehende und seit dessen Niederlage bei Varna (1444) sah die Feste bis zum Jahre 1689 keinen christlichen Feind mehr vor ihren Wällen.

Unter den Mauern Niš's sammelte in jenem Jahre der türkische Grossvezier nach dem empfindlichen Verluste Belgrads und der Niederlage bei dem serbischen Batočina (30. August 1689) sein zersprengtes Heer. Durch herbeigezogene Verstärkungen hatte er es auf 40,000 Mann gebracht und mit einem neu ausgerüsteten Artilleriepark versehen. Das siegreiche kaiserliche Hauptquartier folgte ihm auf der grossen, von den Römern angelegten Heerstrasse durch Serbien langsam über Jagodina, Čupria, Paraćin und Alexinac auf dem Fusse nach. Am 23. September erschien der Markgraf von Baden mit 17,000 Mann vor Niš, dem letzten türkischen Horte in der bulgarischen Morava-Ebene*). Er fand die feindliche Armee in Schlachtordnung in günstiger Position aufgestellt. Ohne Säumniss liess er dieselbe umgehen und im ungedeckten Rücken angreifen. Der linke kaiserliche Flügel wich einen Augenblick einem heftigen Angriffe der Spahis, die kaiserlichen Kürassiere stellten jedoch das Treffen auf diesem Puncte bald wieder her und die deutschen Infanterieregimenter stürmten todesmuthig die Anhöhen des Vojnik (Kriegsberges); während Guido Starhemberg mit seinem Fussvolke die türkischen Reiter blutig zurückwies.

Durch die glücklich combinirten Angriffe des Markgrafen in Verwirrung gebracht, von dem Seraskier mit Kartätschenfeuer immer von Neuem aber gegen die Kaiserlichen vorwärts getrieben, durchbrachen die erbitterten Spahis die Reihen der türkischen Linien. Das christliche Heer benützte diesen Augenblick der Verwirrung. Unterstützt von seiner Artillerie drang es mit geschlossenen Gliedern in die entstandenen Lücken ein und warf den Feind zwischen seine Verschanzungen in die Nišava, deren hochangeschwollene Fluthen Alles, was sich vor dem Gemetzel der siegreichen Verfolger retten wollte, verschlangen. 10,000 Türken bedeckten die Wahlstatt. Das ganze türkische Lager mit vielen Vorräthen, 30 schwerere Geschütze und 3000 Pferde wurden erbeutet und Niš war der Preis des grossen Sieges. Mit ihm zugleich fiel das ganze Donaugebiet bis Nicopoli in die Hand des Kaisers.

Zu Ende desselben Jahres — das einen der ruhm- und erfolgreichsten Feldzüge Oesterreichs gegen die Türkei bezeichnet — traf jedoch das kaiserliche Heer eine Reihe schwerer Unfälle, die schon im folgenden Jahre den Verlust sämmtlicher Eroberungen herbeiführten.

Die Vertheidigung von Niš wurde im nächsten Feldzuge (1690), welchen

*) In „Guido v. Starhemberg“ behandelt v. Arneth, dessen verdienstvoller Biograph, im 2. — 8. Capitel ausführlich die Geschichte dieses Feldzuges nach zeitgeschichtlichen Quellen.

die Türken mit einem starken und wohlausgerüsteten Heere eröffneten, von dem kaiserlichen Oberfeldherrn Veterani dem tapferen Starhemberg anvertraut, der an die Stelle des ersten kaiserlichen Commandanten Grafen Palffy trat. Starhemberg's Aufgabe war keine leichte. Er sollte mit kaum 3000 Mann den Platz gegen eine 60,000 Mann zählende Armee halten. Auf die feindliche Aufforderung zur Uebergabe (16. August) antwortete Starhemberg, „dass er nicht türkisch verstehe, sich also auch mit den Belagerern in keine Verhandlung einlassen könne."

In den von den Türken mit ganz ungewohnter Sachkenntniss eröffneten Belagerungsarbeiten machte sich jedoch bald die unchristliche Hilfe des allerchristlichsten, aus Eifersucht gegen Oesterreich, der Pforte sich zuneigenden Königs von Frankreich, Starhemberg fühlbar. Am 18. August unternahmen die Kaiserlichen einen Ausfall. Ein Schreiben des Markgrafen vom 27. August, aus dem Hauptquartiere zu Jagodina, brachte jedoch die wenig tröstliche Nachricht, dass er gezwungen wäre, seine Streitkräfte zum Schutze Ungarns und Siebenbürgens zu concentriren, wesshalb er keinen Ersatz versprechen könne und es Starhemberg anheimstellen müsse, die Festung so lange, als es ohne äusserste Gefährdung der Garnison möglich sei, zu vertheidigen.

Die harte Bedrängung der kaiserlichen Heere an der Donau und in Siebenbürgen war den Belagerten kein Geheimniss geblieben. Am 27. August feierten die Türken durch drei Salven und die Aufpflanzung von 24 bei Tohanj eroberten kaiserlichen Fähnleins unter den Kanonen der Festung ihren Sieg über Heiszler und dessen Gefangennehmung. Ungeachtet dessen hielt Starhemberg, seinen Soldaten Hoffnung auf nahen Entsatz einflössend, die Citadelle bis zum 9. September. Erst an diesem Tage übergab er sie, nachdem ein Hauptbollwerk unterminirt und es unmöglich geworden war, die Besatzung über ihre schlimme Lage länger zu täuschen.

Der abgeschlossenen Capitulation zufolge sollte die letztere mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen, Waffen und Gepäcke ausziehen und nach dem nächsten von Kaiserlichen besetzten Orte gebracht werden. Ohne Achtung vor diesen verbrieften Stipulationen, vor der Kriegerehre eines unglücklichen, tapferen Gegners, beraubte der übermüthige Feind die Abziehenden ihrer Waffen und vergriff sich sogar an der Person Starhemberg's, dem seine Pistolen aus dem Gürtel gerissen wurden. Mit Knitteln suchten sich die unglücklichen Soldaten der offenen und versteckten Angriffe von Tataren und anderem türkischen Raubgesindel auf dem Marsche zu erwehren. Erst am 22. Sept. erreichte Starhemberg mit den Trümmern der Besatzung Niš's, im Bedauern erregenden Zustande, die schützenden Mauern Belgrads.

In einem Schreiben des Markgrafen an den Kaiser aus Oklau vom 28. Oct. 1690 (Röder II, Urkunden S. 323) wird Niš eine „geringe von Erden aufge-



worfene, so schlecht verwahrte und so übel angelegte unproportionirte Feldschanz" genannt, und ihr rascher Fall mit dieser ihrer geringen Vertheidigungsfähigkeit entschuldigt.

Die glorreiche Eroberung Belgrads durch Prinz Eugen hätte beim Abschlusse des Carlovicer Friedens 1699 Niš leicht abermals in die Hände Oesterreichs gebracht. Eugen selbst widerrieth aber dem Kaiser, Niš und Vidin als Grenzfestungen von den gedemüthigten Türken zu fordern, da deren Erhaltung, wegen der allzu grossen Entfernung, mit unverhältnissmässigen Opfern verbunden wäre.

In dem erneuten Feldzuge Oesterreichs gegen die Türkei bildete der rasche Fall von Niš die erste grosse Waffenthat der Kaiserlichen im Jahre 1737*). Mit grosser Schonung war die kaiserliche Armee entlang der Morava durch Serbien gezogen, um sich Niš zu nähern. Sie hielt „zu Gewinnung des Landmannes solche gute Ordnung, dass die Einwohner", nach der dienstlichen Relation, „auf alle Weis' bei ihrem Hab, Gut, Vermögen, Früchten conservirt worden"**).

Mit 6 Kavallerieregimentern, 500 Husaren und 2000 Grenadieren bezog Graf Philippi, begleitet von dem Herzog von Lothringen, vor Niš ein Lager. Am 24. Juli traf Marschall Seckendorff in demselben ein. Gleich darauf erfolgte die kaiserliche Aufforderung an den türkischen Commandanten, die Citadelle zu übergeben. Dieser antwortete mit einem Bittgesuche um eine Frist von zwanzig Tagen, um über seine Lage dem Grossherrn berichten zu können. Philippi gewährte nur 24 Stunden Bedenkzeit und drohte mit Angriff und unbarmherziger Behandlung, falls die Uebergabe Niš's länger verzögert würde. Der Termin war verstrichen und die Kaiserlichen begannen ihrer Drohung durch eine Kanonade gegen die Wälle Nachdruck zu geben. Es war mehr Demonstration als regelrechte Beschiessung; denn durch den Erzbischof hatte man im kaiserlichen Lager Kenntniss erhalten, dass etwa 2 — 3000 Mann der Besatzung und die gesammte Einwohnerschaft sehr geneigt wären, die Citadelle zu übergeben; 600 der gefürchteten Jenisseri aber jede Capitulation verweigerten.

Am 27. Juli war indessen das ganze kaiserliche Heer auf der Route über Ćupria, Šupeljan (Šupeljak), Ražanj, Alexinac vor Niš angelangt. Die Verhandlungen wegen der Uebergabe hatten unter dem Eindrucke der sich mit jedem Tage verstärkenden Heeresmacht der Kaiserlichen eine bessere Wendung genommen. Schon am 28. Juli capitulirte Niš und sieben türkische Officiere überbrachten die Schlüssel zu den drei Festungsthoren und den Magazinen an Seckendorff und den Herzog von Lothringen. 600 Grenadiere unter General Thüngen besetzten die Thore, am 3. August wurde die Stadt geräumt. Auf 2000 Wägen und 200 Trainpferden escortirte man die 20,000 Seelen starke moslim'sche Ein-

*) Schmettau. Mémoires secrets.

**) Versuch einer Lebensbeschreibung des F.-M. Grafen v. Seckendorff u. s. w.

wohnerschaft mit ihrer Habe nach Sofia. 135 metallene Stücke und 50 Mörser wurden erbeutet. Die Festungswerke waren jedoch in einem elenden Zustande. Sie entsprachen der von dem k. Grossbotschafter Grafen Virmond in einem confidentiellen Berichte an den Kaiser über seine auf der Reise nach Constantinopel im Jahre 1719 gemachten militärischen „Observaciones" aufgestellten Behauptung, „die Eroberung der Stadt könnte nach der itzt daran befindlichen Defension und nach Eröffnung der Trancheen mit völliger Form innerhalb 14 Tagen vollzogen werden." In einem persönlichen Schreiben an Prinz Eugen v. Savoyen giebt der Botschafter eine eingehende Schilderung der Vertheidigungsverhältnisse von Niš. Graf Schmettau beschreibt die damalige Verfassung der Citadelle auf S. 31 seiner mehrmals citirten geheimen Memoiren: „Les ouvrages et fortifications de Nissa sont faites de maconnerie et a fossé sec et miné. La rivière de Nissa qui passe sous les murs de la ville est assez profonde pour n'être point passée à pied." Seckendorff beschloss, Niš in besseren Vertheidigungszustand zu setzen.

Sowohl in Wien als im kaiserlichen Lager wurde die unblutige Einnahme von Niš mit grossem Pompe gefeiert. Kaiser Karl VI. befahl, eine der Moscheen zum Preise Gottes in eine Kirche*) umzugestalten. Im Lager wurde ein feierliches Tedeum gesungen und der Herzog von Lothringen gab der gesammten Generalität und dem Stabe ein grosses Diner; während dessen die Truppen paradirten und zum Schlusse drei Salven abfeuerten.

Niš wurde für längere Zeit der Mittelpunct der österreichischen Operationen gegen Thracien und Macedonien. Ein serbisches Freicorps drang von Niš bis Pirot (Šarköi), nahm das Schloss und säbelte dessen Besatzung nieder. Die Kaiserlichen besetzten es hierauf und schrieben starke Contributionen auf dem Lande aus.

Das Commando von Niš und der 5 Bataillone starken Besatzung der Citadelle wurde Anfangs dem General Leutrum und nach dessen Erkrankung dem General Dochat übertragen. Am 9. August wurde das Lager, einer unter den Pferden ausgebrochenen grossen Sterblichkeit wegen, nach Mitrofsky (?) verlegt. Am 8. September zog Schmettau mit der Infanterie gleichfalls von Niš ab. Er nahm den Weg entlang der bulgarischen Morava, übersetzte sie bei Djuniskarjeka und traf am 10. September in Kruševac ein. Auch dort wurde das Lager wegen Wassermangel bald abgebrochen und bei Trstenik, nordwestlich an der ser-

*) Nahe dem christlichen Stadttheile zu Niš sah ich eine Moschee in Ruinen, welche unzweifelhaft einst eine christliche Kirche war. Unter der weissen Tünche fand ich alte Fresken. Auch der Sitz für den Imam war augenscheinlich erst später in die Nische der Apsis eingeschnitten worden. Höchst wahrscheinlich wurde dieser, von den Kaiserlichen zu einer Kirche umgestaltete Bau von den Türken abermals als Moschee benützt, und erst später mit dem Rückzuge aus jenem Stadttheile gänzlich preisgegeben oder im serbischen Befreiungskampfe zerstört. Im Jahre 1863 wurde die Ruine zu einer Moschee für die emigrirten Türken aus Belgrad umgebaut.

bischen Morava, bezogen, wo man bereits zahlreichen, von der bosnischen Grenze vordringenden Türkenschwärmen begegnete.

Seckendorff hatte eine kostbare Zeit unbenützt vorüberstreichen lassen. Die Türken, welche die willkommene Unthätigkeit der kaiserlichen Heere zur Vollendung ihrer Rüstungen benützt hatten, traten bereits in der Mitte des Septembermonats von der Defensive zur Offensive über, und erschienen zu Ende desselben in der unmittelbaren Nähe von Niš. Pirot (Šarköi) hatte sich ihnen ergeben, nachdem die Schanze von Badajova bei Sofia ohne Vertheidigung verlassen worden war. Die Besatzungen suchten sich nach Niš durchzuschlagen. Aber auch in diesem herrschte grosse Entmuthigung. Vergebens klagte Dochat dem im Lager zu Požega rathlos den Sturm heranziehen sehenden Oberfeldherrn über den Mangel an Provisionen, an Munition u. s. w. Er blieb leider ungehört. So wenig wie die kaiserlichen Commandanten zu Novipazar, an der Save und Drina, vermochte Dochat die Rajah zu schützen, welche von den vordringenden Moslims, zur Strafe für ihren Anschluss an die kaiserliche Fahne, mit den schrecklichsten Gräueln und Massacren heimgesucht wurde. Pirot, Mustapha-Pascha-Palanka, im Süden, Gorgussovac (Knjaževac), das wichtige Timokdefilé „Passo-Augusto" und die Palanke von Banja im Rücken von Niš, waren in die Hände der Türken gefallen. Am 11. October erschien endlich Ali Pascha mit 20,000 Mann vor dem letzten kaiserlichen Bollwerke im serbischen Süden, vor Niš und forderte dessen Uebergabe. Dochat verlangte eine Frist von fünfzehn Tagen, um die Befehle Seckendorff's einzuholen. Als dies verweigert wurde, gab der pflichtvergessene General den Türken Hoffnung zur Uebergabe, falls sie der Formalität genügen und die Festung einschliessen würden. Der Pascha antwortete darauf, die Festung werde nach drei Tagen von 150,000 Mann cernirt sein. Am 15. erklärte der Pascha, dass Dochat's Verlangen erfüllt sei; es befänden sich bereits 80,000 Mann vor den Wällen und er möge capituliren. Dochat versammelte nun der Form wegen einen Kriegsrath. Er erklärte, dass wohl Provisionen für 6 Wochen vorhanden seien, dass die Brunnen aber schlecht und nahe dem Versiegen wären, dass die militärische Ehre wohl die Vertheidigung des Platzes erheische, die Erhaltung einer tapferen Garnison jedoch nicht minder erspriesslich für des Kaisers Dienst wäre. Er versicherte weiter, dass auf einen Entsatz von Seite Khevenhüller's oder des noch entfernteren Seckendorff nicht zu rechnen sei, er besorge, dass die Feste kaum einen ersten Sturm aushalten dürfte und der Besatzung sodann nichts übrig bliebe, als sich dem schonungslosen Gegner auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

In solcher Weise von ihrem Vorgesetzten haranguirt, stimmten die Officiere sämmtlich für Capitulation. Diese erfolgte am 18. October in aller Form. Nach Artikel I. wurde Niš den Türken unter den gleichen Bedingungen übergeben,

unter denen es am 25. Juli von den Kaiserlichen besetzt wurde. Der Vertrag erhielt ausserdem die Bestimmung, dass die Garnison bis Belgrad escortirt und den Raizen (Serben, Rajah), sowie dem Erzbischofe von „Petschka“ (Ipek), der sich nach Niš geflüchtet hatte, vollste Sicherheit des Lebens und Eigenthums garantirt werde. Die Capitulation wurde von den Türken in allen Puncten ausgeführt und Niš fiel ohne einen Kanonenschuss in ihre Hände.

Die österreichische Kriegsgeschichte, so reich an ruhmvollen Blättern, hat glücklicherweise wohl wenig ähnliche Beispiele niedrigster Pflichtvergessenheit zu verzeichnen, als jene Capitulation von Niš.

Lange vor uns, gleich unmittelbar nach dem ehrlosen Vertragsabschluss, wurde bereits die That Dochat's furchtbar gerichtet. Auf des Kaisers Befehl trat bald nach des Generals Ankunft zu Belgrad ein Kriegsgericht zusammen, dessen Sentenz im Februar von Wien sanctionirt zurückkehrte. Sie lautete für Dochat: auf Verlust seines Vermögens und Enthauptung durch den Scharfrichter. Durch denselben Spruch wurden von den Mitgliedern seines Kriegsrathes Oberst Humbrocht „infam“, Oberstlieutenant Rinau und Major Buttler aber „einfach“ cassirt. Alle übrigen Officiere wurden zur Festungsstrafe in Eisen oder zum Kerker sammt dem Verluste eines Drittheils ihres Einkommens und zum Ersatze der Kriegsgerichtskosten verurtheilt.

Seit diesem letzten Falle Niš's hatte die Rajah ununterbrochen unter dem Türkenjoche geseufzt. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts der serbische Unabhängigkeitskrieg entbrannte, suchten die Schaaren Kara Gjorgjes, siegreich auf eigenem Boden, auch den benachbarten Districten die Freiheit zu bringen. Im Jahre 1809 erschien der Ressavaer Knjes Stefan Singelić mit seinem Volke vor Niš. In der Nähe des heute mit Reben bepflanzten, etwa eine Viertelstunde vom nördlichen Festungsende liegenden 200 Fuss hohen Vojniks (Kriegsberges) liess er Schanzen aufwerfen. Von seinem eifersüchtigen Waffengefährten Miloje wurde er jedoch ohne die erbetene Unterstützung gelassen. Allein vermochte er nicht den mit überlegener Macht ihn angreifenden Türken zu widerstehen. Die Gräben des Bollwerks füllten sich bald mit den Leichen seiner Tapferen. Ueber dieselben weg drangen die Feinde in die Schanze. Singelić sah deutlich, dass er dieselbe nicht länger zu halten vermochte; doch wollte er weder lebend noch todt in die Hände seiner Todfeinde fallen — er wollte eines serbischen Helden würdig enden und sprengte sich, Freund und Feind in die Luft*).

Aus den Schädeln dieser in so herrlicher Weise den Tod der Knechtschaft vorziehenden Serben errichteten die Türken den „Kele-Kalessi“ (Schädelthurm), jene schauerliche, an der Strasse nach Constantinopel sich erhebende Siegestrophäe. Als ich sie beim Lichte einer sillen Mondnacht in Begleitung des

*) Ranke. Die serbische Revolution. Berlin, 1844.

Hekim Baschi Romuli im Jahre 1860 besichtigte, zeigten des Thurmes Mauern, obwohl im Laufe von 50 Jahren durch Verfall bedeutend erniedrigt, noch immer 16 Reihen zu 16 Kopflücken, also die Plätze von 1024 Köpfen. Diese selbst sind beinahe alle verschwunden. In nächtlicher Stille hat die bulgarische Landbevölkerung sie aus dem Mauerwerke gebrochen und in geweihter Erde begraben. Auf den Schultern des Doctors kletterte ich empor bis zur höchsten Reihe. Es gelang mir, einige, vielleicht die letzten Reliquien derselben zu entnehmen, um sie zur Erinnerung an den Opfertod jener serbischen Helden zu bewahren.

Wieder sah ich in den Jahren 1864 und 1870 den Schädelthurm. Seine traurigen Umrisse hatten sich wenig verändert. Wie lange wird wohl dieses barbarischste Monument Europa's, zum Hohne desselben und der Vertreter seiner Grossmächte, die nothwendigerweise auf ihren Reisen an demselben vorüberkommen müssen, noch erhalten bleiben? Vielleicht fällt es endlich den civilisatorischen Eisenbahnbauten — der Linie Belgrad-Salonik, die ja nahe demselben wahrscheinlich vorbeiziehen wird — zum Opfer!

II.

ARCHAEOLOGISCH-GEOGRAPHISCHE STUDIEN ZWISCHEN NIŠ UND PIROT.

Strategische Bedeutung des Balkanstrassenzuges zwischen der Nišava und Donau. — Veränderte Handelsbeziehungen zwischen Belgrad, Alexinac, Niš und Lom. — Unsere Karten und die Constantinopler Strasse. — Bad Banja und seine Ruinen. — Medianum. — Ende der grossen Nišer Ebene bei Mahmud Paša-Han. — Das Nišava Engdefilé. — Die Suva Planina. — Der Name Stara-Planina und seine factische orographische Bedeutung. — Graf Virmond über den strategischen Werth des Ploča-Defilé's. — Lauf der Nišava richtiger O.-W. — Mustapha-Pascha-Palanka. — Stützpunct der aufständischen Bulgaren im Jahre 1841. — Seine Feste. — Römische Inschrift. — Remisiana. — Der „Cingane Derven". — Die Belava-Planina. — Oesterreichische und Russische Ortsbestimmungen. — Pirot und sein Schloss. — Ansichten über dessen strategische Position. — Das Christenviertel. — Neue Kirche. — Alter bulgarischer Grabstein. — Die letzten Bischöfe von Pirot.

In allen zuletzt geschilderten Kämpfen standen die Vorgänge an der Nišava mit jenen am Timok und an der Donau in innigster Wechselbeziehung und gleich dringend wie vor 1800 Jahren, wie unter den Römern, in den österreichisch-türkischen Feldzügen und im serbischen Befreiungskampfe, ist auch heute das Bedürfniss einer kurzen, gesicherten Verbindungsstrasse zwischen den Bassins der Nišava und der Donau geblieben. Als im Jahre 1862 die Pforte gegen das aufgeregte Serbien rüstete, hemmte der Verlust der durch das feindliche Territorium laufenden natürlichsten Verbindungsstrasse zwischen Niš und Vidin, entlang dem serbischen Timok ihre Truppendislocirungen und die Herstellung einer neuen Strasse erwies sich bald als eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Erst 1863 wurde jedoch von beiden Endpuncten, von Niš und Vidin, energisch ihre Vollendung betrieben und im Herbste die ganze Strecke des Nišer Paschaliks von dessen eifrigem Gouverneur Mithad Pascha dem Verkehr übergeben. Auf der Vidiner Seite bot das nach Belogradčik führende, drei Stunden lange,

felsige Defilé der Stolovikämme grosse Schwierigkeiten. Nunmehr ist der ganze Strassenzug beendet. Seine Trace führt von Niš über die Höhen der Suva Planina hinab in das Thal der Nišava, welche sie bei Ak-Palanka übersetzt, durchzieht sodann das Quellengebiet des Trgoviški Timok's, die Vorberge des Hodža Balkans, übersteigt sie mittelst des Sveti Nikolapasses, senkt sich jenseits der Wasserscheide hinab in das Quellengebiet des Loms, um bei dem Gabelpuncte Falkovce, mit einem Zweige dem Laufe dieses Flusses folgend, die wichtige Handelsstadt Lom-Palanka an der Donau und mit einem zweiten über Belogradčik die Festung Vidin zu erreichen. Die türkische Regierung hat sich durch die Einführung eines geregelten Fahrpostverkehres auf diesen Strecken ein grosses Verdienst erworben. Darf aber auch nicht gezweifelt werden, dass mit dem Wegfalle der zwingenden Motive, welche die Pforte zur Anlage der neuen Strasse geführt haben, der nur künstlich über den Balkan geleitete Personen- und Waarenzug seinen natürlichen Weg wieder über Serbien einschlagen werde; so ist dieses doch durch den Entgang des Transitoverkehrs und durch den Verlust der erhobenen Durchgangszölle, ganz abgesehen vom strategischen Gesichtspuncte, materiell sehr geschädigt worden. Belgrad und Alexinac haben eben so sehr verloren, als Lom-Palanka und Niš durch den neuen Strassenzug eine erhöhte Geltung gewonnen haben.

Die grosse handelspolitische Bedeutung von Niš, als des künftigen Gabelpunctes der projectirten Schienenwege von Belgrad-Salonik und Belgrad-Constantinopel, steht ausser Frage und habe ich sie bereits vor Jahren in meinem „Serbien" ausführlich berührt und ebenso versuchte ich früher den hohen strategischen Werth dieses wichtigen Bollwerkes von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart herab zu verfolgen. Fassen wir alle diese Momente zusammen, welche Niš und dem Territorium, dessen natürliche Hauptstadt es bildet, eine seiner reichen Vergangenheit gleiche, verheissungsvolle Zukunft eröffnen, so steigert sich unser Staunen, dass die kartographische Darstellung dieses für die Türkei und ihre Nachbarstaaten hochwichtigen Gebietes so lange vernachlässigt bleiben konnte.

Die Terrainzeichnung und das Topographische unserer besten Karten zeigten vor meiner Reise im Jahre 1864, selbst entlang der grossen, über Niš führenden Constantinopler Hauptstrasse, die gröbsten Unrichtigkeiten, rechts und links ab von derselben und selbst an der vielbefahrenen Donau aber solche Fehler, dass es Mühe kostete, die dargestellten Territorien wieder zu erkennen. Es ist von hohem Interesse, die Geschichte der kartographischen Darstellung des nördlichen Bulgariens im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte zu verfolgen und zu beobachten, wie mühsam in beständigem Vor- und Rückschreiten die Wahrheit sich Bahn bricht, um dann oft durch die manchmal unenträthselbare

That eines Einzelnen auf lange wieder verdunkelt zu werden. Ich werde im Capitel XI. Gelegenheit finden, dieses fortwährende Fluthen in unserer Kenntniss der fraglichen Gebiete näher zu beleuchten und das hier allgemein Ausgesprochene an der Hand der vorzüglichsten Karten von 1688 bis auf die neuesten Stiche herab zu motiviren.

Consul v. Hahn, welcher schon früher wesentliche Beiträge zur Verbesserung der albanesischen Karte lieferte, war es durch seine Reise „Von Belgrad nach Salonik“ *) vorbehalten, die an dieser Route liegenden bulgarischen Gebiete topographisch näher zu erforschen. Die Bereisung der bulgarischen Nordspitze im Osten und Süden von Niš lag aber ausserhalb seines Reiseplans und ebenso ausserhalb jenes des seither verstorbenen berühmten Afrikareisenden Barth im Jahre 1862. Die nähere Erforschung dieses Terrains, diese schwierige, aber auch desshalb interessante Aufgabe, war mir auf meiner Reise im Jahre 1864 zugefallen.

Neuerdings verliess ich Niš, diesmal die grosse Strasse nach Sofia und Constantinopel einschlagend. An dem „Schädelthurm“ und dem Orte vorüber, wo ich die ersten monumentalen Reste des alten Naissus aufgefunden hatte, fuhr ich dem südöstlichen Puncte der beinahe wagerechten Nišer Ebene zu, deren südliche Fortsetzung und orographische Umgrenzung nun hier näher charakterisirt werden soll.

Zur Rechten begleiteten mich die nordöstlichen Gehänge der Ausläufer der Suva-Planina, deren westliche Abhänge das Bett der bulgarischen Morava begrenzen und die Ruinen von Kurvingrad krönen. Nach Kiepert's Karte (1853) hätte ich hier an dem Dorfe „Matjivatz“ vorüberkommen müssen, dasselbe liegt jedoch östlich von Niš an der Strasse nach Gramada **).

In gleicher Linie mit dem Dorfe Brzibrod angelangt, bog ich auf einem Vicinalwege von der grossen Poststrasse, zu einem kurzen Besuche des seiner heissen Quelle wegen berühmten Bades Banja, nach rechts ab. Das Terrain erhob sich nur sehr allmälig zum Fusse des hübsch bewaldeten Berges, an dem die Heilquelle entspringt, welche grosse Aehnlichkeit mit jener von Mehadia besitzen soll. Das Bassin, in dem sie gefasst ist, hat eine kreisrunde Form und ist von einem wenig zierlichen Oberbau aus unregelmässigem Mauerwerk umschlossen, welcher das Eindringen des Tageslichtes nur durch einige kleine Oeffnungen gestattet. Bei der grossen Vorliebe der Moslims für heisse Mineralquellen gehört

*) K. k. Akademie der Wissenschaften. XI. Band der Denkschriften der phil. hist. Classe.

**) Boué's Routier „Niš-Sophia“ in „La Turquie d'Europe“, IV. Band. 506, dem Kiepert grossentheils folgte, leidet an einigen Unrichtigkeiten. Es führt die Dörfer Knjesselo, Mataevci u. s. w. rechts von der Constantinopler Strasse auf, während sie an jener nach Serbien liegen, auch ist der Lauf der Kutinska rjeka irrig angegeben.

Banja zu den Lieblingsausflügen der Nišer Bevölkerung, vor nicht langer Zeit jedoch muss es eine viel grössere Bedeutung gehabt haben.

Ich sah daselbst am linken Ufer der zur Nišava hinabfliessenden Banjica die Ruinen eines, der Architektur und zwar den arabisch-spitzbogigen Fenster- und Thürabschlüssen nach zu urtheilen, türkischen Schlosses, neben welchem die Mauern und das Minaret einer verlassenen Moschee in die Luft ragen. Die römischen Ziegelsteine, welche ich etwas höher im Schutte der Rudimente anderer Bauten fand, dann die zahlreichen Funde antiker Münzen an dieser Stätte rechtfertigen wohl in Anbetracht des hochgestiegenen römischen Badecultus die Annahme, dass Banja gewiss schon den Römern bekannt war und dass weiter, wenn wir seine reizende, pittoreske Lage in Betracht ziehen, hier wahrscheinlich jenes „Medianum" einst gestanden habe, dessen Ammian *) als eines zu Naissus gehörigen Fleckens und Lustortes mit einer kaiserlichen Villa, erwähnt. Seine mit 3 Mill. angegebene Entfernung entspricht zudem genau jener zwischen Banja und Niš.

Das eingetretene schlechte Wetter zwang mich bald wieder, die grosse Poststrasse aufzusuchen. Nach Uebersetzung der Jelašnica verlässt sie bei dem Blockhause Mahmud-Pascha-Han die grosse Nišer Ebene, deren Maisculturen sie durchschneidet, und tritt in das schmale Defilé der Suva-Planina ein, um erst kurz vor Bela-Palanka sich wieder der Nišava zu nähern.

Hier drängte sich mir, bei Betrachtung unserer damals besten Karte der europäischen Türkei von Kiepert, bald die Frage auf, wesshalb folgt die Strasse von Niš nach Sofia nicht dem nur wenig gekrümmten Laufe der Nišava, anstatt ohne scheinbare Nothwendigkeit oft bedeutende Höhen zu überschreiten? Die Frage beantwortet sich, sobald man erfährt, dass die kartographische Darstellung des Terrains, durch welches die Nišava von Niš bis Ak-Palanka läuft, bei Kiepert sehr irrig war. In Wahrheit zieht der Fluss zwischen diesen beiden Puncten in einer bedeutenden Länge (von Malče bis kurz vor Tamjanica) durch ein Defilé mit solch' steilen Abfällen, dass die Anlage einer Strasse in demselben nur mit ungeheuerem Kräfteaufwand hergestellt werden könnte. Diese hohen Steilmauern, durch welche sich die Nišava in beinahe westlicher Richtung hindurch zwängt, werden am linken Ufer durch die Abfälle der serbisch-bulgarischen Grenzberge, auf dem rechten aber durch die nach Norden vorgeschobenen Berge des, „Suva-Planina" genannten, vielverzweigten Gebirgsstockes gebildet. Sie werden der Anlage der projectirten Bahnlinie durch das Nišavathal grosse Terrainschwierigkeiten bereiten.

Vergebens suchte man früher den Namen „Suva-Planina" auf Kiepert's Karte. Die Daten von Pirch und Boué **), nach welchen Kiepert diesen Theil

*) Mannert's Geogr. 7. Band. 95.

**) Boué. La Turquie d'Europe I. 148.

Bulgariens grösstentheils bearbeitete, erwähnten desselben nur als einer südlichen Fortsetzung der „Stara planina" (des eigentlichen Balkans), von welcher weiter die Sprache sein wird. Es war dies um so unerklärlicher, da die Zusammenfassung der einzelnen Partien eines grösseren Gebirgsstockes unter einen Collectivnamen in der Türkei beinahe zu den Ausnahmen gehört. Der Name „Suva Planina" aber ist weit über die Nišava weg, bis tief in das Timok-Donaugebiet als der des mächtigsten Gebirgsstockes zwischen der bulgarischen Morava und Nišava wohl bekannt. Er trägt diesen Namen schon seit alter Zeit; denn Hauptmann v. Rebain nennt ihn in seiner „Mappa"*) vom Jahre 1740, das „Sucha-Felsen-Gebirge". Kiepert bezeichnete ferner die ganze gebirgige Landschaft zwischen Niš, Leškovac und Pirot, nach Pirch mit dem Namen „Saplana", eine Benennung, welche im Volke ungekannt und auch kaum aus altserbisch-bulgarischen Quellen zu motiviren sein dürfte; denn nach diesen**) gab die Nišava dem ganzen Gebiete ihren Namen. Ein weiterer grosser Irrthum der Kiepert'schen Karte, den auch v. Hahn in seinem „Von Belgrad nach Salonik" (S. 11) beging, war die Bezeichnung jenes hohen Bergrückens der „Suva-planina", welcher das Thal der Kutinska-rjeka von dem Defilé der Nišava scheidet, mit „Stara planina". Letzterer Name ist bei Niš sowohl, als in ganz Bulgarien nur als slavische Benennung des Balkan-Gebirges allgemein üblich, das im Türkischen „Hodža-Balkan" heisst. Noch im Jahre 1868 glaubte ich selbst, dass der Name „Hodža-Balkan" nur jener Partie der vom Timok bis zum schwarzen Meere streichenden Balkankette zukomme, welche politisch die Paschaliks Niš und Vidin von einander trennt und nationalökonomisch durch die über dieselbe laufende neue türkische Poststrasse nach der Donau eine erhöhte Bedeutung erhielt. Dies war jedoch ein Irrthum, über den ich mir erst auf meinen Reisen 1870—1874, auf welchen ich die gesammte Kette bis Cap Emineh studirte, klar wurde. Später werde ich auf diese wichtige, auf den bisherigen Karten ganz verfehlt eingetragene Partie, auf den „Sveti Nikola-Balkan" und auf die Benennungen der Hauptpartien der Balkankette überhaupt zurückkommen.

Nach Eintragung des Laufes der von Gornje-Studena herabkommenden Jelašnica und der an derselben liegenden Orte, setzte ich von Mahmud-Pascha-Han, allwo sich im Sommer gewöhnlich ein kleines türkisches Cavallerie-Lager befindet, meine Route in beinahe östlicher Richtung fort. Die Strasse übersetzt auf gutgebauter Brücke den Bach, welcher das an landschaftlichen Reizen reiche Defilé durchströmt, um nach Passirung des Blockhauses von Kumovica bei jenem der ersten Poststation Ploča ($1^3/_4$ St.) auf das rechte Flussufer überzusetzen und die Höhen von Ravna in einigen steilen Serpentinen zu gewinnen.

*) K. und k. Kriegsarchiv in Wien.

**) S. Šafarik, Slavische Alterthümer.

Schon die Relation*) des Grafen Virmond**), im k. k. Kriegs-Archive zu Wien, erwähnt den hohen strategischen Werth dieses Deflé's, welches allein das Vordringen von Sofia nach Niš ermöglicht; denn schon wenige Tausend Mann könnten hier unschwer eine Armee in ihrem Marsche aufhalten.

Eine Peilung vom Blockhause Ploča erwies Niš beinahe strenge westlich liegend, was meine östlichere, von der bisherigen abweichende Eintragung der Constantinopler Strasse und des Nišavalaufes motivirt. Nach $1^1/_2$ stündiger Fahrt senkt sich hinter Ravna die Strasse allmälig abwärts, an dem Blockhause Kozeljokuš vorüber, nach Crvenibreg, in dem im Jahre 1861, 25 tatarische und 1864, 31 tscherkessische Familien angesiedelt wurden. Schon früher bei einem türkischen Tschiftlik in der Nähe von Veta eröffnete sich uns nach S. der Einblick in mehrere wohlbebaute Thäler, von welchen das von der Topolnica (auch Crvena rjcka) durchflossene zu den wohlhabenderen gehört. Wir überschritten diesen Bach bald hinter Crvenibreg nahe bei seiner Ausmündung in die Nišava und befanden uns nunmehr in der grossen Ebene von Ak-Palanka. Wir durchschnitten sie bis zu dieser Stadt, indem wir hart am Rande der sie am linken Nišavaufer umsäumenden Gebirge hinzogen.

Bela-Palanka oder Ak-Palanka (Weissburg), wie Bulgaren und Türken das auf den Karten als Mustapha-Pascha-Palanka***) eingetragene erste grössere Städtchen, an der Strasse von Niš nach Constantinopel gegenwärtig nennen, ist von Niš aus mit guten Pferden in sechs Stunden zu erreichen, die türkische Postverwaltung rechnet jedoch dahin acht Stunden und lässt sich eben so viele bezahlen.

„Mustapha-Pascha-Palanka", sagt Graf Schmettau †), „ist ein altes Schloss, umgeben von einer starken Mauer, flankirt von Thürmen und dominirt von Höhen; aber ohne Artillerie wäre es doch nicht zu nehmen". „Moustapha Pascha Palanka", meint Boué ††), „n'est qu'un endroit palissadé". Nach dieser letzteren Aeusserung wäre anzunehmen, dass die von Schmettau erwähnten Befestigungen nicht mehr existiren. Sie bestehen jedoch noch heute genau in derselben Weise, in welcher sie von den Oesterreichern im October 1737, vor den gegen Niš heranziehenden Türken geräumt worden sind. Im Jahre 1841 wurde Ak-Palanka von den revoltirenden Bulgaren der dortigen Umgebung genommen und Stütz-

*) Relation von der Reise der Röm: Kayser: Gross-Bottschaft an die Ottomanische Pforte, so Anno 1719. geschehen, und zwar von Belgrad aus, biss nach Constantinopel, auch was langst besagten Marsches vor Militarischer Observationes zu machen.

**) Herr Damian Hugo des heyl. Röm. Reichs Graff von Virmond, Kayser. Geheimder und Hoff, Kriegs-Rath, General Feldzeugmeister und Obrister über ein Regiment Infanterie.

***) v. Hammer behauptet, dass es richtiger Mussa-Pascha-Palanka hiess.

†) Schmettau, Mémoires secrets.

††) Boué. La Turquie d'Europe II, 340.

punct für die gegen Niš vorrückenden 10,000 Aufständischen. Bei Leškovac wurde ihr Anführer Miloje von den Türken geschlagen. Er erschoss sich und die Bauern entflohen als Haiducken grösstentheils in die macedonischen Gebirge*).

Das Kalé (Schloss) ist ausschliesslich von Türken bewohnt. Die Thore in den Mittelthürmen der beiden Schmalseiten des von hohen Mauern gebildeten Vierecks werden Abends geschlossen. Starke, sehr feste vorspringende Rundthürme von 6 M. Durchmesser flankiren die Ecken des Schlosses, zwei weitere befinden sich in der Mitte seiner Langseiten. Diese messen 91 M., die Schmalseiten je 63 M. Das Mauerwerk besteht aus gut bearbeiteten Bruchsteinen. Die Mauern sind mit Zinken gekrönt, welche zugleich als Schiessscharten dienen müssen, letztere fehlen auch den Thürmen. Das Schloss besitzt weder Graben noch Vorwerke. Es dürfte, nach der ganzen Anlage und den architektonischen Einzelheiten am Haupteingange zu urtheilen, ein türkisches Werk sein. Nach der türkischen Tradition wurde Bela-Palanka vor 276 Jahren von einem Gouverneur erbaut, dessen Namen „Mustapha-Pascha“ es bis vor kurzem noch officiell trug. Schweigger**), welcher im Gefolge eines k. Gesandten die Reise nach Constantinopel im Jahre 1577, also vor nahe 300 Jahren, machte, erwähnt desselben nicht. Man hatte zwischen Niš und Pirot in einem „Dörflein Gurušebce“ übernachtet, das vielleicht früher an Bela-Palanka's Stelle stand.

Die Gässchen im Kalé sind enge und schmutzig, die zusammengepferchten Häuser klein und ärmlich, Moschee und Minaret der ganzen, einen unerquicklichen Eindruck machenden Niederlassung entsprechend, höchst unansehnlich.

Im Vergleiche zum industriereichen Westen Europa's ist das städtebildende Element in seinem Südosten gegenüber der Zahl seiner ruralen Bevölkerung ein verschwindend kleines zu nennen. Unter der türkischen Herrschaft sind nicht nur wenig neue Städte entstanden, sondern selbst die vielen römischen, noch unter Byzanz und selbst nach den Völkerstürmen in der bulgarisch-serbischen Periode reichen und mächtigen Stätten der Cultur sind grossentheils in Schutt und Trümmer gesunken. Das nomadisirende Element der asiatischen Heimath klebt auch dem Türken von heute an, und, nehmen wir Constantinopel aus, so gehören Schöpfungen wie das „Kalé“ Mustapha-Pascha's bereits zu den höchsten monumentalen Leistungen türkischen Geistes, zu deren Ausführung er aber immer noch der Hilfe christlich-bulgarischer oder zinzarischer Werkmeister bedurfte und noch heute benöthiget. Auch Bela-Palanka gehörte, wie zahlreiche römische Funde bezeugen, zu den einst blühendsten Colonien Rom's in diesen Gegenden.

*) J. F. Neugebauer, Beschreibung der Moldau und Walachei, 1854.

**) Schweigger, Salomon, Reise aus Deutschland nach Constantinopel und Jerusalem. Nürnberg 1613.

Graf Marsigli theilte in seinem grossen Werke*) drei Inschriftsteine mit. Von diesen rührt einer aus der Periode des Kaisers Septimus Severus her, welchen die Armee Illyriens statt des vom Senate Roms zum Tode durch Henkersschwert verurtheilten Didius Julianus (194 n. Chr.) auf den Thron setzte, ein anderer aus der Zeit Kaiser Philipp's, des Arabers, unter welchem Rom im vierten Jahre seiner Thronbesteigung (247) die Feier des tausendjährigen Jubiläums beging. Während ich erstere Steintafeln vergebens suchte, fand ich die letztere nahe dem linken Eckthurme, an der Hauptfronte des Kalé's, eingemauert und copirte nochmals die Inschrift, da dieselbe von Graf Marsigli nicht ganz richtig mitgetheilt wurde**).

Ausser dieser und 5 anderen Inschriften in Mommsen's „Corpus" (Nr. 1685—1690), dann zahlreich hier aufgefundenen Münzen aus der römischen Kaiserzeit haben wir aber noch einen weiteren Zeugen, dass Ak-Palanka einst eine römische Niederlassung gewesen sei. Nahe an dem vom Mokragebirge herabkommenden gleichnamigen Mokra-Flüsschen (bei Boué „Luznica rjeka") stiess ich auf Rudimente mit Materialien von zweifellos römischen Bauten. Ich darf wohl mit grösster Wahrscheinlichkeit annehmen, es waren die Ruinen des nach den Maassen der Peutinger'schen Tafel 24 Mill. von Naissus entfernten Romesiana. Auch Procopius erwähnt es als Rumisiana und als kleines Städtchen mit eigenem Gebiete, in welchem mehrere kleine befestigte Orte lagen. Nach dem Itin. Ant. hiess der Ort Remisiana. Hierocles und das Itin. Hieros. kennen ihn als Remesiana und Romansiana und als Sitz eines Bischofs. Auf dem chalcedonischen Concil unterschrieb sich derselbe Episc. Remessianensis***).

Die heutige Strasse von Niš nach Bela-Palanka wäre vortrefflich zu nennen, wenn sie durch Beschotterung in besserem Stande erhalten würde. Besonders wäre diese künstliche Nachhilfe bei dem fetten Boden der Nišava-Ebene vor Bela-Palanka nothwendig, welches von der Constantinopler Strasse hart neben den Mauern des Kalé's durchschnitten wird. Bald hinter dem Städtchen hatte die Anlage der Strasse nach Pirot mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Aus der gleichen Ursache wie zwischen Malče und Tamjanica (s. S. 170) war sie auch hier genöthigt, ihre Trace über hohe Berge zu nehmen, welche auf dem linken Nišava-Ufer das Defilé derselben bilden. Im Ganzen folgt auch die neue Strasse der alten Trace, auf welcher Schweigger zwischen Pirot und Dragoman noch im 16. Jahrhundert Reste der alten römischen Heerstrasse vorfand†).

*) Marsigli, Danubius II. Taf. 63.

**) Mommsen, Corp. inscr. lat. III. 2. S. 1024.

***) Mannert's Geographie VII. Bd., dem Forbiger gänzlich folgt.

†) Ergötzlich sind die Bemerkungen des Reisenden über den Ursprung dieser alten „gebauten" Strasse. Sie wird dem Hunnenführer Attila oder — einem ungarischen König zugeschrieben und soll von Ofen bis Constantinopel gereicht haben, von den Türken aber zum Baue ihrer Städte theilweise zerstört worden sein.

Die neue Trace bestrebte sich nur, die allzugefährlichsten Curven der zahlreichen Serpentinen zu beseitigen. Diese führen bald nach Uebersetzung des Mokraflüsschens auf den Crni-Vr und in das Defilé „Cingane Derven" (Zigeuner Engpass) mit Han und Blockhaus, „allwo man", wie die Relation des Grafen Virmond bemerkt, „eine Armee gar leicht wieder aretiren könnte." Die Berge sind an dieser Stelle beinahe ganz entwaldet. Die ganze Scenerie macht den Eindruck eines passenden Schauplatzes für „Helden der Strasse."

Kiepert entfernte die grosse Strasse irrig von Palanka auf Grundlage des Boué'schen Routiers. Boué versäumte nämlich zu bemerken, dass er von Palanka nach Pirot nicht auf der Poststrasse, sondern auf einem Nebenwege entlang der Nišava zog; wodurch sich die irrige Eintragung der ganzen Route zwischen Palanka und Pirot, und die Verlegung von Crnokliska von der Nišava an die Constantinopler Hauptstrasse auf Kiepert's Karte (1853) erklärt.

Von dem „Cingane Derven" senkt sich die Strasse strenge O.-W. abwärts und folgt den Höhen, welche das Belavagebirge gegen die Ebene von Pirot vorschiebt. Nach Boué's Schätzung, der, wie bemerkt, an des Belava nördlichen Gehängen hinzog, hätte es 790 M. Höhe und zeigt im Charakter sehr viel Analoges mit der Juragebirgsformation der Schweiz. Hinter Ponor beginnt sich der Thaleinschnitt, durch welchen die Strasse sich herabsenkt, zu erweitern. Gegenüber von Mali- und Veliki-Suvodol zeigt sich rechts eine Reihe stattlicher Dörfer, das wohlhabendste derselben scheint Blato zu sein. Es machte von der im Pariser Frieden errungenen Erlaubniss Gebrauch und baute sich eine nette Kirche. In dieser soll ein in einer benachbarten Ruine gefundener Inschriftstein eingemauert sein. Die Strasse nimmt hier kurz S.O., von dem Dorfe Gnilen aber bis Pirot strenge W. und erreicht nach vier Stunden, an dem Schloss Pirot's vorüber, diese von den Türken „Scharköi" und auch „Scheher-köi" genannte Stadt.

Bereits im Jahre 1868 habe ich den früheren kartographischen Darstellungen gegenüber die wenig von W.-O. abweichende Laufrichtung der Nišava und der grossen Constantinopler Strasse behauptet und in meine Karte eingetragen. Wie richtig meine Peilungen gewesen, wurde durch die jüngsten astronomischen Ortsbestimmungen von Niš, Bela-Palanka, Pirot etc. vollkommen constatirt. Diese nun feststehenden Positionen geben mit den russischen Fixirungen die nothwendigen Unterlagen für die Festlegung der wichtigsten topographischen Puncte. Wie dankenswerth und hochwichtig diese von dem k. k. Kriegsminister Baron von Kuhn angeordneten und von den tüchtigen k. k. Officieren Brüder Sterneck, Gjurkovich u. A. ausgeführten Arbeiten, dafür spricht, dass die serbische Grenze im Alexinacer und Knjaževacer Kreise um 1 ganze Meile nach Süden gerückt wurde, wodurch das Fürstenthum einen bisher ungeahnten Zuwachs an Flächeninhalt erhält.

Die Stadt Pirot wird von ihrem kleinen Castelle durch die von dem Dorfe

Turština herabkommende Bokludža getrennt. Nach Uebersetzung derselben gelangte ich in den christlichen Stadttheil, wo ich, auf eine Empfehlung des gastfreundlichen Arztes La Bruce von Niš*), in dem von zwei jungen Bulgaren hart an der Nišava unterhaltenen neuen Han die beste Aufnahme fand. Am nächsten Morgen eilte ich, dem Mudir und Medjlis des Städtchens mich vorzustellen. Ich erbat und erhielt die nothwendige Zaptiébegleitung, um die Feste, deren römischen Ursprung ich vermuthete, ohne Abenteuer besichtigen zu können.

Vierzehn Millien von Remisiana lag nach dem Itin. Ant. und Itin. Hieros. der nach der Peutinger'schen Tafel irrig 25 Millien entfernte befestigte Ort Torres. Es war die östlichste grössere Colonie in Moesia superior, welches die Höhen zwischen der Nišava und dem Isker von Thracien trennten. Die angeführten Maasse der beiden Itinerarien fallen mit ziemlicher, und nehmen wir in der Peut. Taf. den Schreibfehler 25 für 15 Millien an, mit vollkommener Genauigkeit auf das heutige Pirot. Der schon erwähnte Reisende Schweigger erzählt von Pirot, dessen türkischen Namen Scharköi er in „Scherdire“ verstümmelt: „Vor dem Dorf steht ein fein alt Castell in der eben unten am Berg, dabei sein etliche Wasserquellen, das Schloss hat fünff starcke Thürn, auf dem Berg sihet man viel alt Gemäuer, die innwohner zeigen an das alte Schloss unten am Berg sei von Türken gebaut als eine gegenwehr, weil sie das Schloss auf dem Berg nicht kunten gewinnen, welches aber schwerlich zu glauben, denn die Türken bauen nicht so herrliche Häuser als diess ist.“ Dieser Annahme widerspricht aber eine Angabe bei Hammer**). Nach dieser hätte es der Serbenfürst Lazar im Jahre 1390 durch seinen Feldherrn besetzen, Murad aber es hierauf durch Jaschibeg mit 10,000 Mann stürmen und schleifen lassen.

FZM. Graf Virmond***) fand in Pirot im Jahre 1719 eine Fahne Jenisseri als Besatzung des durch drei Kanonen vertheidigten Schlosses. Ueber dessen strategischen Werth meint er in der erwähnten Relation: „weile wegen des daran liegenden scharfen Felsens die Canons nicht wohl anzubringen, einer kleinen Corps diversion machen, es sei denn, dass man ein paar starke Mortiers dahin brächte, mit welchen, weil das Schloss sehr enge, man die Besatzung leicht herausjagen könnte, weile aber auch eine Strasse zwischen demselben und dem Gebirge rechter Hand vorbei gehet, kann es einer Armee gar nicht schaden; sondern leicht occupiret werden.“

In dem bald nach Graf Virmond's Reise ausgebrochenen Kriege zwischen Oesterreich und der Pforte (1737) scheint Marschall Seckendorff die Position Pirot's gleichfalls nicht sehr hoch angeschlagen zu haben. Der Kritiker jenes

*) Derselbe ist leider seither zu Plevna gestorben.

**) Hammer, Gesch. d. Osm. Reiches I, S. 205.

***) Graf Virmond's Relation. K. k. Kriegs-Archiv.

Feldzuges, Graf Schmettau*), schildert Pirot als eine sehr hübsche Stadt, aber das Schloss wäre enge, alt, ruinirt und von einem hohen Felsen dominirt. Man warf 60 Mann deutscher Infanterie hinein, um die serbischen Freischaaren zu ermuthigen, welche alle Defiléen zur Stadt und zum Schloss besetzt hatten. Noch im September desselben Jahres capitulirte es nach kurzer Belagerung. Sein Befehlshaber, der Partisan Betune, und die auf 40 Mann reducirte kaiserliche Besatzung erhielten freien Abzug nach Niš.

Der gegenwärtige Zustand des Schlosses von Pirot scheint sich seit Schweigger's Besuch im Jahre 1577 wenig verändert zu haben. Ich fand das von ihm geschilderte fünfthürmige Castell in einem für einen mittelalterlichen Bau ziemlich guten Zustande. Es ist auf einem Felsen erbaut, wie schon Graf Schmettau sagte, „klein und enge“, und sein militärischer Werth dürfte den Vertheidigungsanstalten, drei in einer Art Bastion nach der Bokludža-seite gerichteten kleinen Kanonen, vollkommen entsprechen. Seine jüngste bessere Instandsetzung und kleine Garnison von regulären Nizams, welche in niederen, an die Umfassungsmauern gelehnten Baracken casernirt, dürfte es wohl der grossen, der Pforte Besorgniss einflössenden Aufregung verdanken, welche Pirot's christliche Bevölkerung seit 1800 aus Anlass des bulgarisch-griechischen Kirchenstreites erfüllte. Auch der die Feste dominirende Berg, auf welchem noch im Jahre 1577 die Ruinen einer Burg sichtbar waren, wurde in letzterer Zeit durch ein Blockhaus und eine verpalissadirte Schanze zu erhöhter Vertheidigungsfähigkeit des Castells befestigt.



Altbulgarischer Grabstein.

Pirot's türkischer Stadttheil zählt neben einem Uhrthurme ein neues hübsches Kreisamtsgebäude und 5 bis 6 Moscheen. Bei Besichtigung der letzteren fand ich keine einzige irgend erhebliche Baute. Das christlich-bulgarische Viertel ist etwas besser gehalten und erhielt (1868) durch eine dreikuppelige neue Kirche einen stattlichen Mittelpunct, welcher jedoch wenig mit den kleinen Häusern, seinen schlechten Herbergen und dem bescheidenen Konak des Bischofs übereinstimmt. Archäologisches Interesse bot nur ein, allem Anscheine nach altbulgarischer Grabstein, der in einem nahen Dorfe gefunden wurde. Die Auffassung der dargestellten Personen erinnert an römische derartige Sculpturen, nicht so die höchst primitive Technik, welche, weit entfernt vom Basrelief, sich mit der

*) Graf Schmettau. Mémoires secrets

Eingravirung der Contouren begnügte. Der $0_{,79}$ M. lange, $0_{,32}$ M. breite Stein mahnte mich übrigens lebhaft an die altserbischen Grabsteine in der Kirche zu Pavlica am Ibar in Serbien, welche ich in meinem „Serbien" S. 211 näher geschildert und abgebildet habe.

Die bulgarisch-christliche Gemeinde Pirot's gehört seit Beginn der antigriechischen Bewegung zur nationalgesinnten Fortschrittspartei des Landes. Seit vielen Jahren befindet sie sich mit den ihr aus dem Fanar Constantinopels aufgenöthigten griechischen Bischöfen im Kampfe. Die Anklagen, welche gegen Antin, ihren vorletzten Bischof, im Jahre 1860 bei dem die traurigen bulgarischen Zustände untersuchenden Gross-Vezier Köprüslü erhoben wurden, übersteigen, was Zahl und Inhalt betrifft, alle Begriffe. Die Beschuldigungen konnten bis zur Evidenz erwiesen werden und der geistliche Verbrecher wurde zur Selbstreinigung in ein Kloster auf dem romantischen Athos verbannt. Nach zwei Jahren schon erschien er aber wieder in Constantinopel und wahrscheinlich dürfte er seither, nach Fanarbrauch, einen neuen Hirtensitz erhalten haben.

Sein Nachfolger Sofronija, den ich im Jahre 1864 persönlich kennen lernte, machte sich gleich bei seinem Amtsantritte durch ungerechtfertigte hohe Geldanforderungen bei seiner Gemeinde verhasst. Er flüchtete, um sich thätlichen Beleidigungen zu entziehen, in das nahe Kloster Sv. Jovan und konnte nur unter dem Schutze herbeicommandirten türkischen Militärs wiederkehren und in seiner Würde erhalten bleiben. Die Ignoranz dieses geistlichen griechischen Kirchenhirten in der bulgarischen Geschichte geht so weit, dass er mir allen Ernstes von einer slavischen Inschrift zu Sv. Jovan aus dem Jahre 750 erzählte. Er wusste also nicht, dass die Bulgaren sich erst im 9. Jahrhundert zum Christenthum bekehrt und gleichzeitig von ihrem Apostel Cyrill die nach ihm benannten ersten altbulgarischen Schriftzeichen, die „Cyrillica", empfangen hatten. Bei solch gröblicher Unwissenheit ist es begreiflich, dass ich im Verkehre mit dem würdigen Kirchenfürsten nicht die bescheidenste Aufklärung über etwaige archäologische Reste in der Umgebung der Stadt empfing und sehr unbefriedigt ihn und Pirot, wo ich so geringe Anregung gefunden hatte, ohne besonderen Schmerz baldmöglichst verliess.

III.

DURCH DAS TIMOK-QUELLENGEBIET

ZUM

„SVETI NIKOLA-BALKAN."

(I. Balkan-Passage.)

Von Pirot zurück nach Bela-Palanka. — Graf Virmond's Relation über das Nišava-Gebiet und unsere Karten. — Der apokryphe Zrni-Vrch. — Dichte Bevölkerung der an dessen Stelle tretenden Thäler. — Auf unseren Karten nicht ein Dorf, wo der Autor 98 Orte fand. — Seine vorbereitete Karte im Maassstabe 1 = 288,000. — Oberstl. v. Weiss, Oberst v. Scheda, Akademiker Blanqui und der fictive Zrni-Vrch. — Die neue Poststrasse. — Blockhaus Izvor, ein trefflicher Positionspunct. — Quellen des „Trgoviški Timoks." — Strassenverbindungspunct Berilovca. — Sein Kmet, ein Athospilger. — Strasse von Pirot über den Balkan. — Das Temskathal. — Cerovakaraula. — Charakter der Landschaft. — Die fictive Stadt Pirsnik. — Letztes Blockhaus Ravnobučve. — Die Benennungen der einzelnen Gebirge der Balkankette. — Die vom Autor „Sveti Nikola-Balkan" benannte Balkanpartie. — Die serbischen Grenzberge, deren Ausläufer.

Gern hätte ich bereits im Herbste des Jahres 1864 meine Reise auf der Niš-Constantinopler Strasse bis Sofia ausgedehnt. So interessant aber auch ein Besuch des historisch berühmten Serdica's gewesen wäre, musste ich doch von diesem absehen, da ich sonst kaum der anrückenden kalten Jahreszeit wegen die beabsichtigte Erforschung des Lom-Gebietes hätte durchführen können. Ich fuhr somit die bereits geschilderte Strecke von Pirot nach Bela-Palanka zurück; denn ich gedachte von dort aus, die durch Mithad Pascha neu angelegte, von der grossen Constantinopler Route abzweigende Verbindungsstrasse nach Vidin und Lom auf ihrem ganzen Laufe bis zur Donau zu verfolgen, das von ihr durchzogene ungekannte Balkangebiet näher zu erforschen und in Karte zu bringen.

Graf Virmond schilderte in seiner „Relation" aus dem Jahre 1781*) das Nišava-

*) K. und k. Kriegs-Archiv zu Wien.

Gebiet: „Was das Land von Nissa bis Sophia anbetrifft, so besteht dasselbe rechter Hand der Strasse bis Drogoman in lauter hohem Gebirge und Wald, welches aber dennoch in Thälern mit Christen bewohnt, und befindet sich von Nissa bis Pirot das sehr hohe Gebirge, in lauter Felsen bestehend, bei Drogoman wendet sich das Gebirge von der Strasse etwas rechter Hand ab, und ist oben meist kahl, linker Hand der Strasse aber gehet das mit Wald bewachsene Gebirge nur bis Pirot, allwo sich das Stara-Planina oder alte Gebirge anfängt und bis gegen Constantinopel geht, besteht aber in puren todten Felsen so ganz kahl, woher es auch den Namen haben mag, unten in den Gründen der Felsen aber, und bis auf die Hälfte hinauf, sind die schönsten Felder, Wiesen, Weinberge und Waldungen, daher es auch, wie dasige Bauern selbst sagen, durchgehends stark soll bewohnt sein."

Wie wenig stimmte, als ich im Jahre 1864 diesen Theil der Balkankette bereiste, die traditionelle Darstellung des Nišava-Gebietes unserer Karten mit dem Virmond'schen Croquis überein, das ich später in allgemeinen Zügen ganz getreu entworfen fand. Auf allen unseren bisherigen Karten — mit Ausnahme von Kiepert's neuester Karte (1871), welche hier auf den ihm von mir mitgetheilten Routiers beruht; dann der Karte in Stieler's Hand-Atlas, welche ich auf Dr. Petermann's Wunsch corrigirte — ziehen am rechten Nišavaufer von einem „Zrni-Vrch" genannten Massengebirge jähe Steilmauern herab, welche zwischen Pirot und Bela-Palanka kaum für eine menschliche Ansiedlung Raum geben, und wirklich ist auf Kiepert's älterer Karte (1853) entlang der ganzen Lauflänge des Flusses zwischen Caribrod und Sikje, — ein Ort, der, nebenbei bemerkt, gar nicht existirt — also auf einer 8 Meilen langen Strecke am unmittelbaren Rande beider Ufer der Nišava auch nicht eine Ortschaft angegeben und ebenso unbewohnt erscheint dort das ganze benachbarte, von ihr durchflossene Territorium mit einem Flächeninhalte von etwa 20 □Meilen.

Graf Virmond war aber durchaus nicht falsch berichtet worden, als ihm die Bevölkerung der Nišavagelände ziemlich dicht geschildert wurde; denn ich hatte auf dem fraglichen Gebiete nicht weniger als 98 verschiedene Orte in Karte zu bringen — wo, wie schon bemerkt, unsere besten Karten nicht einen anzuführen wussten!

Wie sehr wir bis zuletzt aber über die Configuration und Topographie der gesammten westlichen Balkankette im Unklaren gewesen waren, wird erst klar hervorgehen, sobald ich die aus meinen letztjährigen Forschungsreisen resultirende, vom Timok bis zum Cap Emineh, im Maassstabe 1 = 288,000 reichende Karte zu veröffentlichen in der Lage sein werde.

Der „Zrni Vrch", jene riesige Bergbarrikade, welche dem Nišavagebiete auf unseren Karten den Stempel trostloser Sterilität aufdrückt, gehört also ganz

einfach zu all den fictiven kartographischen Gebilden, an welchen die Karte der Türkei leider selbst heute noch so reich ist und wohl noch einige Zeit bleiben wird. Auf der Karte des k. österr. Oberstl. v. Weiss vom Jahre 1829 trat der „Zrni Vrch" unerklärlicherweise zum ersten Male in scharf ausgeprägter Gestalt auf und seitdem zeigten ihn alle Karten der europäischen Türkei, bis auf die neueste Karte des k. österr. Oberst v. Scheda herab. Oberst v. Scheda gab dem fabulosen Massengebirge, unbekannt nach welchen Quellen, sogar noch den zweiten Namen „Tori-Stara-Planina"!

Schon Ami Boué*) fügte vor 35 Jahren ein Fragezeichen zu dem Weiss'schen „Zrni-Vrch", liess das Gebirge selbst jedoch fortbestehen. Er vermochte sich wahrscheinlich nicht besser über dasselbe zu orientiren, da er hier nicht von der grossen Heerstrasse abbog. Blanqui**), der französische Akademiker, welcher die Route von Belogradčik nach Pirot im Jahre 1841 zurücklegte, hatte aber, wie schon Kiepert in der „Erläuterung" zu seiner Karte bemerkte, auch nicht die geringsten kartographischen Daten für das durchzogene Terrain geliefert.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich alle die grossen Irrthümer berühren, welche der „Zrni-Vrch" als apokryphe Fortsetzung der Balkankette auf allen unsern Karten veranlasste. Ich verweise diessfalls auf eine Vergleichung von Kiepert's Karte (1853) oder jener v. Scheda's mit meiner Darstellung dieses Gebietes. Ich will nur bemerken, dass beispielsweise die Quellen des Timoks durch den fabulosen „Zrni-Vrch" aus den südlichen in die nördlichen Vorberge des Balkans hart neben die Quellen des Loms verlegt wurden, was eine vollkommene Verrückung der natürlichen Wasserscheide verursachte. Bestände ferner der „Zrni-Vrch" wirklich als riesige Barrikade in jener Ausdehnung und Höhe an der Stelle, welche ihm Oberst v. Scheda nach der Weiss'schen Karte einräumte, so hätte die neu angelegte Poststrasse von Niš nach der Donau unmittelbar nach ihrer Abzweigung von Ak-Palanka mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und wäre wahrscheinlich unmöglich geworden. So zieht sie aber, nachdem sie hinter Ak-Palanka die Nišavaebene in streng nördlicher Richtung durchschnitten hat, mit einer kurzen Abbiegung von N. 60 O. weiter über die sanft ansteigenden Höhen, welche die das serbische Timokgebiet südwestlich umrandenden Grenzberge und der Sveti Nikola-Balkan gegen die Nišava vorschieben und in deren fruchtbaren Thälern zahlreiche kleine, diesem Flusse und dem Timok zufliessende Quelladern die Ansiedlung vieler bulgarischer Orte begünstigt haben.

Nachdem die neue Poststrasse das Hochplateau der Babina-Glava bei dem gleichnamigen kreisförmig angelegten Blockhause erreicht hat, übersetzt sie auf

*) Boué, La Turquie d'Europe I. 151. 1840.

**) Voyage en Bulgarie. 1841.

gut gezimmerten Brücken die beiden, von der Babina herabkommenden Quellen des Sverljički Timoks und bleibt bis zur ersten Poststation, Blockhaus Miranovska, auf dessen rechtem Ufer.

Eine Viertelstunde von der Karaula Miranovska entfernt, befindet sich die serbische Grenzquarantaine Pandiralo, von welcher eine in letzterer Zeit verbesserte Strasse über die Tressi-Baba nach der südserbischen Kreisstadt Knjaževac führt. Bei Pandiralo fliesst der Timok durch ein an Petrefacten reiches Kalkgebirge etwa 500° unterirdisch fort. Einige von mir mitgenommene Petrefactenproben sind nach der Bestimmung der k. k. geol. Reichsanstalt*): Korallenreste, welche in der Erhaltungsweise an jene von Castell Gomberto erinnern und den Gattungen Stylocoenia und Rhabdophyllia zugehören. Dieselben dürften auch einer oder der anderen der in jenem Obereocänen Niveau vorkommenden Arten entsprechen und deuten jedenfalls auf das Vorkommen der oberen Eocänformation bei Pandiralo hin.

Von der Poststation Miranovska zieht sich die Strasse in mehreren Curven aufwärts zu der, einen prachtvollen Ausblick gewährenden Karaula Izvor. Gegen NW. eröffnet sich hier, über die nahe Quarantaine Pandiralo weg, ein prächtiges Vogelschaubild auf das südöstliche Serbien, welches die Rtanjpyramide durch ihre scharfen Profile beherrscht. Gegen NO. erblickt man aber den langgestreckten Rücken des Sveti Nikola-Balkans in seiner ganzen Ausdehnung bis weit über das serbische Gebirge „Ivanova Livada", das einen Ausläufer desselben bildet. Ich vermochte von hier aus den Lauf der Querthäler bis zur Einsattlung des Sveti Nikolapasses, welcher die Verbindung zwischen dem Timok- und Lomgebiet vermittelt, zu verfolgen.

Die Anhöhe, auf welcher das Blockhaus Izvor steht und die, alten Mauerresten nach zu urtheilen, einst eine antike Befestigung trug, wird bei der künftigen trigonometrischen Aufnahme Nordbulgariens, eine der wichtigsten Stationen bilden. Ich glaubte sie desshalb auch ganz besonders unter den Puncten hervorheben zu müssen, welche ich Herrn Dr. Ami Boué**) in dieser Richtung bezeichnete. Ich benützte die überaus günstig gelegene Höhe zur Aufnahme des grossen Profiles des Sveti Nikola-Balkanstockes und zu Peilungen seiner wichtigsten Spitzen. Unter diesen verdient hier der „Babin-Zub" (Grossmutter-Zahn) wegen seines, einer vielzinnigen Burg gleichenden Gipfels, dann ein niedriger Vorberg „Crni Vr", welcher höchst wahrscheinlich zu dem apokryphen gleichnamigen Massengebirge unserer Karten Anlass gegeben hat, besondere Erwähnung.

Von der Karaula Izvor durchzieht die Strasse zunächst das Thal des gleich-

*) Verhandlungen 1868. No. 16.

**) Beiträge zur Erleichterung einer geogr. Aufnahme d. europ. Türkei. Band LV. Sitzungsberichte der k. Akad. d. Wissensch. Wien, 1867.

namigen Dorfes, das sich durch seine wohlgebauten Obst-, Gemüse- und Blumengärten auszeichnet. Hier entspringt eine der Hauptquelladern des „Trgoviški Timoks“, wie denn auch der Ortsname Izvor sowohl im Bulgarischen als Serbischen: Quelle oder Ursprung bedeutet. Nach Vereinigung mit der aus einem südlichen Seitenthale herabkommenden Šugrinska rjeka nimmt die Izvorska und mit ihr die am Bachrande hinlaufende Strasse eine scharfe Wendung NO. — N. und beide treten nach etwa 20 Minuten in ein kurzes, enges Fels-Defilé, aus dem man wie durch ein Thor in das weitgeöffnete Kalnathal gelangt. Unmittelbar bei dem am Ausgange des Felsdefilé's postirten Blockhause Kalna vereinigt sich die Izvorska mit der von Ravnobučve herabkommenden zweiten Hauptquellader des Trgoviški-Timoks. Nach kurzem Lauf im schönen Kalnathale verlässt der sodann bereits ziemlich starke Timok den bulgarischen Boden, um bei der Grenz-Karaula Korenatac in Serbien einzutreten.

Von Kalna geht die Balkanstrasse mit häufigen Krümmungen, im Ganzen jedoch NO. haltend, nach der zweiten Poststation Berilovca. Es ist ein ziemlich wohlgebauter Ort mit einem kleinen Blockhause, dessen Commandant mich im Jahre 1864 gastfreundlich beherbergte.

Als ich im Herbste 1870, vom Sveti Nikolapass herabkommend, auf meiner Reise nach Pirot Berilovca zum zweiten Mal passirte, fand ich es durch ein nettes Kirchlein verschönt, das von zwei wohlhabenden Insassen des Dorfes, den Brüdern Kira und Mino Tošović, gestiftet worden war. Ich übernachtete im Hause Kira's, welcher bereits mit 16 Jahren sich verheirathet hatte und die Ehrenstelle des Čorbaši zu Berilovca bekleidete. Als ich das bescheidene Häuschen betrat, hätte ich kaum gedacht, dass sein kirchenfreundlicher Besitzer zur Reihe der hochgeachteten „Hadži“ zähle. Nichts verrieth, dass der Mann ein gut Stück Welt gesehen und dass er eine Pilgerreise nach dem h. Athos vollbracht habe. „Gott sei gepriesen, jetzt besitzen wir eine Kirche. Ihr habt Recht, jetzt wollen wir auch nach einer Schule trachten, damit unsere Kinder nicht so roh wie wir aufwachsen!“ meinte der intelligente Čorbaši, dem ich manch werthvolle Aufschlüsse über die Form türkischer Steuererhebung verdankte, welche bekanntlich mehr als die Steuerhöhe selbst die türkische Administration bei dem Landvolke so verhasst macht.

Berilovca dürfte sich bald eines höheren Aufschwungs erfreuen. Es bildet nämlich die Gabelpunct-Station der von Pirot und Niš über den Balkan nach der Donau führenden neuen Poststrassen. Wie wir gesehen, zweigt sich jene von Niš bei Bela-Palanka ab; während die von Pirot direct durch das Temskathal geht. Durch die vor fünf Jahren vollendete directe Strasse von Pirot nach dem Balkan hat die Pforte einen grossen commerzialen und sehr wichtigen militärischen Vortheil gewonnen. Diese Strassenlinie stellt nicht nur die dritte zeitver-

kürzende Seite des von den Puncten Pirot, Bela-Palanka und Karaul Janja gebildeten Dreiecks dar, sondern ist auch für Cavallerie und Artillerie weit praktikabler, als der Strassenzug, welchen wir soeben von Bela-Palanka bis Berilovca verfolgten, wie dies ein Blick auf die Karte und die folgende kurze Schilderung der Piroter Verbindungsstrasse zeigen dürfte.

Hat man das christliche Bazarviertel zu Pirot mit seiner weithin sichtbaren dreikuppeligen Kirche im Rücken, so führt die Strasse zwischen Wein bepflanzten Höhen auf dem rechten Nišavaufer, bis nahe zur Mündung des Temskaflüsschens, in dessen Thal einige steil tracirte Serpentinen hinüberführen.

Die Eintragung des bedeutenden Temskathales in die Karte blieb mir vorbehalten. Bis zum Jahre 1871 hatte man keine Ahnung von dessen Existenz und ich selbst lernte 1870 nur den westlichsten Theil des schönen Thallaufes kennen. Natürlich überraschte er mich nicht weniger als das grosse und wohlhabende gleichnamige Dorf Temska, dessen Häuser grösstentheils mit Schiefer gedeckt sind. Lagen sie doch auf der Stelle, welche auf unseren besten Karten der bereits erwähnte riesige „Zrni-Vrch" einnahm! Von der Temskabrücke am östlichen Dorfende geniesst man einen prächtigen Ausblick in das romantische Defilé, dem das Flüsschen bereits in ansehnlicher Stärke und mächtig ankämpfend gegen die es einzwängenden Felsen entfliesst; ferner auf die kahlen Vorhöhen des Sveti Nikola-Balkans, welche im Volksmunde „zagora" genannt werden.

Auf meine Erkundigungen nach den Quellen der Temska erhielt ich sehr verwirrende Auskünfte. Dies veranlasste mich im Jahre 1871 persönlich ihren Lauf zu verfolgen. Ich wurde für die mühevollen Touren nicht wenig belohnt. Sie zeigte sich noch weit bedeutender, als ich vermuthete. Ja ich fand eines der am dichtesten bewohnten Thäler des Balkans; denn ich hatte nicht weniger als 33 Dörfer und 3 Klöster in Karte zu bringen. Dies mag vorläufig genügen. Im Verlaufe dieses Werkes wird noch von anderen überraschenden Ergebnissen meiner Balkanreise die Sprache sein.

Nach Ueberschreitung der Temskabrücke gelangt man an zwei, Piročaner Türken gehörende Tschiftliks mit schönen Weingärten, welche einen anmuthigen Gegensatz zur wilden Kalkfelsscenerie des Flussufers bilden, ½ Stunde später folgt an einem kleinen Zuflusse der Temska das nette Dorf Cerova, und bald darauf gewinnt die Strasse die gleichnamige Cerovahöhe, mit einer zu grösserer Sicherheit der Postroute erbauten Karaula. Dieser vorzügliche „Lug aus" und Peilungspunct markirt die Wasserscheide zwischen der Nišava und dem Timok. Unmittelbar von der mässigen Höhe abwärts nimmt die landschaftliche Physiognomie einen rauheren Charakter an. Ein kleiner Wildbach rauscht der bereits erwähnten (S. 183), einem östlichen Seitenthale entströmenden und die Orte Milkovce und Šugrin berührenden Šugrinska rjeka entgegen. Dieser Bach be-

reitete durch seinen wilden Lauf dem Strassenbau nicht geringe Schwierigkeiten. Die Trace wechselt bald rechts, bald links auf netten Holzbrücken seine Ufer. Ein sehr pittoreskes Bild bietet eine Mühle und Wasserfall gegenüber dem Dorfe Stanjanci. Es bleibt das einzige von Cerova bis zum Felsenthore von Kalna, das ich bereits geschildert. Kurz vor diesem Engdefilé fliesst die Šugrinska mit der Izvorska zusammen und hier geht auch die Strasse von Pirot auf den älteren, von Bela Palanka kommenden Hauptstrang über, der über Karaula Kalna zur gemeinsamen Poststation Berilovca führt.

Zwischen hohen Bergrücken zieht die Strasse von Berilovca hart am Ravnobućvebache, dessen beide Ufer oft wechselnd, aufwärts zur in Rundform erbauten Karaula Janja. Bei dem gleichnamigen Dorfe tritt die Strasse bleibend auf das rechte Ufer des Baches über, um bei fortwährender, oft sehr starker Steigung in grossen Curven die hochliegende Karaula und dritte Poststation Ravnobućve zu gewinnen.

Der Charakter der ganzen letzten Wegstrecke ist steril. Die Gebirge sind grösstentheils nackt, die Wasserzuflüsse spärlich, die Ansiedlungen meistens von Hirten bewohnt und in hohem Grade ärmlich. Die Wohngebäude haben hier das Aussehen etwas vergrösserter Koliba's (Fruchtspeicher). Sie bestehen aus Rohrgeflecht, sind mit Stroh gedeckt und der Maler würde hier jedenfalls erfreulichere Motive zu Studien als der Volkswirth finden.

Mit dieser ärmlichen Hirten-Niederlassung hatte ich den nordöstlichsten Punct des Timokquellengebietes erreicht, das bisher auf unseren Karten so fälschlich dargestellt worden war. An der Stelle des ärmlichen Dörfchens Ravnobućve zeigten sie eine Stadt Isnebol, ein Name, welcher in dieser Balkanregion, so viel ich auch nach ihm fragte, ungekannt ist. Gänzlich fictiv, war er zudem hier der einzige unserer Karten, auf dem mehrere □Meilen umfassenden, ziemlich bevölkerten bulgarischen Timok-Gebiete. Auch Dr. Ami Boué erwähnt oft dieser nicht existirenden Stadt in seinen Werken und zuletzt noch in einer Abhandlung*) über Dr. Kiko's handschriftliche Karte des Knjaževacer Kreises, welche ich meinem gelehrten Freunde als Curiosum mitgetheilt hatte. Erst im Herbste 1868 sollte ich in Rusčuk durch eifriges Forschen am Sitze der Regierung des „Tuna-Vilajets" erfahren, dass Isnebol der türkische Name des bulgarischen Städtchens Trn-Palanka sei. Es ist der Sitz eines Kaimakams und Bischofs und liegt westlich von Sofia. Wie hatte sich aber diese Stadt auf unseren Karten, von der bulgarischen Morava so weit nach Norden in die wilden Schluchten des Balkans und an die Quellen des Timoks verirrt?

Vom Blockhause Ravnobućve fuhr ich nach dort genommenen Profil-Aufnahmen und Peilungen die zahlreichen Serpentinen hinan, es sind deren wohl

*) Ueber die neuen Karten u. s. w. XLIX. Bd. Sitzungsber. der k. Akad. d. Wissensch. Wien, 1861.

über 30, in welchen die theilweise sehr steil tracirte Strasse den Sveti Nikolasattel zu erklimmen sucht. Es bedurfte noch einer grossen Kraftanstrengung unserer armen Thiere und wir standen glücklich auf der Höhe des ersehnten Balkanpasses.

Die ganze, vom schwarzen Meere bis nach Serbien streichende grosse Gebirgskette wird von den Türken „Hodža-Balkan" (Haupt-Gebirge) und von den Bulgaren „Stara Planina" (Alt-Gebirge) genannt. Die Hauptpartien dieser wichtigen, den classischen Namen „Hämus" tragenden Kette haben von den Anwohnern im Laufe der Zeit nach hervorragenden Pässen, Städten u. s. w. besondere Eigennamen erhalten, welche theilweise auch auf unseren Karten Eingang, leider aber nicht immer am richtigen Platze fanden und zu welchen sich andere, an Ort und Stelle gänzlich unbekannte Bezeichnungen, wie z. B. „Tori-Stara-Planina", „Sumughu-Balkan" u. A. gesellten. Ich werde die bezüglichen Irrthümer in der bisherigen orographischen Detail-Nomenclatur der Balkankette bei der Schilderung ihrer einzelnen Partien berichtigen und mich hier auf die fest in sich abgeschlossene westlichste Partie des Balkans beschränken, welche das Quellengebiet des Loms und Timoks und theilweise auch des Flüsschens Temska bildet. Nach meinen sorgfältigsten Umfragen in den Jahren 1864, 1868 und 1870, in welchen ich den „Sveti Nikola"-Pass wiederholt überschritt, vermochte ich dies- und jenseits dieser Balkanpartie keine speciellere Bezeichnung für dieselbe in Erfahrung zu bringen und desshalb habe ich sie nach ihrem, im ganzen westlichen Bulgarien allgemein gekannten Hauptpasse als „Sveti Nikola-Balkan" charakterisirt, welcher Name bereits auch von Professor Kiepert in seiner neuesten Ausgabe der Karte der europäischen Türkei (1871) adoptirt wurde.

Schon die Peutinger'sche Tafel, welche auf die Orographie nur geringe Rücksicht nimmt, zeichnete diesen Theil des Haemus als ein besonderes Gebirge in ihrer primitiven Weise aus, lässt von demselben den Almus (Lom) zur gleichnamigen Stadt Almus (dem heutigen Lom-Palanka) hinabfliessen und ihn bei dieser Mansion in den Danubius (Donau) einmünden.

Ich glaube daher hoffen zu dürfen, dass unsere Kartographen dem von Prof. Kiepert gegebenen Beispiele folgen und den von mir in Karte gebrachten Specialnamen „Sveti Nikola-Balkan" für die in Frage stehende wichtige Partie der Balkankette aus den vorstehend erörterten Ursachen allgemein annehmen werden.

Der „Sveti Nikola-Balkan" tritt südöstlich mit dem „Berkovica-Balkan" durch die in leicht gekrümmter Wellenlinie streichende Einsattlung und Passhöhe von Ciporovica in Verbindung und bildet durch seine nordwestliche Abdachung die Grenze zwischen dem serbischen Knjaževacer Kreise und dem türkischen Paschalik Vidin. Diese allmälig sich ermässigenden Ausläufer des „Sveti Nikola-Balkans" wurden auf unseren Karten irrig bisher mit dem Generalnamen



SVETI NIKOLAPASS UND TIMOKTHAL BEI RAVNOBUĆVE.

„Vratarnica-Planina“ charakterisirt. Mir gelang es nicht, eine allgemeine Bezeichnung für diese, in sanft gekrümmter Linie NWN. streichenden Berge in Erfahrung zu bringen. „Vratarnica-Planina“ heisst aber jedenfalls nur das mässig hohe Plateau bei Vratarnica in Serbien, in dem südlich von diesem Dorfe der gleichnamige Pass von hoher strategischer Bedeutung eingeschnitten ist, der im österreichisch-türkischen Kriege (1837) unter dem Namen „Passo Augusto“ durch die Aufreibung vieler Hunderte tapferer kaiserlicher Krieger eine traurige Berühmtheit erhielt *).

Der höchste Punct der serbisch-bulgarischen Grenzberge, die „Ivanova Livada“ markirt bei der gleichnamigen serbischen Karaula die grösste Breite des Knjaževacer Kreises nach Osten. Sie hat nach Melenković **) 1106 M., nach einer Schätzung des Belgrader Professors Pančić aber eine Höhe von nur etwa 950 Meter. Dieser Grenzpunct dürfte zufolge der jüngsten astronomischen Bestimmung des Dorfes Čupren etwas westlicher als auf unsern Karten fallen. Einige andere Details über diese serbisch-bulgarischen Grenzberge werde ich bei Berührung der Arčerquellen nachholen.

*) Kanitz, Serbien S. 312.
**) Karte von Serbien, 1851.

IV.

DURCH DAS LOMGEBIET ZUR DONAU.

Sedimentär- und krystallinische Region des Timokthales. — Passhöhe. — Keine Kirche Sv. Nikola. — Grosses Beklemeh. — Verschiedene Bestimmung der Karaule in der Türkei und Serbien. — Räuberthum und Gensd'armen. — Die Zaptié's aus den Gefilden Albaniens. — Der Gensd'arm der eigentliche Regent. — Weites Panorama nach SW. und NO. — Vegetation. — Abwärts nach Čupren. — Irrige Darstellung der Lomquellen. — Theilung der Strasse nach Lom und Vidin. — Der Han von Falkovce, ein prächtiger Aussichtspunct. — Die in Wirklichkeit nicht vorhandenen Städte unserer Karten. — Die ehemalige Bischofsstadt Drinovac. — Tataren, Tscherkessen und emigrirte Bulgaren am Lomflusse. — Owen Stanley's „Penpits" und Edward Brown's „Troglodyten". — Eine Mahnung für Archäologen. — Aufblühen Lom-Palanka's. — Einfluss des Postverkehrs und dessen Einrichtung. — Dampfschifffahrt. — Das Almus der Peutinger'schen Tafel. — Lom's Castrum, römische Inschriften, die Leg. I. Italia und sonstige antike Funde. — Der römische Donaulimes und seine Castelle.

Aus der Region der Sedimentärgebilde und tertiären Formationen des Timokthales hatten wir uns allmälig in die krystallinische Zone erhoben. Der Sattel des Sveti Nikolapasses und seine nächste gegen Serbien hinstreichende Abdachung constituiren sich aus dioritischen und piazitreichen quarzitischen Schiefergesteinen; ferner aus einem Amphibol-Andesit mit dunkler, fast schwarzer Hornblende, verwitterten grünlichen Feldspathausscheidungen und einer dunkelviolettgrauen felsitischen Grundmasse. Dieser Andesit besitzt grosse Aehnlichkeit mit dem von Breithaupt als „Tymazit" beschriebenen Trachyt von den Ufern des serbischen Mali Timoks *).

Während die südlichen kahlen Gehänge des Sveti Nikola-Balkans und seiner Ausläufer ein verwittertes, durch die grau-grünliche Farbe gesteigertes untröstliches Aussehen erhalten, sind seine nördlichen Abhänge mit einer prachtvollen Vegetation von Buchen und Eichen bestanden. In den höheren Partien walten Coniferen vor. Die höchsten Gipfel sind jedoch nackt und gewöhnlich

*) Bestimmung der von mir vom „Sveti Nikola" mitgebrachten Gesteinsarten in: Verhandl. der k. k. geol. Reichsanstalt. 1868. No. 26.

schon Anfangs October mit Schnee bedeckt. Die Höhe des Passes beträgt nach meinen Messungen 1384 Meter und jene des Gipfels mit 300 Meter höher angenommen, dürfte nicht überschätzt sein.

Auf der Passhöhe des Sveti Nikola-Balkans, welcher die Wasserscheide zwischen den Timok- und den Lomquellen bildet, trat mir nicht nach einer allgemein in Serbien verbreiteten Annahme ein Kloster Sveti-Nikola, sondern eine riesige Karaula mit einer Poststation entgegen. Es ist derselbe Punct, welchen Blanqui *) „eine schreckliche Mördergrube, besäet mit Gräbern ermordeter Leute" nennt. Seit den 35 Jahren, welche über den Besuch des französischen Akademikers hingegangen, sind die Grabhügel meistens eingesunken und die Kreuze bis auf ein einziges Steinkreuz, „Sveti Nikolske-Krst" genannt, verschwunden. Es ist dasselbe Kreuz, welches der Tradition nach dem Passe seinen Namen gegeben haben soll. Die grosse Unsicherheit des, wie Blanqui erzählt, „mühsam zu erklimmenden Saumpfades" scheint aber trotz dessen nunmehriger Umwandlung in eine $9_{,05}$ M. breite Poststrasse, begünstigt durch den dichten Wald und die nahe serbische Grenze, welche den Räubern Schutz bietet, permanent geblieben zu sein. Wenige Wochen vor meinem letzten Besuche hatte die 10 Mann starke Karaulabesatzung unter ihrem alten Buljukbascha einen harten Kampf mit wegelagernden Gesellen bestanden, welche es oft so schlimm treiben, dass die türkischen und serbischen Behörden gemeinsam Jagd auf dieselben zu machen genöthigt sind.

Die Errichtung der zahlreichen Karaule entlang der Poststrassen von Niš und Pirot nach Lom und Vidin ist also hinlänglich motivirt und die Ansiedlung der beutelustigen Tscherkessen in diesen Gegenden dürfte die vielen Gründe für deren kostspielige Erhaltung nur vermehrt haben. Sämmtliche Blockhäuser sind neu, fest gebaut und abwechselnd als breite Rundthürme, aus deren Parterre im Innern eine Wendeltreppe nach dem mit zahlreichen Schiessscharten versehenen ersten Stockwerk führt, oder in quadratischer Form mit vier rundthürmigen Aussprüngen an den Ecken und gleichfalls mit einem zur Vertheidigung eingerichteten Stockwerk construirt.

Von diesen Formen weicht jedoch der Grundriss der neuen grossen Karaula auf der Höhe des Sveti Nikolapasses ab, welche im Herbste 1870 während meiner Anwesenheit ihrer Vollendung entgegenschritt. Die Karaula zeigt ein Rechteck, an dessen Winkeln quadratische thurmartige Vorsprünge mit Schiessscharten je immer eine Seite bestreichen. Zur Herstellung dieses Blockhauses waren Hunderte christlicher Bauern aus vielen Meilen weit entfernten Dörfern aufgeboten worden. Ich begegnete ganzen Karavanen, darunter auch Greisen und Frauen, welche, mit Proviant in Säcken auf dem Rücken, den weiten Weg nach der Höhe

*) Voyage en Bulgarie. 1841.

machten; auf welcher sie im schlimmsten Wetter, ohne Obdach und ohne jede Entschädigung unter schwerer Arbeit mehrere Tage und Nächte zu verbringen hatten. Ist die neue Karaula bezogen, dann soll die alte, etwas baufällige, in einen Han für Reisende, mit Stallungen für Postpferde, verwandelt werden.

Während die serbischen „Karaule" (Blockhäuser) neben der Respectirung der polizeilich-fiscalischen Vorschriften namentlich die Herstellung eines gesicherten Sanitätscordons zum Zwecke haben, entfällt diese letzte hochwichtige Bestimmung bei den türkischen „Beklemeh's" (Karaule), da die sanitätspolizeilichen Vorschriften gleich den meisten europäischen Einrichtungen des „kranken Mannes" grösstentheils nur auf dem Papiere stehen. Die türkischen Blockhäuser sind vielmehr dazu bestimmt, einerseits die christliche Bevölkerung und andererseits das stark um sich greifende Bandenwesen in Schach zu halten; desshalb liegt auch, ganz abgesehen von jenen auf den eigentlichen Grenzlinien, näher und entfernter von denselben, tief in's Land hinein und durch dasselbe zerstreut, gewöhnlich auf hochliegenden, die Dörfer der Rajah dominirenden Puncten, eine ganz respectable Zahl von Beklemeh's. Sie sind viel fester als die serbischen Blockhäuser, meistens aus Stein gebaut und in ihrer Form den kleinen Castellen St. Trinita, Klobuk u. A. in der Bocca di Cattaro ähnlich, durch welche Oesterreich das wilde Volk der Crnagora im Zaume zu halten sucht. Ein Brunnen und ein Brotbackofen befindet sich fast immer innerhalb des etwas unregelmässigen Palissadenzaunes, der sie umgiebt; doch fehlt ihnen ein eigentlicher Wall und Graben.

Der Dienst in den türkischen Beklemeh's wurde früher ausschliesslich durch irreguläre Milizen, durch die berüchtigten Baschibozuk's versehen. In diesen kleinen Forts war und ist selbst jetzt selten etwas von der grossen Reinlichkeit und dem ordonnanzmässigen Wesen zu finden, das oft in den türkischen Kasernen der Nizam's angenehm überrascht. An den Wänden laufen gewöhnlich niedere, unreinlich aussehende Pritschen umher. Auf der ebenso unsauber gehaltenen Feuerstelle befindet sich stets der zur Bereitung des dem Zaptie unentbehrlichen Mokkatrankes nothwendige Apparat. Sattel und Riemzeug ruhen in irgend einer Ecke, der reiche, mit glänzendem Metall und bunten, gewöhnlich rothen Troddeln geschmückte Zaum hängt an der Mauer, daneben Flinte, Handschar und Pistolen, der Stolz und die Freude des Zaptie's, der kostbare Waffenschmuck, dessen Besitz ihn zum Herrn, dessen Mangel den Christen zum Rajah macht.

In einem Gemache des oberen Stockwerkes, das durch zwei Schiessscharten etwas mehr Licht empfängt, fand ich einen Sohn aus dem albanesischen Gebiete der Toplica, auf untergeschlagenen Beinen. Er putzte seine Waffen, um die ihn manche occidentale Sammlung beneiden könnte. Mit Stolz reichte er mir seinen Handschar zu näherer Besichtigung. Es war eine lange, prächtige Klinge mit

reichen Gravirungen rhythmisch sich durchschlingenden Blattwerks, im maurischen Style. Ein reich ornamentirter Streif von getriebenem Silber bedeckte die Fuge zwischen Klinge und Kante des elfenbeinernen, reich mit Türkisen besetzten Griffes. Das Messer ist ein Erbstück meines Vaters, sagte mir der Zaptie in gebrochenem Bulgarisch. Dabei deutete er auf die blutigen Schriftzeichen, welche von der inhaltsreichen Vergangenheit des Handschars erzählten. Dabei lächelte er. Vielleicht hatte die Klinge schon die grausigen Bausteine zur Nišaer Schädelthurm-Hekatombe 1809 mit abgemäht! — Höchst wahrscheinlich dürfte sie aber im Jahre 1841 zur „Pacification“ des durch unerhörte Steuerbelastung bis zur tiefsten Erbitterung aufgeregten Bulgarenvolkes beigetragen haben. Damals erwarben sich die bis zur Morava vorgedrungenen albanesischen Keiltriebe die höchsten Verdienste um die Pforte. In Schwärmen aufgelöst, durchzogen sie sengend, plündernd und mordend das Land. Der Jammer und das Wehklagen der ihres Herdes, ihrer Väter, Männer und Söhne beraubten Frauen und Kinder vereinigte sich zu einem fürchterlichen Nothschrei, der selbst das gegen die Leiden der Christen in der Türkei damals sehr apathische, von seinem Griechenrausche längst ernüchterte Westeuropa erschütterte!

Südlich von Montenegro bis zum Norden Griechenlands zieht sich das langgestreckte Steilland Albanien längs dem adriatischen Meeressaume hin. In seinen Bergen herrscht noch heute ein Stamm- und Clanwesen, wie es im Mittelalter in Schottland blühte, und gleich stark die Blutrache, wie sie noch vor einem Decennium Korsika decimirte. Kampf und Beutelust sind die charakteristischen Eigenschaften des Albanesen. Er ist der alte Schweizer der Türkei. „Als ein Knab der Waffen und des Adels Kind“ ist das Kriegshandwerk seine Lust und die politisch-militärischen Einrichtungen des Landes begünstigen seinen ungezügelten Hang nach blutigen Abenteuern. Während die raublustigen Horden Thessaliens aber sonst nur am schwarzen Drin und Ohridasee ihr Müthchen kühlen konnten, geschah dies nun unter der Autorität des Sultans im Herzen seiner reichsten christlichen Provinz, in Bulgarien.

Wir besitzen ein höchst werthvolles Memoire aus jener Zeit, von dem durch Guizot in besonderer Mission nach Bulgarien entsandten Institutsmitgliede Blanqui. Obwohl derselbe erst mehrere Wochen nach der eigentlichen Katastrophe in Bulgarien eintraf, ist die Schilderung der Greuel und Verwüstung, die er allerorts traf, doch wahrhaft herzzerreissend. Endlich, nachdem das Land zur Wüstenei gemacht worden war, sandte die Pforte reguläre Nizam's nicht gegen die Bulgaren, sondern gegen ihre eigene Polizei aus, um die gänzliche Ausrottung der für sie so nothwendigen steuerzahlenden Rajah durch die albanesischen Baschibozuks zu verhüten.

In Constantinopel hatte man jedoch die guten Dienste der albanesischen

Menschenjäger nicht vergessen. Zur Verhütung fernerer Aufstände der Rajah, zur Unterstützung der oft unmenschlichen Forderungen armenischer Steuerpächter und nebenbei zum Schutze der Strassen baute man im Lande, an den Grenzen, Strassen und Pässen zahllose Beklemeh's (Karaule) und bevölkerte sie mit 4—10 Mann von den gefürchteten albanesischen Irregulären. Seit einigen Jahren werden sie Zaptie's genannt und Mithad Pascha, der manche ihrer Privilegien einzuschränken versuchte, gab ihnen auch eine Uniform, im Schnitte zwischen orientalischer und occidentaler Tracht die Mitte haltend. Doch nur in den Städten, unter den Augen des Pascha's, bequemte sich der den flotten Kleiderschnitt und buntes Farbengemisch liebende Baschibozuk zum Tragen derselben. Auf dem Lande sah man sie selbst vor wenigen Jahren nur äusserst selten.

Kein pittoreskerer Anblick als ein Trupp auf ihren kleinen, feurigen Pferden einhersprengender albanesischer Zaptie's. Man denke sich die ausdrucksvollen, kräftigen, lebensfrischen Gestalten, gehoben durch die kleidsame Tracht, die weitgeschnittenen am Knie unterbundenen, nach rückwärts geschlitzten Beinkleider von blauem oder gelbem Abatuch, benäht mit allerlei Schnürwerk und die Sandalen deckend, die grüne oder karmoisinrothe Jacke mit langen fliegenden Aermeln, reich gestickt mit Gold und Silber, das hohe rothe Fes, umhüllt mit weissem Leinenstoff, mit fliegender langer blauer Quaste den weissen Hemdkragen streifend, hierzu die schlanke „Albaneserin" (Flinte) an einem Riemen leicht über die Schulter gehängt oder senkrecht frei in der Hand balancirt, — der steinbedeckte Handschar, die in Silber getriebenen Pistolenschäfte und Patronentäschchen, die an bunten Schnüren befestigten metallenen Ladstöcke und Oelbüchsen, dies Alles sanst glitzernd und blinkend im Sonnenlichte, in hundertfacher Farbenbrechung wahrhaft berauschend an uns vorüber. Im Gegensatze zum Husaren, dem Beherrscher der weiten Ebenen, ist der Albanese der geborene Reiterheld der steilen Waldgebirge im Osten des illyrischen Dreiecks. Dort dürften die Abkömmlinge Scanderbeg's im Guerillakriege von europäischer Cavallerie kaum übertroffen werden.

Der Zaptie ist der eigentliche Regent der europäischen Türkei, der Bauer kennt und fürchtet nur ihn. Der Zaptie bringt die Befehle in die Dörfer, er interpretirt sie, erhebt die schuldigen Steuern, er steht dem Ingenieur zur Seite, weiss stets mehr als dieser und jeder Beamte, er bestimmt die Zahl der Bauern zur Zwangsarbeit bei Strassen-, Telegraphen-, Karaula- und sonstigen öffentlichen Bauten, welche gewöhnlich die Rajahdörfer mehr als die moslim'schen trifft und ohne Entschädigung geleistet werden muss. Der Zaptie ist Verwaltungsbeamte, Steuereinnehmer, Ingenieur, Polizist und oft auch Richter in einer Person. Mit ihm auf gutem Fusse zu stehen, ihn reichlich auf seinen Streifzügen zu bewirthen, seine Gunst in jeder Weise zu erwerben, ist das Streben aller



TÜRKISCHE KARAUL-ZAPTIES.

Čorbaschi auf dem Lande. Der Zaptie ist die Incarnation sultanlichen Regiments!

Von der Höhe des Sveti Nikolapasses erweitert sich das bereits auf Karaula Izvor geschilderte Panorama zu ungeahnter Ausdehnung. Im SW. erblickte ich weit weg über den Höhen des linken Nišavaufers ein hohes Gebirge mit spitzer Gipfelbildung, welches mir von der Karaulabesatzung einstimmig „Crna Trava" genannt wurde, ein Name, den ich auf Kiepert's Karte nicht fand, obgleich schon Ami Boué*) desselben als einer bedeutenden Erhebung bei Trn gedenkt. In WSW. traten die langgestreckten Kuppen des Suva-Planinastockes zwischen der Nišava und der bulgarischen Morava auf, weiter im W. die Spitzen des von mir im Jahre 1860 erstiegenen höchsten Berges in Serbien, des Kopaoniks und nur um Weniges nördlicher die scharfgezackten hohen Ketten westlich von Novipazar. Mehr nach dem Vordergrunde erschien das serbisch-bulgarische Grenzgebirge Jastrebac und in NW. wurden die serbischen Berge von Kruševac und Rudnik sichtbar.

Alle diese Gebirge waren mit Ausnahme der beiden letztgenannten bereits in der Mitte October tief herab mit Schnee bedeckt, und ihre weissen Spitzen contrastirten in wunderbarer Schärfe von dem tiefen Blau des kalten, aber klaren Herbstfirmamentes.

Bei verändertem Standpuncte nach Nordost in entgegengesetzter Richtung, ist das Rundbild vom Sveti Nikolapasse auf ein kleineres Segment beschränkt. Der Blick schweift über die westlichen, nacktgipfeligen hohen Berge, in welchen sich die Quellen des Lom's sammeln, abwärts zu den Hochplateaus und weiter hinaus zur Hochebene, die er bis zu seiner Mündung in die Donau durchfliesst, und über diese hinweg nach dem jenseitigen in grauer Ferne verschwindenden Flachlande Romaniens. Auch die Festung Vidin mit dem jenseitigen Kalafat, die Städtchen Arčer und Lom waren mit dem Fernrohr deutlich erkennbar.

Man wird schon aus dieser, in knappen Umrissen gezogenen Schilderung des Panoramas vom Sv. Nikolapasse entnehmen, dass seine Karaula einen nicht minder wichtigen Punct als das mit ihr correspondirende weisse Blockhaus von Izvor (S. 182) bei einer künftigen Triangulirung dieser Gebiete bilden wird.

Bei schneidender Kälte hatte ich die Aufnahme von Gebirgsprofilen und die Peilungen der wichtigsten Schnittpuncte vollendet. Hinab ging es, durch eine prachtvolle Landschaftsscenerie mit herrlicher Buchen- und Eichenvegetation, an mächtigen, zu Tage stehenden krystallinischen Blöcken vorüber, auf den in halsbrecherischen Curven steil tracirten Serpentinen zur zweiten tief unten liegenden Karaula am Čuprenbache und weiter in dem sich ausweitenden Thale zum Dorfe

*) Boué, La Turquie d'Europe. I. 195.

und zur Poststation gleichen Namens. Ich suchte beide auf den mitgenommenen besten Orientirungskarten vergeblich, fand dafür aber Orts- und Flussnamen, um deren Eruirung ich mich ganz resultatlos bemühte.

Selbst der um die Geographie der Türkei vielverdiente Ami Boué gab hier in Ermangelung eigener auf Autopsie beruhender Forschungen durch Wiederholung der Irrthümer der alten Karten denselben neue Bekräftigung und veranlasste dadurch auch Kiepert, sie in seiner Karte der Türkei 1853 unverändert fortzupflanzen. „Du Tzerni-Vr (!) descendent le grand Timok, le Smorden (!), le Lom, le Dschibra et les affluents du Nischava“ sagt Boué in „La Turquie d'Europe“ *). Den Tzrni-Vr liess Boué demnach als Wasserscheide zwischen der Donau und Nišava fortbestehen und in diesem, wie schon früher ausgeführt, selbst fabelhaften Gebirge den gar nicht existirenden Fluss „Smorden“ entspringen.

Ungeachtet ich diese grellen, unsere bisherige Kenntniss jener Gebiete genügend charakterisirenden Unwahrheiten bereits in der Einleitung meiner „Reise in Südserbien und Nordbulgarien“ (1868) als solche charakteriširte, kann man sie in Oberst v. Scheda's seitdem veröffentlichter Karte der Türkei wiederfinden. Ich darf mir es wohl ersparen, hier alle die zahlreichen Irrthümer der bisherigen kartographischen Darstellungen des Lomgebietes im Einzelnen aufzuführen. Ich beschränkte mich auf die Erwähnung der wichtigsten und verweise im Uebrigen auf die Vergleichung meiner Karte mit jenen, welche ihr vorausgingen **).

Mit der Uebersteigung des Sveti Nikolapasses und dem Eintritte in das Lomquellengebiet gewinnt die Scenerie schon nahe im Thale von Čupren, das durch die österreichische astronomische Bestimmung (1871) ein wichtiger Fixpunct für die Karte des westlichsten Bulgariens geworden ist, einen ganz veränderten Charakter. Von SW. nach NO. streichend und bei einer ziemlichen Ausdehnung allenthalben von mässig hohen Bergen umschlossen, zeigt es neben gut cultivirten Feldern reiche Obst- und Weinculturen, die auf eine ziemliche Wohlhabenheit seiner Bewohner schliessen lassen. Die Berge, welche das Thal von Čupren im Osten begrenzen, enthalten das Reservoir des eigentlichen Lom's, an dessen Wasseradern die Orte Gornje- und Dolni-Lom (Ober- und Unter-Lom) liegen.

Der Lomfluss wird ausser diesen noch von drei anderen Quellarmen gebildet: 1. durch den von ihm durch das Medvedgebirge geschiedenen Čuprenbach; 2. durch die von letzterem wieder durch die Berge von Vrbova getrennte Staikovska-rjeka, welche dem bulgarisch-serbischen Grenzgebirge entfliesst und 3. durch die Belotinska-rjeka, die von dem gleichnamigen Orte herabkömmt. Die Čuprenska und Staikovska-rjeka vereinigen sich bei Falkovec und werden vom

*) 1. Band S. 151.

**) Ich nehme Kiepert's Karte vom Jahre 1871 aus, sie beruht hier, wie ich bereits erwähnte, auf meinen handschriftlichen Mittheilungen.

Lom bei Ružince, die Belotinska aber östlicher, hinter Brusarci von diesem aufgenommen.

Bei dem Dorfe Čupren theilt sich die grosse Poststrasse in zwei verschiedene Stränge. Der eine führt in grösstentheils nördlicher Richtung durch das wildromantische Thal von Vrbova über Borovica nach Belogradčik und Vidin. Der zweite, direct nach Lom an die Donau ziehende, lässt das Thal von Vrbova links, die Dörfer Trgovište und Popince rechts liegen und erreicht durch das hinter letzterem Orte sich etwas verengende Defilé der Čuprenska-rjeka deren Vereinigungspunct mit der Staikovska-rjeka bei dem Blockhause und Han von Falkovce, bei welchem sich auch die von Lom über Belogradčik nach Vidin gehende Strasse abzweigt.

Der Han von Falkovce bildet einen vorzüglichen Aussichtspunct in der entgegengesetzten Richtung auf die schon S. 182 vom Blockhause Izvor aus geschilderten hohen Gebirge und zugleich auf die Quellenreservoirs des Lomflusses. Das weite Panorama wird im S. durch die Berge von Ciporovica und Čupren, im N. durch die Stolovi begrenzt und ist für die Orientirung über die Orographie dieser bisher wenig gekannten Gebiete von hoher Wichtigkeit. Der bescheidene Han lehnt sich ganz pittoresk an einen colossalen Felsblock, an den letzten gegen SO. vorgeschobenen rothbraunen Ausläufer der romantischen Sandsteinwelt, welche den Reisenden von Belogradčik bis Falkovce auf dem linken Ufer der Staikovska-rjeka begleitet und durch ihre bizarren Formen dessen Phantasie angenehm beschäftigt.

Unmittelbar hinter Falkovce ermässigen sich die Berge zu einer bis hart an den Uferrand der Donau streichenden Terrasse, welche grösstentheils von Löss constituirt wird und durch die sich der bei Krivobara nach Aufnahme aller Zuflüsse bereits sehr beträchtliche Lom sein vielgekrümmtes, oft verändertes Rinnsal in der allgemeinen Hauptrichtung SNO. gegraben hat.

Das Lomthal ist sehr fruchtbar und hat eine weit dichtere Bevölkerung, als man nach v. Scheda's Karte annehmen möchte. Selbst die wenigen dort angegebenen Orte liegen aber nicht an der richtigen Stelle, sondern grösstentheils an dem schon erwähnten Smordenfluss, der ebenso wenig existirt, als die beiden Städte Pirsnik und Drinovatz, welche in Stieler's Hand-Atlas u. a. O. am Lomflusse bisher figurirten. Vom Sveti Nikolapass abwärts bis zur Donaustadt Lom begegnete ich keiner einzigen Stadt.

So gesegnet der Boden des Lomgebietes ist, fehlte es ihm doch seit Jahrhunderten an den nothwendigen Bedingungen zur Entwicklung von Gewerbe- und Handelsthätigkeit und zur glücklichen Verwerthung seiner reichen Naturschätze. Er wurde durch fortwährende Kämpfe entvölkert und erst in diesem Jahrhundert durch romanische Einwanderer vom jenseitigen Donauufer theilweise

wieder etwas stärker bevölkert. Da Letztere aber in ihren Bedürf
bensanforderungen immer noch auf primitivster Stufe stehen, w
nordwestliche Bulgarien einer nach ganz anderen Principien vorg
waltung bedürfen, um die für das Aufblühen von Städten nothwendig
wohl vorhandenen Elemente zur vollen Entfaltung zu bringen.

War es also dem verewigten Consul v. Hahn vorbehalten, vor w
ren das ganz unbekannte albanesische Städtchen Krusevo (mit etw
wohnern) in die Karte einzutragen, so fiel mir die entgegengesetzte
ausser der bereits erwähnten Stadt „Iznebol" am Timok, auch die Städt
und „Drinovatz" am Lom gänzlich aus der Karte zu streichen:
allen diesen 3 Städten existirt nur die letztere in Gestalt eines klein
von 80 Häusern. An seiner Stelle mochte einst wohl, einer vorhandene
ruine nach zu urtheilen, eine römische und hierauf wahrscheinlich von de
tinern restaurirte, später altbulgarische Stadt gestanden haben, die nach
Schriftstellern auch der Sitz eines Bischofs war. Heute hat Drinovac ab
einmal eine eigene Kirche. Es ist zum nahen, hart an der Strasse lie
grossen Dorfe Čorlevo eingepfarrt, welches auch ein Blockhaus besitzt u
die Zwischenpoststation zwischen Ćuprea und der Stadt Lom-Palanka bild

Von Čorlevo bis zur Donau begegnet man hart am Lomflusse dem bun
Völkergewirre. Bulgaren, Romanen, Tataren und Tscherkessen wohnen hi
oft nur 20 Minuten von einander entfernten Dörfern. Die Tataren haben
aus der Krim herübergebrachte Tracht bereits grösstentheils abgelegt und d
das bulgarische Nationalcostüm, die Čubara (Schaffellmütze), das weisse falt
gestickte Hemd und Opintschen (eine Art Sandalen) als Fussbekleidung eing
tauscht. Sie sprechen bereits vielfach das Bulgarische, sind bei der slavische
Bevölkerung ziemlich beliebt und haben im Hinblicke auf die verhältnissmässi
kurze Zeit ihrer Anwesenheit ihre Niederlassungen durch deren allgemein ge-
rühmten Fleiss zu ziemlich erheblichen Wohlstand gebracht. Besondere Sorgfalt
wenden sie auch ihren Schulen zu.

Wie weit die auf beiden Lomufern angesiedelten Tscherkessen in der Cul-
tivirung der grossen bulgarischen Terrasse sich bewähren werden, dies muss die
Folge lehren. Im Beginne hatten sie sich durch ihr herrisches Auftreten, durch
ihren Hang zur Widersetzlichkeit, zu Raub und Diebstahl, sowohl bei den Tür-
ken als bei der tatarisch-romanisch-bulgarischen Landbevölkerung sehr verhasst
gemacht. Seit dem Jahre 1864 ist jedoch ein allmäliger Umschwung zum Bes-
seren eingetreten. Die Noth zwang die Helden des Kaukasus sich zur Feld-
arbeit zu bequemen. Ich sah schon im Jahre 1870 sogar einzelne tscherkessische
Frauen an derselben sich betheiligen. Nur an der grossen Vorliebe für fremde
Pferde hält der Tscherkesse fest. Er rivalisirt in dieser Beziehung mit den



TROGLODYTENDORF AM LOM.

wieder etwas stärker besiedelt. Da Letztere aber in ihren Bedürfnissen und Lebensanforderungen immer noch auf primitivster Stufe stehen, wird es für das nordwestliche Bulgarien einer nach ganz anderen Principien vorgehenden Verwaltung bedürfen, um die für das Aufblühen von Städten nothwendigen, im Keime wohl vorhandenen Elemente zur vollen Entfaltung zu bringen.

War es also dem verewigten Consul v. Hahn vorbehalten, vor wenigen Jahren das ganz ungekannte albanesische Städtchen Kruševo (mit etwa 3000 Einwohnern) in die Karte einzutragen, so fiel mir die entgegengesetzte Aufgabe zu, ausser der bereits erwähnten Stadt „Isnebol" am Timok, auch die Städte „Pirsnik" und „Drinovatz" am Lom unnachsichtlich aus der Karte zu streichen; denn von allen diesen 3 Städten existirt nur die letztere in Gestalt eines kleinen Dorfes von 80 Häusern. An seiner Stelle mochte einst wohl, einer vorhandenen Castellruine nach zu urtheilen, eine römische und höchst wahrscheinlich von den Byzantinern restaurirte, später altbulgarische Stadt gestanden haben, die nach älteren Schriftstellern auch der Sitz eines Bischofs war. Heute hat Drinovac aber nicht einmal eine eigene Kirche. Es ist zum nahen, hart an der Strasse liegenden grossen Dorfe Čorlevo eingepfarrt, welches auch ein Blockhaus besitzt und das die Zwischenpoststation zwischen Čupren und der Stadt Lom-Palanka bildet.

Von Čorlevo bis zur Donau begegnet man hart am Lomflusse dem buntesten Völkergewirre. Bulgaren, Romanen, Tataren und Tscherkessen wohnen hier in oft nur 20 Minuten von einander entfernten Dörfern. Die Tataren haben ihre aus der Krim herübergebrachte Tracht bereits grösstentheils abgelegt und dafür das bulgarische Nationalcostüm, die Čubara (Schaffellmütze), das weisse faltige gestickte Hemd und Opintschen (eine Art Sandalen) als Fussbekleidung eingetauscht. Sie sprechen bereits vielfach das Bulgarische, sind bei der slavischen Bevölkerung ziemlich beliebt und haben im Hinblicke auf die verhältnissmässig kurze Zeit ihrer Anwesenheit ihre Niederlassungen durch deren allgemein gerühmten Fleiss zu ziemlich erheblichen Wohlstand gebracht. Besondere Sorgfalt wenden sie auch ihren Schulen zu.

Wie weit die auf beiden Lomufern angesiedelten Tscherkessen in der Cultivirung der grossen bulgarischen Terrasse sich bewähren werden, dies muss die Folge lehren. Im Beginne hatten sie sich durch ihr herrisches Auftreten, durch ihren Hang zur Widersetzlichkeit, zu Raub und Diebstahl, sowohl bei den Türken als bei der tatarisch-romanisch-bulgarischen Landbevölkerung sehr verhasst gemacht. Seit dem Jahre 1864 ist jedoch ein allmäliger Umschwung zum Besseren eingetreten. Die Noth zwang die Helden des Kaukasus sich zur Feldarbeit zu bequemen. Ich sah schon im Jahre 1870 sogar einzelne tscherkessische Frauen an derselben sich betheiligen. Nur an der grossen Vorliebe für fremde Pferde hält der Tscherkesse fest. Er rivalisirt in dieser Beziehung mit den



TROGLODYTENDORF AM LOM.

nomadisirenden Zigeunern und Hunderte büssen stets in der Vidiner Feste den unbezwinglichen Hang, sich auf Kosten ihrer Nachbarn beritten zu machen. Schwer trifft den Tscherkessen selbst die geringste Freiheitsstrafe. Bei fortgesetzter unnachsichtiger Strenge dürfte er sich also auch bezüglich fremder Vierfüssler zu mehr occidentalen Rechtsbegriffen bequemen.

In dem Dorfe Vasilovce begegnete ich den, im Jahre 1861 auf russische Versprechungen hin nach der Krim ausgewanderten, im Jahre 1862 aber vollkommen enttäuscht zurückgekehrten Bulgaren. Sie fanden ihre verlassenen Dörfer von den an ihrer Stelle colonisirten Tataren bereits besetzt und es blieb ihnen nichts übrig, als sich, so gut es ihre Mittel erlaubten, neue Wohnstätten zu bauen. Diese sehen wohl schlimm genug aus und setzen ein westeuropäisches Auge in nicht geringe Verwunderung. Ich sah hier leibhaft die von Owen Stanley ausführlich beschriebenen, von den Menschen der Broncezeit bewohnten „Penpits" zu Anglesea*) in nur wenig veränderter Gestalt vor mir. Zur Hälfte in der Erde eingegraben, mit einem auf schief gegen einander gestellten Baumstämmen aus Erde gestampften Dache und riesigen, aus Rohr geflochtenen Rauchfängen machen sie den Eindruck wahrer Troglodyten-Wohnungen. Hier von diesen Bulgaren, als Nachfolgern jener „Troglodítae", welche nach Ptolomäus im Nordosten Mösiens an der Donau hausten, hätte Edward Brown**), der genau vor zweihundert Jahren im Auftrage der Londoner gelehrten Gesellschaft diese Länder bereiste, noch viel gerechtfertigter als bei dem Anblicke einiger Zigeunerhütten ausrufen können: „Now I believe the Troglodytes of old, whereof Herodotus and Strabo told. Since every where about these parts in holes circular men I find and human moles."

Hält man aber dieses Beispiel primitivster Bauweise den architektonisch fortgeschrittenen Werken entgegen, welche ein und dasselbe Volk in den Städten ausführt und bewohnt, so ergiebt sich wohl für den Archäologen und Culturhistoriker die Mahnung, bei der Beurtheilung, Classificirung und Scheidung der prähistorischen Reste sehr vorsichtig zu sein. Denn wir finden hier die Angehörigen eines Volkes, welches die verschiedensten Handwerke mit Meisterschaft betreibt, welches den bewunderungswerthesten Filigranschmuck, ausgezeichnete Töpferarbeiten und Webereien erzeugt, in Wohnungen, ähnlich jenen der Kaffern, welche bekanntlich in allen Künsten auf sehr niedriger Stufe stehen.

In streng nordöstlicher Richtung erreicht man von Vasilovce nach 1½ Stunde die rasch aufblühende, ungemein handelsthätige und eine der wichtigsten Dampfschifffahrtsstationen an der unteren Donau bildende türkisch-bulgarische Stadt

*) On the remains of the Ancient Circular Habitations in Holyhead Island. By the Hon. W. O. Stanley.

**) A brief account of some travels in Hungaria, Servia etc. London 1673.

Lom-Palanka. Sie ist der Amtssitz des gleichnamigen Kasa (Kreises) und liegt hart am Einflusse des Loms in die Donau, was unsere Karten und auch die jüngste von Oberst v. Scheda nicht verhinderte, sie 3/4 Stunden donauaufwärts, vom Lomflusse entfernt, an einen kleinen, nicht existirenden Bach zu verlegen.

Bevor wir hier von der grossen, über den Sveti Nikolapass führenden Poststrasse Abschied nehmen, deren letzte Strecke von Čorlevo bis zur Donau schlecht tracirt war und später an mehreren Stellen umgebaut werden musste, sei hier nochmals des früheren Donauprovinz-Gouverneurs Mithad Pascha in Ehren gedacht, dessen eiserner Strenge und Energie, Eigenschaften, welche ihn allerdings manchmal weit über das Ziel hinausgehen liessen, es gelang, diese riesige Baute, man darf sagen, diesen ersten, nach europäischer Weise erbauten Strassenzug der Türkei in verhältnissmässig kurzer Zeit dem Postbetriebe zu übergeben. So primitiv und unvollständig er auch in mancher Hinsicht sein mag, erscheint er doch als eine wahre Wohlthat für den Verkehr und verdient die vollste Würdigung Jener, welche die früheren Verhältnisse kannten. Der auf dieser Strasse eingerichtete, früher in der Türkei gänzlich ungekannte Fahrpostdienst wird von einer Gesellschaft unter der Aegide der Regierung betrieben. Einige grössere Karaule an der Strasse dienen zugleich als Ställe für die zu wechselnden Pferde und als Postaufnahmsstationen für die Reisenden. Die Wagen sind nach einem leider nicht sehr glücklichen Modelle gebaut, offen, klein und enge. Etwas Heu zum Sitze ist der ganze Comfort, welchen die Postanstalt bietet, für das Mehr hat der Passagier selbst zu sorgen. Die Berechnung geschieht nach den kleinen türkischen Wegstunden mit 5 Piastern für eine und 7 für 2 Personen. Nur im Nothfalle vermag der Wagen noch eine dritte Person neben dem Kutscher aufzunehmen und jedenfalls nicht ohne Benachtheiligung seiner schwachen Pferdchen. Wie man mir versicherte, sollen jedoch Wagen und Pferde von grösseren Formaten baldigst eingeführt werden.

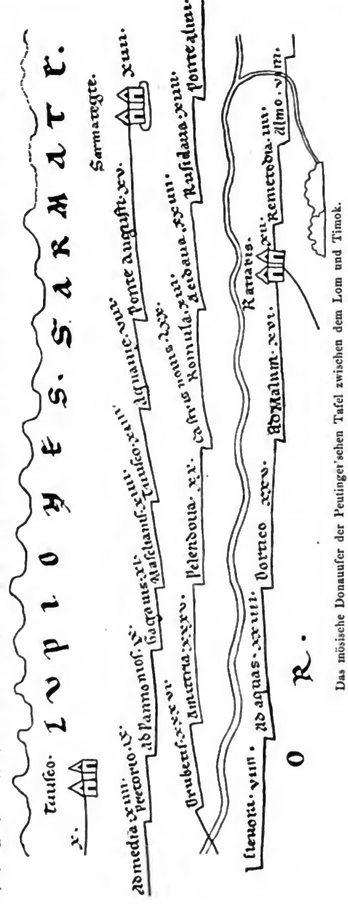
Durch die neue Strassenanlage hat namentlich die türkische Kaimakamsstadt Lom sehr gewonnen. Sie ist durch den neuen Strassenzug der Haupteinfuhrhafen walachischen Salzes, von Manufactur- und Colonialwaaren für das ganze nordwestliche Bulgarien geworden, und ebenso der Ausfuhrhafen für dessen mannigfache Bodenproducte, für Getreide, Vieh, Felle, Wolle u. s. w. Bald werden die primitiven Verkehrsmittel aus und nach dem Innern des Landes nicht mehr genügen. Wenn irgend eine Nebenlinie von der projectirten Niš-Constantinopler Haupt-Eisenbahnlinie gerechtfertigt erschiene, so wäre es eine Schienenverbindung zwischen Sofia, Pirot oder Bela-Palanka mit Lom. Der Handel von Bulgarien, Oesterreich-Ungarn und den Donaufürstenthümern wird sie in nicht ferner Zeit dringend verlangen.

Schon heute gehört die Lomer Agentie der k. k. Donau-Dampfschifffahrts-

gesellschaft in Bezug auf Grösse des Verkehrs zu den bedeutendsten der unteren Donau, ein Aufschwung, welchen sie in erster Linie der allgemeinen Vermeidung des serbischen Transitweges, andererseits aber auch der Thätigkeit des seit langen Jahren dort stationirten, äusserst umsichtigen Agenten Rojesko verdankt. Besondere Verdienste erwarb sich derselbe während der Tscherkessen-Einwanderung, für welche Lom einen der stärksten Landungsplätze bildete. In einem späteren Capitel werde ich davon weiter sprechen. In Lom begegnet man auf Schritt und Tritt den ehemaligen Söhnen des Kaukasus.

Bisher hat die Tscherkessenansiedelung der hohen Pforte nur grosse Verlegenheiten bereitet und ihr, gleich der bulgarischen Rajah, ungeheure Opfer in verschiedener Form auferlegt. Zum Nachtheile der Rajah verleiht jedoch das tscherkessische Element der türkischen allmälig absterbenden Raçe neue Kräftigung und bildet eine schwer zu übersteigende Grenzbarrikade zwischen Bulgarien und dem aufstrebenden unabhängigen Serbenlande, nach dem die benachbarte Rajah in früherer Zeit oft sehnsüchtig blickte.

Wie beinahe in allen Donaustädten, hat sich auch in Lom das Türkenthum unmittelbar auf den Resten der einst römisch-byzan-



Das mösische Donauufer der Peutinger'schen Tafel zwischen dem Lom und Timok.

tinischen Festungswerke angesiedelt. Das Itiner. Ant. gibt 18 Millien von Ratiaria entfernt den Ort Almus an. Die Peut. Tafel setzt ihn nur 16 Mill. weg von der mösischen Donauhauptstadt an. Letzteres Maass trifft beinahe genau auf die Entfernung zwischen Arčer und Lom-Palanka. Nach Vergleichung der verschiedenen Itinerarien und der folgenden Mansionen bis Nikopolis herrscht kein Zweifel darüber, dass Ratiaria an der Stelle von Arčer und Almus an Lom's Platze gestanden haben.

Noch heute ist der Umfang des zuletzt byzantinischen Castrums des Städtchens Almus zu erkennen. An seiner gegen die Donau zugewendeten Nordseite fand ich hart am Flussufer ein riesiges, unzweifelhaft römisches Stück Mauerwerk in der Breite mehrerer Meter, welches wahrscheinlich durch Unterwaschung vom hohen Rande der Lössterrasse abgeschwemmt worden war und dessen Material, nach analogen Fällen zu schliessen, wohl bald in allerlei bulgarisch-zinzarischen Kunstbauten verschwinden dürfte.

Das ausschliesslich von Türken bewohnte Kaleh (Schloss) besteht aus einem quadratischen, ziemlich hohen Erdwalle mit Rundbastionen an den Ecken, die einige kleine Geschütze enthalten. Seine Seiten messen etwa 190 M. Es ist dies höchst wahrscheinlich jene Begrenzung, auf welche, wie Procopius*) mittheilt, Kaiser Justinian den zu ausgedehnten Ort eingeschränkt hatte, um ihm grössere Stärke zu verleihen. Nach der Notitia Imp. lag hier eine Abtheilung Reiterei**). Gegenwärtig ist die Vertheidigung des Kaleh der türkischen Bevölkerung anvertraut, welche eine Art Nationalgarde bildet. Die beiden Thore an der Süd- und Westseite, durch welche das Kaleh mit der eigentlichen Stadt communicirt, werden des Abends geschlossen.

Sowohl das Amtsgebäude des Kaimakams, wie die grösseren Moscheen und Handelsniederlagen befinden sich ausserhalb des Kaleh, im türkisch-christlichen Stadttheile. Grund und Boden sind zu Lom in den letzten Jahren bedeutend an Werth gestiegen. Bauplätze, vor einiger Zeit kaum 2000 Piaster werth, wurden zuletzt um 4000 verkauft. Die Stadt erweitert sich fortwährend durch Neubauten und Manches wurde für die Regulirung ihrer Hauptstrassen gethan. Weniger geschieht leider für den intellectuellen Aufschwung. Die christlich-bulgarische Gemeinde zählt sehr reiche Mitglieder; doch nur wenige jüngere Kaufleute fühlen das Bedürfniss besserer Schulen und hegen einiges Verständniss für wissenschaftliche Strebungen, wie z. B. für die Abfassung besserer Lehrbücher, an welchen der dortige Lehrer Nikola Prvanov durch eine Grammatik und Formenlehre nach Miklosič' und Daničič'schen Vorbildern sich zu betheiligen sucht.

Die reiche fränkische Israelitengemeinde Lom's baute neuestens eine grosse

*) Mannert's Geogr. VII. Bd.
**) Forbiger's Handb. III. Bd.

Synagoge und Schule, aber auch sie ist viel zu orthodox, um dem wahren Fortschritte zu huldigen.

Von zwei Votivsteinen, welche ich im Jahre 1864 zu Lom fand, bestätiget einer die Mittheilung des Dio Cassius, dass die LEG. I. ITAL.*) ihren Standort in Mösien hatte**). Ich fand diesen Stein, welcher sich auf Titus Vitrasius Pollio, Consul im Jahre 176, Legat von Unter-Mösien unter Ant. Pius, bezieht, im Tschiftlik Mahmud Bey's, Abkömmlings des berühmten Ismael-Aga's von Lom-Palanka, dem die Stadt mehrere ihrer grössten Bauten, Moscheen, Bäder und Brunnen verdankt. Die schöne „Tschadravan-Tschesme", ein Brunnen, der gegenwärtig leider sehr dem Verfalle zueilt, und das Bad in der Nähe der Čaršia-Dschami sollen ebenfalls von ihm, nach der Meinung Anderer aber von einem in Stambul reich gewordenen Fleischer, Namens Kassab-Baschi, vor etwa 200 Jahren erbaut worden sein.

Das Tschiftlik Mahmud Bey's liegt hart auf dem Rande der niederen Terrasse, „Karvagatsch-bair" genannt, welche am rechten Lomufer, also jenseits der heutigen Stadt, zur Donau hinabzieht, und wo unzweifelhaft einst ein Theil des römischen Almus gestanden hatte. Bei der Abrutschung einer höheren Partie dieser Terrasse kam jener $1_{,26}$ M. lange, $0_{,40}$ M. breite, die Schwelle des Gartenpavillons Mahmuds bildende Stein, welchen ich bereits erwähnte, nebst einem zweiten zum Vorschein, welcher angeblich einen Reiter en relief darstellte. Er soll von dem Dorfe Mokreš angekauft und in dessen neuer Kirche eingemauert worden sein. Hart am Friedhof-Eingange der Čitak-Džamia-Strasse zu Lom fand ich das Fragment eines dritten Steines. Er dient, verkehrt in den Boden eingelassen, mit der Inschrift nach abwärts, als Piedestal einer grossen horizontalen Steinplatte, auf welcher die Türken ihre Todten abzusetzen pflegen, bevor sie dieselben in die Grube senken.

Auch die Lesung dieser Inschrift wurde von Professor Mommsen, dem ich die Abschriften aller von mir im Jahre 1864 in „Moesia superior" aufgefundenen römischen Steine im Jahre 1866 zu Berlin persönlich vorlegte, im „Corpus" ***) der k. Berliner Akademie (1873) veröffentlicht.

Ausser den erwähnten römischen Architektur-Resten und Inschriftsteinen, sah ich in Lom eine Menge, grösstentheils aus der späteren Kaiserzeit herrührender Münzen; ferner ein Relief-Medaillon von Bronze und sehr hübscher Arbeit, welches von dem früheren Besitzer, Herrn Rojesko, dem österreichischen General-Consul Lenk verehrt wurde.

Die römisch-mösische Donau-Heerstrasse bildete eine ununterbrochene Reihe

*) Man findet ihn in Mommsen's „Corpus", III. 2. unter No. 6125.

**) Andere Beweise in Mommsen's „Corpus", III. 1. S. 149.

***) Corpus, III. 2. No. 6124

grösserer, durch kleine Castelle und durch Rundthürme mit einander verbundener Befestigungen. Gleichwie auf meiner späteren Route von Vidin nach dem Timok, stiess ich auch, als ich im Jahre 1864 eine Recognoscirungstour nach dem fictiven Smordenfluss unserer Karten unternahm, auf der kurzen Strecke zwischen Lom und Arčer auf die Rudimente unzweifelhaft römischer Werke. Sie liegen hart am Rande der zwischen beiden Städten in beinahe stets gleichmässiger Höhe fortlaufenden Lössterrasse, welche bei hohem Wasserstande von den Fluthen des austretenden Stromes bespült wird.

Das erste Castell, dessen Standort von den Türken „Kalebbair" (Schlosshügel) genannt wird, ist im □, in der gewöhnlichen Grundrissform der römischen Castrums angelegt. Die Seiten seines Walles messen je 57 M. Ich sah hier römische und wahrscheinlich von einer späteren, vielleicht byzantinischen oder slavischen Erneuerung herrührende Ziegel in buntem Gemische durcheinander.

Etwa 1 Stunde vor Arčer fand ich weiter, auf einem sehr vorspringenden Puncte des Terrassenrandes, die Rudimente eines zweiten Werkes in der Form eines Rundthurmes mit Ruinen und zwar ziemlich genau an der Stelle, wo die Tab. Peut. ihr Remetodia, 4 Mill. von Ratiaria entfernt, ansetzt. Reichard gibt dieses Remetodia gleichfalls in seinem Atlas auf diesem Puncte der Karte an, obwohl er, da Niemand vor mir (1864) diese Strecke archäologisch durchforscht hatte, nicht die geringsten örtlichen Anhaltspuncte dafür besass. Thürme von ähnlich kreisförmigen Grundrissen traf ich zu Kula, Gamzigrad und an anderen Orten. Es waren zweifellos Theile eines grösseren, in einander greifenden Befestigungswerkes, wie deren auch am Rhein gefunden wurden.

Nach Hinwegräumung der 1 M. hohen Schuttdecke des Rundthurmes kam dessen Grundfeste zum Vorschein. Sie war mit Benutzung architektonischer, zum Theil hübsch profilirter Steinplatten, darunter eine von $0_{,32}$ M. Höhe, $1_{,90}$ M. Breite, $3_{,79}$ M. Länge, construirt. Ich erkannte diese tief im Erdreich versenkten Steine als Reste älterer Bauten und durch ihre Verbindung mit unzweifelhaft echt römischem Mauerwerk rechtfertigen sie wohl die Annahme, dass dieser Thurm, gleich vielen anderen kleinen römischen Werken an der Donau und am Timok, erst in der Periode nach dem Aufgeben des siebenbürgisch-walachischen Daciens, von Seite Roms etwa im 3. Jahrhundert n. Chr. zum Schutze des durch die Angriffe der Barbaren bedrohten Mösiens erbaut worden war. In den Völkerstürmen zerstört, wurde der Befestigungsgürtel an der Donau nach Procop's Zeugniss von Kaiser Justinian grösstentheils wieder hergestellt. Den Oberbau der meisten Römerwerke benutzten aber die Bulgaren und Türken als bequeme Steinbrüche zur Erbauung ihrer festen Schlösser und Städte. So dürfte auch der Oberbau des einstigen Remetodia gleiches Loos mit jenen des

Castrums von Florentiana u. A. getheilt haben und wahrscheinlich in den Festungsmauern Vidin's verschwunden sein.

Die Trace der alten römischen Strasse, welche am Donauufer hinlief, vermochte ich trotz eifrigen Suchens nicht aufzufinden. Ihre Spuren sind wohl längst von dem Alluvium des lehmigen Bodens bedeckt worden.

V.

ZWISCHEN LOM, ARČER UND VITBOL.

Vergebliches Forschen nach Fluss und Dorf Smorden unserer Karten. — Das ungekannte Skomlja-flüsschen. — Die Terrasse zwischen Lom und Arčer. — Kloster Sveti Vraca. — Seine Kirche und Wunderquelle. — Quellgeister. — Keine schreibkundige Seele zu Skomlja. — Schilderung einer bulgarischen Dorfschule. — Arčer, das alte Ratiaria. — Ein treffender Ausspruch Carey's über die römische und türkische Epoche der Donauländer. — Geschichtliches über Ratiaria. — Archäologische Funde daselbst. — Mommsen's „Corpus". — Aufsuchung der Römerstrasse zwischen Naissus und Ratiaria. — Römische Steinbrüche bei Lagošovce. — Das Bett des Arčerflusses. — Fund eines Castrums bei Ostrokavce. — Ruinen einer römischen Stadt bei Kladrup. — Ein bulgarischer „Cromlech". — Inschriften und Gräberhügel bei Rabiš. — Conbustica und die Peut. Tafel. — Der „Pilav bair" und Landsee bei Rabiš. — Weite Fernsicht von der Magura. — Ein rückgewanderter Krim-Emigrant. — Sprachtalente der Bulgaren. — Die Rakovicka-rjeka. — Serbische Haiduken 1864 zu Makreš. — Vitbolquellenstudien. — Im Kmetenhause zu Gramada. — Türkisches Čiftlik. — Zurückweichen der Türken ausserhalb der Städte. — Die Wasserhebewerke der Bulgaren. — Das Vitbolgebiet auf Oberst v. Scheda's Karte. — Nizam-Piquet auf einem Castelle des römischen Donaulimes. — Serbisches Wappen auf der Kirche zu Vitbol. — Kalkfelspilonen bei Voinica. — Romantisches Nachtbivouak zu Sadrea. — Ein 120jähriger Rajah. — Trauriger Zustand der Čerkessencolonie Kula. — Originelle Getreidereinigung zu Storapatica. — Verrufenes Čerkessendorf. — Waldeinsamkeit im Kloster Sveta Troica. — Verkommene Mönche. — Ihre Ideale. — Das Kirchlein und des Hegumens Reisesegen. — Die Klosterschlucht glücklich im Rücken.

Nach allen und selbst den besten neueren Karten der Türkei hätte ich auf der Route von Lom nach Arčer, beiläufig in der Mitte zwischen den beiden zuletzt beschriebenen römischen Befestigungen an der Donau, auf das Dorf „Smordeni" an der Einmündung des gleichnamigen Flusses stossen müssen. Alles Fragen nach Dorf und Fluss war jedoch vergebens. Ich fand sie beide so wenig, wie früher das riesige „Zrni-Vrch"-Gebirge, von dem die Quellen des räthselhaften Flusses herabkommen sollten. An der Stelle des Smordenflusses traf ich aber im Jahre 1864 einen kleinen Bach, Skomlja rjeka genannt, dessen Quellen den von unseren Karten nicht gekannten Stolovibergen bei Belogradčik entfliessen.

Das Reservoir des nahe bei Tolovica in die Donau mündenden Skomlja-Flüsschens kennen zu lernen, ferner Quellen und Lauf des Arčers und Vitbols — die Existenz eines selbständigen Rakovickaflüsschens ahnte ich damals noch nicht — näher zu bestimmen, bildeten wichtige Programmpuncte meiner Reise im Jahre 1868.

Bei Krividol, einem schönen von Bulgaren bewohnten Dorfe am Lomflusse, bog ich nach W. ab und befand mich, nachdem ich die sanfte Böschung erstiegen, wieder auf dem Plateau der langgestreckten Donauterrasse, welche zwischen Lom und Vitbol an ihren höchsten Erhebungspuncten 130 Meter erreicht und stellenweise ziemlich stark bewaldet ist. Ich verfolgte zunächst die angegebene Richtung nahe am Terrassenrande. Zwischen der Lom- und Skomljamündung zieht sich dieser als zweite höhere Stufe im Halbkreise von einer etwas niedrigeren, bis hart an das Donauufer streichenden, ziemlich cultivirten Terrainstufe zurück und gestattete auf letzterer die Ansiedlung von Tataren und Tscherkessen vor einigen Jahren. Zu meinen Füssen lagen die Dörfer Urzoja (Tataren), Sliva, dessen bulgarische Bevölkerung im Jahre 1861 nach der Krim emigrirte und durch Tataren ersetzt wurde, dann Dobridol, von Tataren und Tscherkessen bewohnt. Von oben herab gesehen, gewähren diese drei Orte einen wenig erfreulichen Eindruck. Sie gleichen willkührlich durch einander geworfenen Reihen grosser Heuschober. Der Boden ist hier vortrefflich und ernährt so reichlich seine Leute, dass die fleissigen Tataren bei guter Ernte bereits einen lebhaften Körnerhandel treiben. Ihre Wohnungen sind aber vorläufig auch nicht viel besser, als jene der faulen Tscherkessen.

Das Terrain der zweiten höheren Terrassenstufe, auf der ich mich bewegte, ist landeinwärts, so weit das Auge blicken konnte, mit niederem Eichengestrüpp bedeckt. Nur hier und da erscheinen einzelne Maisculturen, dann Melonen- und Kürbisfelder. Sie gehören grösstentheils Tataren und Tscherkessen. Von ersteren traf ich gewöhnlich Mann, Frau und Kinder auf den Feldern thätig, von letzteren wohl die jungen Sprösslinge, aber nur ausnahmsweise auch Frauen. Wie jedoch der Tatare schon theilweise sich akklimatisirte, bulgarische Kleider trägt und hie und da schon etwas bulgarisch spricht, so werden auch allmälig die Tscherkessen aus ihrer Absonderung heraustreten und ihre Erziehung des weiblichen Familientheiles für ein unthätiges Haremleben bald aufgeben müssen. Gegenwärtig sind sie noch immer von Bulgaren, Tataren und selbst von den Türken gleich gefürchtet. Noch zuletzt hatten sie nächtlicher Weise das von Dobridol etwa $^3/_4$ Stunde entfernte Kloster Sv. Vraca geplündert und der Hegumen (Klosterabt) sah sich genöthigt, einen halbinvaliden Tscherkessen als Wächter anzustellen, um sich einigermassen gegen weitere Ueberfälle seiner Landsleute zu sichern.

Der tatarische Muchtar (Dorfvorsteher) von Dobridol ritt uns als Wegweiser voran nach Kloster Sv. Vraca. Es liegt auf einer mässigen Anhöhe in einem jener zahlreichen Thaleinschnitte der Terrasse, welche sich von Westen nach Osten gegen die Donau hin öffnen. Bei Dobridol trat an die Stelle spärlichen Graswuchses und niederen Gestrüpps schönes Wiesenland und wenn auch nicht



Kloster Sveti Vraca.

dichter, doch immerhin hübscher Laubwald, in dem ausser anderem Wild, zahlreiche Rebhühner nisteten. Noch einen freundlicheren Anblick gewährten aber das Kloster, seine Felder, Weingärten und Obstculturen. Ich fand es auf allen Seiten umrahmt von prächtigem Grün und unter dem Schatten reichtragender Nussbäume hütete sein Mokane (Hirt) dessen zahlreiche Heerden.

Sveti Vraca war vor 40 Jahren abgebrannt und wurde erst im Jahre 1856

von dessen gegenwärtigen Hegumen erneut. Das von Zinzaren erbaute schmucke Klosterkirchlein besteht aus einem Langschiffe, dessen Giebeldach eine kleine Kuppel krönt. Seine schönste Zierde bildet der von Säulen getragene, die Stelle eines Narthex vertretende Vorbau und dessen etwas phantastisch decorirtes Portal. Dieses feiert in der primitivsten Thiersymbolik den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Portalzierde trägt ganz den Charakter ähnlicher Arbeiten in der Kirche zu Bregova am Timok und erinnert, wie alle ähnlichen macedo-vlachischen Werke, lebhaft an byzantinische Vorbilder und Traditionen.

Auf dem grünen Plane zwischen der Kirche und den beiden ärmlichen Wohngebäuden der Mönche erhebt sich ein hölzernes Glockenthurmgerüste, zu dessen höherem Stockwerke eine sehr gefährliche Leiter führt. Gleich beim Eintritte spendet ein hübscher Klosterbrunnen von türkischer Bauweise das herrlichste Wasser. Eine zweite Quelle birgt ein dunkler kapellenartiger Bau. Ihre mystisch wirken sollenden Heilkräfte, namentlich für Augenkrankheiten, führen sehr viele Gäste nach Sv. Vraca. Wie bei den Serben*) fand ich auch in Bulgarien Spuren jenes alterthümlichen Wassercultus, wie er einst nach den Berichten alter Schriftsteller bei Galliern, Germanen und anderen Völkern als „Seecultus" verbreitet war. Den Göttern der See wurden Opfer aller Art gebracht und einen Rest dieser Traditionen darf man wohl in den Münzen erblicken, welche die Südslaven, ähnlich den Schotten**) u. A., in die geweihten heilthätigen Quellen werfen. Natürlich fallen sie den „heiligen" Männern zu, welche durch Gebet die Wunderkraft des Wassers zu verstärken wissen. An Sonn- und Festtagen, besonders aber am jährlichen „Sabor", am Feste des Klosterpatrons, können die drei Mönche des Klosters kaum allen Anforderungen der Gläubigen entsprechen und der Hegumen Vasilije, der von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem den Beinamen „Hadschi" führt, feiert an solchen Tagen, trotz seiner an Bauernthum grenzenden Unbildung, geistige und materielle Triumphe.

Vergebens war mein Forschen in Sv. Vraca nach alten Büchern, Kirchengeräthschaften u. s. w. Da war Alles neu. So nahm ich nach vollendetem Risse des Klosters den Weg über die Bulgarendörfer Vodnjanca (70 — 90 Häuser) und Metovnica nach Skomlja, welcher bedeutende Ort dem Flüsschen, das nunmehr an die Stelle des von mir ausgemerzten Smorden tritt, höchst wahrscheinlich seinen Namen gab. Kurz vor dem Dorfe übersetzten wir einen südlichen Quellarm der Skomlja, welcher ½ Stunde oberhalb des Dorfes herabkömmt. Er hat sich tief in die oberste Lössschicht eingegraben, vermochte aber nicht die unterlagernden Kalksteinschichten zu durchnagen. So bildet er unmittelbar bei der Furt eine Kaskade von mehreren Stufen, welche namentlich im Früh-

*) Kanitz, „Serbien". S. 152, 154, 272, 536, 537, 538, 543.
**) Lubbock, „Die vorgeschichtliche Zeit". Leipzig, 1874. S. 212.

jahre, bei reichem Wasser, einen hübschen Anblick gewähren muss. Die Landschaft, durch welche wir bis zu dieser Furt zogen, bot die angenehmste Abwechslung. Auf von munteren Quellen berieseltes üppiges Wiesenland folgten langgestreckte Lichtungen und reichtragende Maisculturen, versteckt im Grün junger Laubwälder. Die hie und da noch fleissigen Landleute schickten sich zur Heimkehr an; denn der grossen Weltleuchte letzte Strahlen brachen sich bereits an den hohen Steilkämmen der Stolovi und warfen ihr zerstreutes Licht auf die in die wechselndsten, sommerlich violetten Abendtinten sich hüllende Landschaft. Es war Nacht, als wir unser Bivouak Skomlja erreichten.

Skomlja ist ein grosses, wohlhabendes Dorf; bei alledem hat es aber weder Schule noch Kirche. Auch nicht eine Person ist des Lesens kundig, und habe ich recht gehört, so ist nur der Pope des nahen Oreše in der ganzen Umgebung so glücklich, sich dieses nothwendigsten Hilfsmittels zu aller und jeder Bildung zu erfreuen. Hier wie in der Mehrzahl bulgarischer Dörfer werden desshalb die Steuern auf Kerbhölzern verzeichnet, von welchen je eines der Gemeinde-Vorstand, das zweite aber der Steuerzahler zur Controlle behält! Jeder Einschnitt zählt für 10 Piaster. Selten sind die Leute im Stande, ihr Alter anzugeben und wenige Mütter können genau jenes ihrer Kinder bestimmen. Die nächste Schule fand ich erst zu Izvor. Doch welche Schule! Der Boden ungedielt, die Wände feucht. Eine einzige elende Schulbank bildete das Mobiliar und beinahe noch schlechter als mit diesem war es mit dem Lehrmaterial bestellt. Da hingen einige Heiligenbilder im rohesten Holzschnitte als Wandverzierung und in einem Winkel lagen einige elende abgeschmutzte Bücher verschiedensten Inhaltes, welche wahrscheinlich durch Zufall in die Hände des Lehrers gerathen waren. Diesen selbst lernte ich nicht kennen; denn die auch sonst wenig besuchte Schule stand während der Ernte gänzlich verödet da.

So wenig Geld die Leute für ihr Schulwesen verwendeten, so viel hatten sie für den Neubau ihrer Kirche ausgegeben. Hier wie überall in Bulgarien bedauerte ich lebhaft die schiefe Stellung, in welche der griechisch-fanariotische Klerus zu allen bulgarischen Bildungsbestrebungen gerathen war. Ich habe sie bereits an anderer Stelle eingehend charakterisirt (S. 125). „Was sollen Euch Schulen, bauen wir lieber schöne Kirchen zur höheren Ehre Gottes!" rieth der Bischof von Niš im Jahre 1860 seiner Gemeinde und ich vermochte auf allen meinen Wegen durch Bulgarien die Früchte solch heilsamer Lehre zu erkennen.

Von Skomlja war ich über Kostišovce nach Izvor gelangt. Vom Fusse der Stoloviberge breitete sich die weite sanftgewellte Hochebene mit ihren riesigen Maisculturen, zerstreuten Eichenwäldchen und hübschen Ortschaften bis zum Arčer aus. In tiefen Einschnitten fliessen die beiden Quellarme der Skomlja gegen Jerlovica, um nach vielgekrümmtem Laufe von hier vereinigt als

bescheidenes Flüsschen unterhalb des Dorfes Tolovica in die Donau zu münden. Von diesem Puncte gelangt man in etwa 1¼ Stunde immer am Rande der hier reichbewaldeten Terrasse gegen W. ziehend an den Arčer*) und an das gleichnamige, an seinem Einflusse in die Donau gelegene Städtchen.

Wohl selten dürfte eine einst mächtige Stadt so herabgekommen sein und so wenig Spuren ihres alten Glanzes bewahrt haben, als das heutige Arčer, das ehemals mächtige und berühmte römische Ratiaria. Hätte der amerikanische Nationalökonom Carey Arčer und dessen stolze Vergangenheit gekannt, so hätte er desselben sicher als sprechendster Illustration in seinem allgemeinen Blicke auf die heutigen traurigen Verhältnisse des türkischen Reiches ganz besonders gedacht. „Das Gebiet der unteren Donau, einst der belebteste Schauplatz römischer Industrie, liefert jetzt nur den kärglichen Unterhalt für einige serbische Schweinehirten und walachische Bauern“, erzählt Carey**), „und auf den Ruinen der berühmten mösischen Donauhauptstadt Ratiaria leben heute neben unwissenden Bulgaren und Romanen nur einige türkische Bettler“, hätte er wahrheitsgetreu hinzufügen können.

Bei Ptolemaeus führt Ratiaria den Beinamen „Mysorum“. Er bezeichnet es gleich dem Itin. Ant. und der Not. Imp. als das Hauptquartier einer Legion***) und Standort einer Donauflotte. Hierocles erwähnt Ratiaria's als Hauptstadt von Dacia Ripensis, und die Peutinger'sche Tafel bezeichnet es als solche durch die Hinzusetzung zweier Thürme. Als Hauptstadt jenes Theiles von Mösien, den Kaiser Aurelian nach gänzlicher Aufgebung der eigentlichen Provinz Dacien aus Ober- und Unter-Mösien ausgeschieden und in der Ausdehnung zwischen dem eisernen Thore und der Mündung des Vid über den Balkan bis Sofia und Niš reichend, unter dem Namen Dacia ripensis constituirt hatte, musste Ratiaria gegen früher noch an Ausdehnung und Glanz gewonnen haben. Die Verwüstung der Stadt in den Hunnenstürmen scheint aber eine so gründliche gewesen zu sein, dass selbst die von Procopius erwähnte Wiederherstellung ihrer verwüsteten Theile durch Justinian†) sie nicht zu neuer Blüthe zu beleben vermochte.

Unter der Bulgarenherrschaft wird Ratiaria's nicht gedacht. Das nahe, unter Rom unbedeutende Bononia (Vidin) hatte ihm den Rang abgewonnen. Letzteres erhielt unter türkischer Herrschaft erhöhte strategische Wichtigkeit, da es nach Einführung der Kanonen durch seine günstige Lage in weiter sumpfiger Fläche zur Anlage einer modernen Festung sich ganz besonders eignete. Die Mauern

*) Auf v. Scheda's neuester Karte erscheint der bedeutende Arčer neben dem grossen nicht existirenden Smorden als ein kleiner Bach.

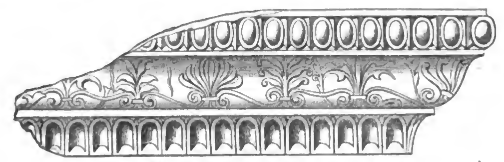
**) H. C. Carey, Lehrbuch der Volkswirthschaft und Socialwissenschaft. Cap. V. Die Occupation der Erde.

***) It. Ant. Legio XIV Gemina. Not. Imp. Legio XIII Gemina. Forb. Hdb. III. S. 1093.

†) Mannert's Geogr. VII. Band.

sämmtlicher Römercastelle um Bononia lieferten das Materiale zum Aufbaue des altbulgarischen Bodun's, B'din, und türkischen Vidin's. Auch die ehemals römischen Befestigungen Ratiaria's dienten als naher bequemer Steinbruch und selbst die Trümmer seiner Monumente, Votiv- und anderer Steintafeln, welche werthvolle Aufschlüsse über seine einstige Bedeutung enthielten, wanderten nach Vidin, wo sie bis zuletzt in dessen Mauern unbeachtet blieben.

Zwei Steintafeln, welche ich an der Aussenseite des alten Castells in der Mitte neuerer türkischer Fortificationen im Jahre 1862 zu Vidin eingemauert fand, sind die ersten bekannt gewordenen und zugleich uns erhalten gebliebenen Inschriften, in welchen der Name Ratiaria vorkömmt. Ich veröffentlichte diese Inschriften in den Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften im Jahre 1868. Graf Marsigli hatte von diesen beiden Steinen keine Kenntniss. Er publicirte jedoch eine andere zu Vidin aufgefundene Inschrift*), nach der ich



Römisches Gesimsstück von Ratiaria.

dort vergeblich forschte. Sie rührt gleichfalls von Ratiaria her. Marsigli erkannte dies jedoch nicht, da er die Abkürzung COL. RAT.OOD mit COLONIÆ BONORATVS ergänzte**).

Ratiaria hatte jedenfalls auf beiden Ufern des Arčers gestanden. Von seinen alten Befestigungen fand ich im N. der Stadt auf einer Anhöhe des linken Arčerufers hart an der Donau die Reste eines Castrums, das so ziemlich die Ausdehnung des zu Lom geschilderten haben dürfte. Es ist von üppigem Pflanzenwuchse überwuchert und weit mehr noch vernachlässigt als jenes. Nur eine ärmliche Karaula befindet sich innerhalb des wüsten Raumes. In gefährlichen Zeiten ist die männliche türkische Bevölkerung des Städtchens verpflichtet, die den stolzen Namen Kaleh (Schloss) tragenden schuttbedeckten Wälle zu vertheidigen. Sonst stationirt hier nur ein Zaptie-Piquet, commandirt von einem Tschausch (Corporal), welcher mich bei meinem Besuche im Jahre 1864 auf Empfehlung des Kaimakams zu Lom, zu dessen Kaza Arčer gehört, auf meinen archäologischen Streifzügen bereitwilligst und fördernd begleitete.

*) Marsigli, Dan. Bd. II. Taf. 54.

**) S. Ackner und Müller, dann Mommsen „Corpus" No. 1641 und III. 2. S. 1020.

Ich fand mehr oder minder interessante, antike Steinfragmente in Arčers Strassen und Häusern zerstreut umher liegen. Es fehlt aber leider an einer pietätvollen Hand, welche sie sammelte und vor dem traurigen Loose der meisten Römerreste in der Türkei bewahrte. Vor einer in der Mitte des Städtchens, in einem Gässchen, liegenden Moschee traf ich eine $1,_{58}$ M. lange und $2,_{84}$ M. hohe, in zwei Stücke geborstene, reich ornamentirte antike Steinplatte als Portalstufe benützt, die wohl als Theil eines Kämpferbogengesimses, einem Tempel römisch-korinthischer Ordnung angehört haben mochte. Die Gesimsplatte erinnert in ihrer Ornamentirung an ähnliche des Jupiter Statortempels zu Rom, welcher bekanntlich zu den schönsten Bauten dieser Gattung zählt und dessen Decoration an die reinste Periode griechischer Kunst mahnt.

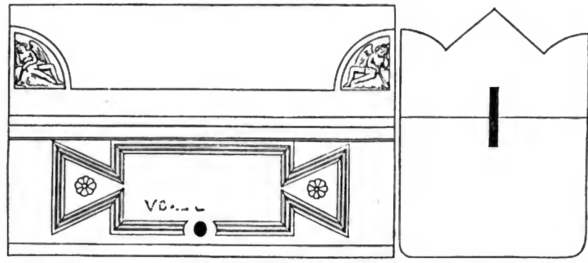
Einen Votivstein sah ich als Treppe eines Kaffeehauses*), eine schön profilirte, $1,_{06}$ M. lange, $0,_{20}$ M. hohe Simsplatte als Piedestal einer Holzstütze am Gewölbe eines Kaufmanns, Namens Hadschi-Hassan-Ismail-Aga, benützt. Auf dem Wege nach dem grösstentheils von Romanen bewohnten Stadtviertel am rechten Arčerufer begegnete ich in den Strassen noch vielen anderen Resten von Säulenstämmen, Capitälen u. s. w., zum Theil stark verstümmelt und in Neubauten eingefügt oder frei umherliegend. Im bulgarisch-walachischen Stadttheile fand ich im Hause des Bulgaren Stefan Pavle einen Votivstein von $1,_{19}$ M. Länge und $0,_{74}$ M. Breite, zur Hälfte in der Wand einer finsteren Hütte steckend, was seine Copirung sehr erschwerte. Mommsen las und ergänzte ihn**). Einen andern Stein von seltener Form, verziert mit Schild und gekreuzten Pfeilen en relief, traf ich im Hofe des Walachen Stojan Dino.

Das am besten conservirte Monument aus der Römerzeit in Arčer befindet sich im Hause des Tschausch Hadschi-Hassan-Hussein im türkischen Stadttheile. Es is dies ein Sarkophag von sehr schöner Arbeit aus demselben dunkelvioletten krystallinischen Gestein (Amphibol-Andesit), das ich auf der Höhe des Sveti Nikolapasses gesehen hatte. Dieser Sarkophag wurde vor etwa 20 Jahren im Garten des Tschausch in einem tiefen, vollkommen ausgemauerten Gewölbe gefunden und ziemlich unbeschädigt herausgeschafft. Er misst $2,_{29}$ M. Länge und $1,_{11}$ M. Breite. Seine Form ist aus der Abbildung ersichtlich. Die Karniesprofile der Umrahmung des grossen Mittelschildes sind tadellos gearbeitet, die Figuren (trauernde Genien) aber etwas schematisch behandelt. Die Inschrift selbst wurde leider bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. An der Rückseite der $0,_{61}$ M. hohen Decke befindet sich die bei römischen Sarkophagen oft vorkommende quadratische kleine Oeffnung.

Unbegreiflicher Weise fuhr Graf Marsigli, der einzige Alterthumskenner, wel-

*) Mommsen „Corpus" No. 6290.
**) Mommsen „Corpus" No. 6293.

cher im Beginn des vorigen Jahrhunderts die Donauufer bereiste, an der Strecke Vidin bis Nicopolis gleichgiltig vorüber. In Ratiaria hätte er zu jener Zeit ohne besondere Schwierigkeit viele monumentale Reste gefunden, die seitdem verschleppt oder in den Grundfesten und Mauern von Neubauten begraben wurden. Mommsen's, von der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin edirte Sammlung römischer Inschriften zeigt bezüglich der wichtigsten Donau-Colonien leider sehr bedeutende Lücken, welche durch die von mir und später von Desjardins und Lejean*) in diesen Gegenden aufgefundenen nur wenig ausgefüllt werden konnten. Ich bin jedoch fest überzeugt, dass mit grösseren Mitteln unternommene Ausgrabungen, trotz aller Verschleppungen, ein noch sehr interessantes Material zur Geschichte der römischen Herrschaft an der bulgarischen Donau zu Tage fördern dürften.



Römischer Sarkophag zu Arčer.

Wie schon zur Römerzeit ist Arčer auch heute der Standort einer kleinen Kriegsdampferflotille. Es eignet sich vermöge seiner günstigen Lage zu einem vorzüglichen „Lugaus“ Donauabwärts bis Lom, und aufwärts weit über Vidin hin, also zur Ueberwachung einer Strecke von etwa 6 geogr. Meilen. Vom Walle des ehemals römischen Castrums erblickt man Vidins Minarete mit unbewaffnetem Auge. Ich schlug jedoch nicht die nach der Paschastadt führende Fahrstrasse entlang dem Donauufer ein, sondern gedachte von Arčer aus die Trace der Römerstrasse aufzusuchen, welche einst Ratiaria mit Naissus verbunden hatte. Einen Theil derselben von Niš über Knjaževac durch den Kadibogaspass bis zur serbisch-bulgarischen Grenze hatte ich früher festgestellt**) und ich durfte

*) Desjardins und Lejean besuchten erst nach mir im Jahre 1868 das bulgarische Donauufer und Desjardins veröffentlichte seitdem auch einige von mir früher im Jahre 1864 aufgefundene, schon im Jahre 1866 Prof. Mommsen mitgetheilte Inschriften.

**) Kanitz, Serbien, S. 301.

wohl mit einiger Begründung vermuthen, ihre Fortsetzung entlang dem Flussbette des Arčers in der Richtung gegen Rabiš aufzufinden.

Aus dem romanisch-bulgarischen Stadttheile Arčers führt eine ziemlich gut gehaltene Strasse am rechten Flussufer bis zur Furth bei Karaula Popadia. Diese Strecke des Flussthales bietet jedoch in archäologischer Beziehung wenig Interesse. Ein anderer aus demselben Stadttheile Arčers abzweigender Vicinalweg brachte mich im Jahre 1864 auf die ziemlich steil nach der Donau abfallende Terrasse. Ich ritt anfänglich zwischen Wäldern mit ausserordentlich üppigem Baumwuchse hin. Vor Vladišince eröffnete sich aber eine prachtvolle unbehinderte Aussicht auf das Sveti Nikola-Balkangebirge bis zu seinem nordwestlichsten Ausläufer, der serbisch-bulgarischen Vrška-Čukahöhe. Die stellenweise gut cultivirte Terrasse erschien für das Auge beinahe eben, nur wenig coupirt und mit vielen Dörfern besiedelt, im Gegensatze zu unseren Karten, die im Arčerthale nicht eines anzugeben wussten; denn das von Scheda angeführte Almadan existirt nicht.

Bei den grossen, jedenfalls schon von den Römern bearbeiteten Steinbrüchen Lagošovce's stieg ich wieder zum Bette des Arčers hinunter, das von hier ab, in beinahe streng östlicher Richtung, die bis zur Donau streichenden bewaldeten Höhen durchschneidet. Im Herbste 1868 kreuzte ich, von Izvor kommend, etwas westlicher von diesem Puncte, bei Karaula Popadia, den wenig tiefen Fluss und folgte der gutgehaltenen Vidin-Nišerstrasse bis zum Tscherkessendorfe Osmanieh. Dort setzte ich auf das linke Flussufer über, um weiter nach der alten Römerstrasse zu forschen; denn dass diese wichtige Strasse einst ihre Fortsetzung vom serbischen Kadibogaspasse durch das Arčerthal genommen haben musste, war für mich im Hinblick auf die Lage Ratiaria's und meine früher gewonnenen Erfahrungen beinahe zweifellos. Es überraschte mich wenig, auch bei den Thalbewohnern bestimmte Traditionen von einem ehemaligen „Kaldrum put" (gepflasterter Weg) zu finden, der nach ihren Aussagen noch zu Anfang des Jahrhunderts existirt haben sollte. Doch wo und wie seine verschwundene Spur auffinden?

So ruhig der Arčer in trockener Jahreszeit durch das massenhafte Gerölle seines regellosen Bettes mehr sickert als fliesst, zu einem eben so mächtigen und gefährlichen Strome wächst er aber zur Zeit grosser Hochwasser an. In stets wechselnder Laune verbreitert er dann sein breites Rinnsal durch zahllose Krümmungen und Auswaschungen zum Nachtheil seiner schönen Ufergelände. Mit den einstigen römischen Uferversicherungen hatte aber auch der wilde Fluss jedenfalls die alte künstliche Heerstrasse hinweggespült. Ich verzweifelte bereits an dem Gelingen meiner Aufgabe, da stiess ich nahe bei Ostrokavce auf die ersten Reste römischer Bauten, auf die Mauern eines kleinen Castrums.

Sie bildeten jedoch nur die Vorläufer weit wichtigerer Funde. Zwischen Ostrokavce und Kladrup, zwei nur 3/4 St. von einander entfernten Orten, hat der Fluss die Thalsohle furchtbar zerrissen. Grössere zusammenhängende Uferstrecken gehören hier zur Seltenheit. Die neue gebahnte Strasse verschwindet und wir sahen uns genöthigt, unseren Weg über das Gerölle des Flussbettes zu nehmen. Unmittelbar vor Kladrup, am Vereinigungspuncte der beiden Arčerarme, wartete meiner eine grosse Ueberraschung. Es fielen mir hier eine Menge parallel laufender, wallartiger Erhöhungen auf, deren eigenthümliche Vegetation allein schon das darunter lagernde Mauerwerk verriethen. Nur wenige Untersuchungen genügten, um mich darüber zu vergewissern, dass ich mich auf den Resten einer römischen Niederlassung von bedeutender Ausdehnung befand, deren Mittelpunct ein festes Castrum von etwa 140 Schritten im Gevierte gebildet hatte. Deutlich waren die im rechten Winkel auf einander stossenden Strassen und die Stellen der einzelnen Gebäude zu erkennen. Es wird jedoch umfassender Ausgrabungen bedürfen, um den einstigen Grundplan dieser antiken Niederlassung festzustellen.

Im Dorfe Kladrup selbst fand ich zwei Fragmente von Inschriften und zwar eine kleine: Dis deabusque omnibus, im Hause eines Bauers Teodor Petrov, dann eine zweite auf dem kleinen umfriedeten Wiesenraume, welcher ungedeckt zu kirchlichen Versammlungen benutzt wird und durch seine entlang dem Zaune im Kreise aufgestellten rohen Steinsitze an die alten Opferplätze aus der prähistorischen Steinzeit Englands mahnte. In zwei Theile geborsten und mit der Schrift verkehrt, steckte dieser zweite römische Inschriftstein neben einem grossen steinernen Kreuze im Boden. Ich liess ihn behutsam ausgraben und copirte ihn. Nach Mommsen gehört er dem Jahre 213 n. Chr. an*).

Beide Steine rühren aus den Ruinen der früher gedachten nahen Römerstadt her und die Bauern erzählten mir auch von zahlreichen Münzenfunden, die von Zeit zu Zeit dort gemacht werden.

Der Tag neigte sich bereits zu Ende, allein er hatte sich in Ueberraschungen noch nicht erschöpft. Etwa 1/2 Stunde westlich von Kladrup erblickte ich unfern des nach Rabiš führenden Weges, auf einer kleinen Anhöhe leuchtende weisse Puncte. Ich hielt sie anfänglich für eine weidende Schafheerde. Die Puncte blieben jedoch so merkwürdig unbeweglich, dass ich mich entschloss, den Weg nach der Höhe zu nehmen. Hier fand ich nun etwa 30 römische Votivsteine, welche sich grösstentheils mit ihrer Breitseite tief in das weiche Erdreich eingewühlt hatten. Nur einer zeigte die Stirnseite nach oben gekehrt. Seine Inschrift war aber unleserlich geworden und nur das hübsche Laubwerk des ornamentirten Rahmens war erhalten geblieben. Viele Votivsteine dieses römischen Begräbniss-

*) Mommsen „Corpus" No. 6291.

ortes mögen wohl zum Bau der neuen Kirche des nahen Rabiš verwendet worden sein, dafür spricht die gespaltete Hälfte eines solchen, die ich auf dem Kirchhofe dort fand*).

In welchen Beziehungen das kleine Castrum bei Ostrokavce und der grosse Begräbnissplatz vor Rabiš zu den von mir zwischen beiden aufgefundenen Ruinen der römischen Niederlassung bei Kladrup gestanden, wird nur durch Ausgrabungen im grossen Maassstabe festgestellt werden können. Meine vorstehend knapp skizzirten Funde zu Ostrokavce, Kladrup und Rabiš, ferner die grossen Steinbrüche zu Lagošovce und die Ueberbleibsel einer römischen Ansiedlung am Arčer zu Bela, von welchen ich leider erst zu spät hörte, um sie persönlich in Augenschein nehmen zu können, sind aber jedenfalls sprechende Zeugen für meine bereits im Jahre 1868 geäusserte und seitdem unverändert gebliebene Ansicht, dass die grosse römische Heerstrasse von Naissus nach Ratiaria, vom serbischen Kadibogaspasse aus, nur durch das Arčerthal gegangen sein konnte.

Aber auch für den Namen der von mir bei Kladrup aufgefundenen Römerstadt gibt eine der wichtigsten römischen Kartenquellen Anhaltspuncte. Die Peutingersche Tafel führt an der Strasse von Naissus nach Ratiaria drei Mansionen an. Die ersten beiden: Timacum Maius und Timacum Minus glaube ich in meinem Reisewerke „Serbien“ (S. 297) genügend nachgewiesen zu haben. Die dritte: Conbustica soll nach der Peut. Tafel 27 Mill. von Timacum Minus und gleichweit entfernt von Ratiaria gewesen sein. Zwischen Timacum Minus und Ratiaria habe ich allerdings nur die Reste einer einzigen grösseren, unzweifelhaft römischen Niederlassung bei Kladrup gefunden. Ihre Entfernung von Ratiaria und Timacum Minus, zwischen welchen Conbustica nach der Tafel genau auf der Mitte des Weges gelegen haben soll, ist jedoch, wie ein Blick auf die Karte zeigt (Vgl. Knjaževac, Kladrup, Arčer), mit jener der Tafel nicht übereinstimmend. Leicht wäre es wohl, die hier entstehende Milliendifferenz durch die Annahme eines Schreibfehlers der Peut. Tafel zu beseitigen, wie dies in analogen Fällen oft geschah. Es wäre um so gerechtfertigter, als der Angabe der Tafel folgend, bereits D'Anville**) und Mannert***) Conbustica, ungeachtet sie nicht die geringsten archäologischen oder topographischen Anhaltspuncte dafür besassen, bereits hart am Arčerflusse gesucht haben.

Ich möchte jedoch die endgiltige Lösung dieser Frage künftigen Forschungen vorbehalten, welche, wenn das Arčergebiet einst vollkommener gekannt sein wird, jedenfalls über reichhaltigere Vorarbeiten zu gebieten haben werden, als ich sie auf der archäologisch-topographischen terra incognita der bulgarischen Donau-

*) Mommsen „Corpus“ No. 6296.

**) D'Anville, Mém. de l'Ac. des Insc. T. XXVIII 444.

***) Mannert Geog. VII. Bd.

terrasse, wo ich zuerst selbst die topographische Karte schaffen musste, vorgefunden hatte. Es genügt mir also hier durch meine Reise am Arčer festgestellt zu haben: dass sicher mindestens ein Theil der römischen Legionen den Weg von Naissus zur Donau durch das Arčerthal nach Ratiaria genommen habe, dass sich mehrere bisher ungekannte römische Niederlassungen in demselben befanden und dass es für die Vertheidigung des mösischen Donau-Limes eine hohe strategische Wichtigkeit besass, wie dies die von mir aufgefundenen Befestigungen beweisen.

Der Steilrand der Terrasse, auf dem das wohlhabende Dorf Rabiš liegt, ist durch zahlreiche Regenrisse vielfach zerschnitten. Ersteigt man jedoch denselben, so erblickt man eine schöne fruchtbare Hochebene, auf welcher $^1/_4$ Stunde nördlich von dem Dorfe, vollkommen isolirt, sich ein für den Topographen unschätzbarer Aussichts- und Peilungspunct erhebt. Ich kam an dem Dorfkirchlein Sveti Ilija mit seinem kleinen Friedhofe vorüber, copirte dort die erwähnte römische Inschrift, kreuzte hierauf ein Bächlein und befand mich am Fusse dieser Höhe, welche im Volksmunde Magura oder auch Pilav-Bair genannt wird. Letzteren Namen erhielt sie, weil ihr von NW. nach SO. streichender Rücken, von NW. gesehen, einem spitz zulaufenden Pilavhaufen ähnlich sieht.

Die erste Hälfte des Anstiegs der Höhe war leicht. Wir blieben auf den Pferden und kamen durch grosse Ziegenheerden, welche auf dem üppigen Rasen sich lustig herumtummelten. Leider rauben sie dem hier und da auftretenden Laubholze unbarmherzig die besten Lebenskeime. Der gute Weg hatte jedoch bald sein Ende erreicht und wir sahen uns genöthigt, unsere Pferde zurückzulassen. Immer dichter wurden die zu Tage tretenden, steil sich aufrichtenden Kalkblöcke und je höher, desto schärfer, kantiger und zugleich gefährlicher wurden sie für unsere Füsse und unser Schuhwerk. Doch einmal auf dem Gipfel der Magura angelangt, wurden wir durch eine äusserst genussreiche Rundsicht für alle Mühe entschädigt.

Mit einem Blicke umfasst man die mächtigen Bergreihen, von den konisch geformten niederen Spitzen des Džibrica- und Lomgebietes bis zu den letzten Ausläufern der grossen Balkankette. Man vermag von hier aus die hohen Kuppen des Sveti Nikola-Balkans, die Ivanova-Livada, die Pisana-Čuka-, den Rasovati-Kamen mit seinen Vorbergen Strebske, Vedernik und Cerovica, aus deren tief eingeschnittenen Schluchten die Quellen des südlichen Arčerarmes entfliessen, ferner die Golema-Glava, den spitzen Kitko und rundkuppigen Babin-Nos, in welchen die Quellen des nördlichen Armes des Arčer's sich sammeln, und ebenso deren Vereinigungspunct bei Kladrup genau zu unterscheiden.

Weiter übersieht man von der Magura, nördlich vom Babin-Nos, die Suva-Kladenica, den Crno-Glav und die Ostričevac-Planina, in deren Vorbergen die

südlichen Zuflüsse des Vitbol's, die Vlahovička- und Rakovicka rjeka entspringen. Dass der Vitbol auch einen noch weiteren nördlicheren Arm besitzt, dies sollte ich erst später hart an seiner Mündung erfahren. Die scharfgeschnittenen Profile der Stolovi und die wunderlichen Formen der Belogradčiker Sandsteinwelt erfüllten den südlichen Mittelgrund des prächtigen Bildes. Hart am Fusse der Magura — die Türkei ist unerschöpflich in Ueberraschungen für den Reisenden — warf aber die Morgensonne ihre leuchtenden Strahlen auf eine weite Wasserfläche, die, je mehr ich auf der Spitze gegen N. hinaustrat, sich vor mir als ein kleiner Landsee entpuppte (S. die Karte). Nach der Aussage meiner Wegweiser aus Rabiš, soll das Wasser an manchen Stellen 2 — 3 Mannestiefen haben und von sehr wohlschmeckenden, ziemlich grossen Fischen bevölkert sein, welche in der Fastenzeit als Leckerbissen betrachtet werden.

Gerne glaubte ich es meinem Führer, Stojan Iliov, einem jener 10,000 im Jahre 1861 nach Russland ausgewanderten und bereits im Jahre 1862 wieder zurückgekehrten Bulgaren, dass der Krimboden, so fruchtbar und romantisch schön er auch sei, ihn doch nicht die eigenthümlichen Reize seiner bulgarischen Heimath habe vergessen lassen. Die Mehrzahl der Emigranten suchte bekanntlich, obwohl ihrer bittere Prüfungen auf heimathlichem Boden warteten, reuig denselben wieder auf. In dem jungen Landmann Stojan Iliov trat mir auf's Neue die grosse Bildungsfähigkeit des Bulgarenvolkes lebhaft entgegen. Während seines kaum einjährigen Aufenthaltes in der reichen Bulgarenstadt Bolgrad (früher zu Bessarabien, gegenwärtig zu Romanien gehörig) bot sich ihm Gelegenheit zur Erlernung der französischen Sprache und ungeachtet er dieselbe seit vielen Jahren nicht geübt, sprach er sie noch ziemlich geläufig und mit dem allen Südslaven eigenthümlichen weichen Accente. Wäre das herrschende moslim'sche Element selbst nur etwas gebildeter, wäre es befähigt, nur einigermassen fördernde Impulse zur Civilisirung der Rajah im europäischen Sinne zu geben, wahrlich das jetzt noch von so mancher Seite wenig beachtete Bulgarien würde sich bald durch seine raschen Culturfortschritte auszeichnen und mehr als manches andere der interessanten Völker an der unteren Donau die Sympathien Europa's erwerben.

Am östlichen Rande des Sees — nebenbei bemerkt, der einzige, welchen ich in Serbien und Bulgarien zwischen der Save bis zur Dobruča nördlich des Balkans gefunden — erwartete mich meine zurückgebliebene Escorte im Schatten einer hübschen Baumgruppe. Ueppigster Graswuchs bedeckte die Fläche, über welche wir nordöstlich gegen Makreš zogen. Kurz vor dem Orte stiessen wir auf den Vereinigungspunct der von Vlahović und Rakovica herabkommenden Bäche, welche den südlichen Arm des Vitbols bilden.

Makreš zählt 120 Häuser, gehört zu den wohlhabendsten Orten der Umgebung,

und besitzt eine nette Kirche mit Schulhaus, welches ich, von dem Ortsvorstand begleitet, besichtigte. Leider fand ich es unzweckmässig eingerichtet und ebenso verwaist, wie das geschilderte zu Izvor. Hier wie überall hörte ich über den Mangel fähiger Lehrer klagen. Die Errichtung von Schullehrer-Seminarien in den ersten Städten Bulgariens, etwa zu Rusčuk, Trnova, Niš, Sofia und a. O. kann nicht warm genug der türkischen Regierung und den gebildeteren bulgarischen Patrioten empfohlen werden.

Im Jahre 1864 war Makreš der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen eingefallenen serbischen Haiduken und türkischen Zapties, in welchen Erstere blutig über die Grenze zurückgewiesen wurden. Dichter Wald zieht hinter Makreš von den Höhen des rechten Vitbolufers bis dicht an dessen Rinnsal herab, während sein linkes Ufer flächer und mehr cultivirt erscheint. Bei Vulčak macht der Fluss eine starke Wendung SO. Der Weg geht eine Zeitlang über das Steingerölle des die stark zerrissene Thalsohle oft durchschneidenden Flussbettes. Unmittelbar vor dem Dorfe verriethen zahlreiche Viehheerden, darunter Hornvieh von schönem Schlage, den Wohlstand seiner Bewohner, welchen die armselige Einrichtung der Häuser sonst nicht hätte vermuthen lassen. Auch Wein gab es hier in Fülle und die mit dessen Einbringung beschäftigten Bewohner befanden sich sämmtlich in fröhlicher, manchmal etwas allzu heiterer Stimmung.

Ein schattiges Eichenwäldchen brachte mich von Vulčak in NW. Richtung wieder hinaus auf die weite Ebene, deren prachtvoll schwarzer Humusboden reichliche Kornernten geben müsste. Leider spricht nur üppig wucherndes Unkraut für die hier brach liegende überschüssige Productionskraft, welche richtig verwerthet, viele fleissige Hände belohnen könnte. Ein Anfang zur Urbarmachung dieses Terrains wurde wohl durch ein Tatarendorf gemacht, das zwischen Vulčak und Gramada im Jahre 1862 angesiedelt wurde. Es heisst Kuševce. Unmittelbar vor demselben überschritt ich einen dritten, von Urbabince herabkommenden Zufluss des Vitbols und hatte mit Gramada unser nächtliches Bivouak erreicht. Auf dem Wege dahin erfreute uns das schon mehrfach geschilderte Panorama der serbisch-bulgarischen Gebirgswelt, erweitert noch durch scharf geschnittene Profile der westlich erscheinenden Rtanj-Pyramide; meines liebgewonnenen, allerorts auftauchenden und wegweisenden Reisebegleiters durch Serbien. Auch andere hohe Spitzen dieses Landes, unter ihnen der charakteristisch profilirte Stol, traten hier in Sicht.

Zu Gramada stieg ich im Kmetenhause ab. Bei dem Scheine einer Blendlaterne, welche nicht geringe Verwunderung bei den einfachen Landleuten erregte, ordnete ich die im Laufe des Tages gewonnenen Daten zur Feststellung des Vitbollaufes, wobei mich die zu meiner Begrüssung herbeigekommenen Ortsältesten neugierig umstanden und durch manche Auskünfte unterstützten. Nach kurzer

Nachtruhe wurde ich aber schon zeitlich Morgens durch das geschäftige Treiben der Frauen des Hauses geweckt. Es ist wirklich schwer zu sagen, ob der weibliche oder männliche Theil der bulgarischen Bevölkerung sich in Fleiss, Geschick und Eifer übertreffen. Gewöhnlich theilen sich aber beide Geschlechter mit gleich bewundernswerther Thätigkeit in die häuslichen Geschäfte.

Zwischen den Maisfeldern Gramada's führt ein Weg in östlicher Richtung (zuletzt SO.) nach Vodna. Kurz vor dem kleinen, rein bulgarischen Orte, der nur 53 Häuser zählt, mussten wir zu dem Rinnsal desselben Baches hinabsteigen, den wir Tags zuvor bei der Tatarenansiedlung Kuševce durchritten hatten. Das Bächlein sollte, nach der Aussage der Ortsbewohner, in den Vitbol münden und doch nahm es eine Richtung, welche den Zuflüssen des Vitbols, die ich bereits kannte, ganz entgegengesetzt war. Es floss gegen Nord und nicht nach Süden. Glücklicher Weise traf ich einen türkischen Beg hier, der die Gegend genau kannte und dessen Erklärungen mir nach vielen Kreuz- und Querfragen die Existenz eines nördlicheren Vitbolarmes klar machte, welcher sich mit den bereits von mir überschrittenen nahe der Donau vereinigen sollte. Ich beschloss, diese unerwartet entdeckte Wasserader bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen, um ihre Eintragung in die Karte bewerkstelligen zu können.

Während bisher Maisculturen den Ausblick auf die weite Hochebene grösstentheils gestattet hatten, vertieften wir uns bald hinter Vodna in die Labyrinthwege eines jungen Eichenwaldes. Nur hier und da erschienen kleine Lichtungen mit den pittoresken Laubgezelten faullenzender, schnitzender oder musicirender Hirten. Ich trat in eine wahre Waldidylle, welche durch Ziegen, Schafe, Ochsen u. s. w., die einzeln oder in Trupps die duftigen Graspartien aufsuchten, die reizendste Thierstaffage erhielt. Nach $^3/_4$ St. hatte unser romantischer Ritt ein Ende. Wir senkten uns über die sanfte Böschung der Terrasse hinab und gelangten so endlich an das gesuchte Flussrinnsal und bald darauf an das Bulgarendorf Kušovica. Die Strömung des von Rakòvica herabkommenden Baches ist hier eine so starke, dass seine letzten Frühjahrshochwasser die Anwohner zur Uebersiedlung auf höhere Uferpuncte zwang. Zur Verfolgung des Wasserlaufes zog ich weiter gegen NO.

Auf dem Wege nach Sinakovce verschwand der oft wildromantische Anstrich der Uferlandschaft. Culturen, Weingärten und Wiesen ziehen von der allmälig sich ermässigenden Terrasse bis hart in das sich erweiternde Thal herab. Es zeigt hier stellenweise einen freundlich anmuthenden cultivirten Charakter. Besonders schön liegt nahe vor Sinakovce das Tschiftlik eines wohlhabenden Vidiner Türken. Es war eben Weinerntezeit. Mehrere für türkischen Frauentransport eingerichtete Arabas (Wagen), unter dem Schatten riesiger Nussbäume, verriethen uns die Anwesenheit des Eigenthümers und seines Harems. So einladend

an dem heissen Tage eine kurze Rast an dieser schattigen Stelle gewesen wäre, hielten wir uns doch, die Landessitte ehrend, in respectvoller Entfernung von dem kleinen Hause, auf dessen Balkon sich der glückliche Tschiftliksbesitzer, umgeben von mehreren weiblichen und, wie mir schien, unverschleierten Frauengestalten, zeigte. Kinder schlugen lustig das Tamburin. Gesang, Guitarrespiel und lautes Lachen tönten uns noch lange nach.

Die gänzliche Beseitigung des lange genug in Europa genährten Wahns, als bildeten die Türken den Grundstock der Bevölkerung in den Balkanländern, ist aus vielen Gründen eine wichtige Aufgabe für den ethnographischen Forscher. Ich erwähne desshalb hier ausdrücklich, dass dieses Tschiftlik bei Sinakovec das einzige und auch nur zur Sommerzeit bewohnte Türkenhaus blieb, dem ich mit Ausnahme der Städte auf meinen zahlreichen Touren zwischen dem Lom bis zum Timok begegnete. Alles Land zwischen beiden Flüssen wird, von den neuesten Tataren- und Tscherkessenansiedlungen abgesehen, ausschliesslich von Christen, und zwar am Donauufer von Romanen, im Innern aber meistens von fleissigen Bulgaren bewohnt und cultivirt; während der Türke nur noch sporadisch als Tschiftliksbesitzer auftritt und auch als solcher es vorzieht, die Stadt zu bewohnen.

Bereits früher hatte ich des Bulgaren technische und industrielle Talente schätzen gelernt. Die von dem schlichten Gebirgsbewohner selbst gefertigten Webstühle, auf welchen Frauen und Mädchen ihre farbenprächtigen Gespinnste erzeugen, die bereits erwähnten schönen keramischen Arbeiten, Schnitzereien u. s. w. sprechen allerorts für dieselben. Im Vitbolgebiete sollte ich aber die künstlichen Vorrichtungen bewundernd sehen, durch welche sich diese einfachen Menschen den Ruf der vorzüglichsten Ackerbauer der Türkei erworben haben. Zwischen Sinakovec und Nazir-Mahala sah ich ihre höchst sinnreichen Bewässerungsapparate, deren Construction mir eine noch höhere Meinung von der technischen Begabung dieser Donau-Bulgaren beibrachte. An sehr vielen Stellen fand ich den Fluss abgegraben und sein Wasser in künstliche Rinnen und Kanäle gestaut, hölzerne Räder von oft riesigem Durchmesser tauchten in dieselben und brachten, durch von Hornvieh getriebene Göpel in Bewegung gesetzt, das Wasser auf die hochgelegene Terrasse. Göpel und Schwungräder waren im Hinblick auf die höchst primitiven Werkzeuge, über welche diese Landleute verfügen, technisch vollendet gearbeitet und sogar durch einen schwarzen Oelfarbenanstrich vor Fäulniss geschützt. Ich beschränke mich hier auf diese Andeutungen zur Charakteristik der Bulgaren, hoffe aber an anderen Stellen noch weitere Beiträge zur besseren Kenntniss derselben zu liefern.

Bei Nazir-Mahale erweitert sich das Thal der Rakovica rjeka gegen die Donau zu ansehnlicher Breite. ¼ St. östlich von dem Orte stiess ich endlich auf

das vom Dorfe Vitbol im Bogen herabkommende, eine kurze Strecke mit der Donau parallel laufende Vitbolflüsschen, das hier die Rakovica aufnimmt und unmittelbar darauf in die hier ziemlich breite Donau fällt.

Wohl in wenigen Theilen Ost-Bulgariens herrschte auf unseren Karten in topographischer Beziehung eine solch heillose Verwirrung, als auf dem zuvor



Bulgarischer Bewässerungs-Apparat am Vitbol.

geschilderten, so nahe am grossen Donaustrome gelegenen Gebiet. Man muss selbst z. B. v. Scheda's neueste Karte mit meinen Aufnahmen vergleichen, um daran zu glauben. Da gibt es neben einem selbstständigen Flüsschen „Vidbok" (Vidbol), einen ziemlich grossen „Turnen", dessen Quellen bei demselben Orte Selas (Salaš) entspringen, von dem in Wirklichkeit der südliche Arm des Arčers herabkommt. Neben dem fictiven „Turnen" gibt es ferner ein „Girce"flüsschen

und an allen diesen verschiedenen Wasseradern findet man einige spärliche Orte hier und da verstreut, deren Namen gleichfalls fabulos sind. Die Ortsnamen Cipljane, Horito, Karaul, Kida, Kioj, Magale, Skelenkyoj, Cifa, Banovce und Saule kennt Niemand auf der Vidiner Terrasse. Streicht man aber diese zehn fictiven Namen von Scheda's Karte weg, so bleibt um Vidin eine riesige Wüste.

Hart auf dem Rande der im spitzen Winkel von der Rakovica und dem Vitbol umflossenen Terrasse fand ich die Reste eines kleinen unzweifelhaft römischen Castells, welches gleich allen ähnlichen Befestigungen an der Donau der grossen nördlichen Vertheidigungslinie Mösiens angehört hatte. Dieser Punct eignete sich vollkommen zur Ueberwachung des jenseitigen dacischen, heute romanischen Ufers. Später mochte sich auf den in der Völkerwanderung zerstörten römischen Mauern ein byzantinisches Werk und noch später vielleicht auch ein bulgarisches erhoben haben. Darauf hin deutet eine schon S. 155 erwähnte Sage, welche dessen Bau einer Schwester der Gründerin des Schlosses Kurvingrad zuschreibt.

Gegenwärtig lagern dort 20 Nizam-Soldaten aus Anatolien (Asien). Es war eben Mittag, als ich an diese baumlose Stelle kam. Die Sonne brannte heiss und gerne nahm ich die Einladung des freundlichen Tschausch (Corporal) an, im Schatten seines Zeltes nach dem ziemlich anstrengenden Marsche ein wenig des süssen Käffs zu pflegen.

Bald sass ich auf dem von den Soldaten aus Römersteinen und aufgelegten Rasenstücken improvisirten Divan, restaurirte mich mit Wassermelonen, Kaffee und obligatem Tschibuk und blickte hinaus auf Vidins nahe, grellbeleuchtete weisse Mauern. Tiefe Ruhe lag auf seinem langgestreckten sumpfigen Glacis. Die Minaretspitzen hoben sich blendend ab vom tiefblauen Horizont und man vermochte beinahe die Maste der vor Anker liegenden Schiffe zu zählen. — „Seht Herr! lasst mich jetzt einen Schuss thun oder heute Nachts die Alarmstange anzünden und jene jetzt so ruhig aussehende Stadt mit ihrem Pascha und seinen Soldaten wäre in vollster Bewegung!“ — „Da liege ich aber bereits seit 3 Monaten mit meinen Leuten und hier wie auf der ganzen grossen Cordonslinie ist nichts Verdächtiges vorgekommen. Ich wollte lieber, die Rebellen kämen herüber oder die Sache hätte sonst ein Ende, denn sonst sterben wir auf diesem elenden Platze vor Nichtsthun und Langeweile.“

Der äusserst intelligente Tschausch sprach die volle Wahrheit. Seit dem grossen, von Bukarest ausgegangenen Balkanputsche im Jahre 1867 war trotz aller das Gegentheil berichtenden Zeitungsreporters die Ruhe weder an der Donau noch im Balkan gestört worden. Die Pforte hatte den Bulgaren zugesagt, ihre Wünsche, bezüglich eines selbständigen, von dem bösen Einflusse des Fanars befreiten Exarchats, erfüllen zu wollen und der an einigen Orten aufflammende

revolutionäre Geist war damit besänftigt. Nur von der Pforte selbst hängt es ab, ihn ganz zu unterdrücken; aber nicht durch kostspielige Cordone und derlei Auskunftsmittelchen, sondern ganz einfach durch treue Erfüllung ihrer wiederholt den sonst friedfertigen bulgarischen Unterthanen gemachten Verheissungen.

Von dem kleinen Römercastell erreichten wir in 1/4 St. das Dorf Vitbol. Die Poststrasse von Vidin nach Belogradčik zieht mitten durch diesen bedeutenden, sehr belebten Ort. Vor seinen zahllosen Hanen machen die bäuerlichen, nach Vidin zu Markte ziehenden Karavanen gewöhnlich zu einem letzten Trunke nochmals Halt. Für die Wohlhabenheit des Ortes spricht auch seine neue, im Jahre 1863 vollendete Kirche. Ihr Portal ist nach Zinzarenweise reich decorirt. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung trägt die Façade das Wappen Serbiens, umrankt von Ornamenten. Sie verdankt diesen Schmuck jedenfalls nur einer Laune des Baumeisters und sie wird ihn wahrscheinlich noch lange unbeanstandet tragen; denn weder Bulgaren noch Türken legen derlei Dingen einen besonderen Werth bei, welche bei uns oft eine so grosse Rolle spielen.

Das bunte Durcheinander von tscherkessisch-tatarisch-bulgarischen Wagen dies- und jenseits der breiten geländerlosen Vitbolbrücke lichtete sich ein wenig und wir konnten sie ungefährdet passiren. Am rechten Ufer des Flusses, der hier in schmaler Rinne ein stellenweise sehr gut cultivirtes Thal durchschneidet, ging es aufwärts. Allerorts zeigten sich die bereits erwähnten Bewässerungsapparate, um das Wasser auf die Terrassen rechts und links zu heben. Zahlreiche Viehheerden tummelten sich auf den grünen saftigen Matten umher. Die hier und da in Mitte prächtiger Nussbaumgruppen angesiedelten Mühlen schienen vollauf zu thun zu haben und unter der Last des reichen Weinsegens ächzende Gefährte bildeten allenthalben eine heitere, das Auge erfreuende Staffage.

Bei Voinica verengte sich jedoch das Thal. Die Landschaft nahm hier einen ernsteren Charakter an und die immer höher ansteigenden Flussufer erschienen vielfach zerrissen. Vorspringende Kalksteinfelsen traten näher zusammen und wir durchritten eine Art Felsenthor von romantischer Schönheit. Kaum waren wir aber durch seine Pylonen getreten, so nahm das Bild wieder einen mehr freundlicheren Charakter an. Einladend blickte das Dorf Medišovce von einer Höhe zu uns herab, dessen Lage wirklich reizend genannt werden darf. Mein Programm verlangte jedoch noch eine weitere Anstrengung an jenem Tage. Nach kurzer Rast im kleinen Dorfhan, der, nebenbei bemerkt, einer der reinlichsten schien, die ich auf meinen Kreuz- und Querzügen gesehen, zogen wir in westlicher Richtung weiter und die Sonne hatte sich bereits lange hinabgesenkt, als wir die vom Horizonte sich scharf abhebende Silhouette des hochgelegenen Sadrea, unserer nächtlichen Wanderung Ziel, erblickten.

Nach einigem Parlamentiren mit dem Tschorbaschi (Gemeinde-Vorsteher)

und den herbeigekommenen Ortsältesten versuchten wir es, uns so ziemlich leidlich für die Nacht einzurichten. Es blieb beim Versuche. Mein Dragoman und Zaptie Ismael hatten verschiedene Häuser des Ortes recognoscirt. Keines war aber nach ihren Berichten besser als der elende Han, vor dem wir Halt gemacht hatten. Ich beschloss zu bleiben, liess die ermüdeten Pferde absatteln und zog, wie gewöhnlich, die etwas über dem Erdboden erhöhte hölzerne Veranda (Čardak) vor dem Hause, seinem nicht sehr reinlichen Innern vor.

Geht man in der Türkei von der grossen Heerstrasse ab, so lernt man sich mit gar Wenigem bescheiden. Etwas Heu, darauf eine Kautschuk-Decke und ein Mantel zum Einhüllen geben ein prächtiges Bett, Tschai, (Thee mit Rum und Zucker), einige Eier oder ein Rest kalten Huhns, ein treffliches, den Magen wenig beschwerendes Nachtessen, dem oft nur ein Stück schmackhaften Brodes fehlt, um die Fleischtöpfe der Heimath gänzlich vergessen zu lassen. Mein Pferdebursche Nikola hatte indessen auch nahe bei unserem Bivouak unsere Thiere in einer stark verpalissadirten Hürde untergebracht. Die benachbarten Tscherkessen-Ansiedlungen von Kula und Hamidieh mahnten zur Vorsicht. „Früher konnten wir unsere Pferde des Nachts auf der Weide umherlaufen lassen, jetzt aber ist kein Thier vor diesen Räubern sicher!“ meinten die Bauern und die guten Leute zündeten ein grosses Feuer vor meinem Čardak an, um bis zum anbrechenden Morgen als Wache vor demselben zu lagern. Unter ihnen befand sich ein noch vollkommen rüstiger Greis, der über 120 Jahre zählen sollte. Auf meine Frage: „Bist du wirklich so alt, wie deine Söhne behaupten?“ gab er mir die merkwürdige Antwort: „Herr, ich war bereits verheirathet, als Pasvan-Oglu-Pascha von Vidin (der berühmte Janitscharen-Rebell gegen Sultan Selim III.) unser Herr war!“ und gewiss dies gab die beste Bestätigung. Er erzählte mir noch viel von dem einstigen alttürkischen Regiment, wie früher das grosse Dorf mit seinem ganzen Inhalte zur Verfügung des erstbesten durchziehenden Türken stand und wie glücklich sich seitdem das Loos der Rajah gestaltet hätte. Die jüngeren Männer erkannten dies wohl an, meinten aber „Gott gebe, dass noch so Manches sich bald durch des Sultans Gnade ändere, was noch immer schlimm genug uns drückt“.

Unter klarem Sternenzelt, bei von den jenseitigen Vitbolhöhen herüberklingender Hirtenmusik, in welche sich das weniger melodische Brüllen weidender Büffel und Bellen wachsamer Hunde mengte, schlief ich, dank meiner Ermüdung, bald ein. Da weckte mich ein lauter Knall. Unwillkührlich, noch halb schlaftrunken, griff ich aufspringend nach meinem Revolver. Ein Feuerstrahl zuckte vor meinen Augen nieder, ihm folgte unmittelbar betäubender Donner. Es war aber kein tscherkessischer Ueberfall. Ein furchtbares Unwetter hatte sich hart über unseren Köpfen entladen und sandte nun seinen feuchten Inhalt in Strömen

nieder. Es war seit mehreren Wochen der erste kühlende Regen. Dichter hüllte ich mich in meinen Mantel, suchte zunächst das schützende Hausdach und nachdem sich Natur und Menschen etwas beruhigt hatten, mein durch trockenes Heu bald ersetztes Lager wieder auf.

Am nächsten Morgen zogen wir bei herrlichstem Sonnenschein in nordwestlicher Richtung gegen Kula (türkisch Adlieh). Es galt den Vitbol in seiner Quellregion endlich festzustellen. Wir erreichten ihn unmittelbar vor dem Städtchen. Er fliesst hier gegen Cicil hinab und nimmt unterhalb Medišovce ein kleines von Brankovce kommendes Bächlein auf.

Wir befanden uns hier auf einem der fruchtbarsten Puncte der grossen bulgarischen Donauterrasse, und wie bereits früher oft, drängte sich mir erneuert der Gedanke auf — in welches Paradies könnten wohl europäische Ansiedler dieselbe verwandeln. Was Tataren und Tscherkessen hier gethan, geht wenig über den Gewinn des täglichen Brotes hinaus. Der Boden erscheint überall mehr aufgewühlt als gepflügt. Welch armseligen Eindruck machte die Tscherkessenansiedlung Kula's und um wie wenig besser war dessen tatarisches Viertel, zu dem wir aus dem tiefen Einschnitte des Vitbols hinaufstiegen. Ich hatte genügend Zeit, diesen ernsten Gedanken nachzuhängen, während wir durch die langgestreckte Reihe der Tscherkessengehöfte, zwischen ihren mit faulendem Stroh bedeckten, halbverfallenen Häuschen hinritten. Selbst die hier und da in zerrissenen Kleidern auftauchenden Schönheiten aus dem Kaukasus vermochten nicht meinen stillen Hader mit dem, zu jeder Organisation und Administration im europäischen Sinne unfähigen türkischen Regimente zu unterbrechen.

Vom Städtchen Kula, welches ich später näher schildern werde, geht südlich eine ganz kleine Wasserader nach dem Vitbol. Auf eine zweite, etwas grössere, stiess ich in SW. auf unserem Wege nach dessen nördlichsten, vom Kloster Sveta Troica herabkommenden Quellen. Nach einem scharfen Ritte von 1 Stunde erreichten wir zunächst das wohlhabende Bulgarendorf Storapatica.

Wir fanden seine Bevölkerung mit dem Reinigen der eingebrachten Frucht auf den Tretplätzen beschäftigt. Dieser Process vollzog sich in der primitivsten Weise. Das Getreide wurde mit breiten Holzschaufeln in die Luft geworfen, um die Spreu von den Körnern zu sondern. Mädchen, Bursche und Männer überboten sich unter Gesang und Scherzen in der Entwicklung grosser Schwungkraft, welch ländliche Turnübung, wie mich ein dargereichtes Stück Brot belehrte, wohl jedenfalls mehr der unbeabsichtigten Muskelstärkung als dem beabsichtigten Reinigungsprocesse zu Statten kommen mochte. Eine einzige unserer Reutermaschinen hätte denselben zuverlässig in wenigen Stunden und jedenfalls viel rationeller vollzogen.

Unmittelbar hinter dem Dorfe trafen wir Weingärten, mit sehr wohlschmecken-

den Trauben. Sie haben jedoch von den arbeitsfaulen Insassen des nahen Tscherkessendorfes Hamidieh viel zu leiden. Die Storapaticer klagten, dass sie die Trauben vorzeitig ernten müssten, um nur etwas Wein zu retten. Hier wie überall erschallte derselbe Jammer über die Raublust der Helden aus dem Kaukasus!

Etwa $^3/_4$ St. hinter Storapatica lugte das Minaret des verrufenen Tscherkessendorfes aus dem tiefen Einschnitt des Vitbols hervor. Von hier bis Sveta Troica begegneten wir keiner menschlichen Wohnung weiter. Wir näherten uns allmälig den dichten Laubwäldern, welche vom Kamme der serbisch-bulgarischen Grenzberge herabziehen, und bald darauf traten wir in dieselben ein. Eine Begegnung mit dem herumschwärmenden tscherkessischen Raubgesindel in dieser Waldeinsamkeit wäre mehr romantisch als erwünscht gewesen. Als nun vollends die Nacht mit ihrer lautlosen Stille das Dämmerlicht des Abends ablöste, horchten wir doppelt freudig den Tönen des Symantrons, das nach dem üblichen Herkommen zu Ehren unseres Einzuges im Kloster erklang.

Nicht leicht kann man sich einen reizenderen Punct zu einsam beschaulichem Leben denken, als diese der heil. Dreieinigkeit geweihte Stätte. Kirchlein und Klostergebäude liegen still und traulich im dichten Verstecke und der schöne Wald hält jeden störenden Lärm so ferne, dass selbst das weltlichst gesinnte Menschenkind hier die Einkehr in sich selbst leichter finden müsste. Die Mönche, welche diese kleine abgeschlossene Friedensoase bewohnen, sind jedoch nichts weniger als von den heiligen Schauern und Wonnen innerer Einkehr, von dem hehren Genusse stiller Beschäftigung mit den Werken der Besten, die da gefühlt und gesprochen, oder gar von krankhaftem Spiritualismus bewegt.

Wie in Sveti Vraca würde man auch in Sveta Troica vergebens nach jeglichem Anzeichen occidentaler Bildung, z. B. nach überflüssigen Büchern, im Gemache des Hegumens suchen. Es war mir zur Nachtruhe angewiesen worden und ich konnte seinen Inhalt genau examiniren. Einige Heiligenbilder, Gewehre, Branntweinflaschen, Kleider, Patronen — welch letztere neben einem Beutel mit kleinen Geldmünzen unter dem wohl seit lange nicht gelüfteten Kopfkissen des mir abgetretenen Bettes lagen — das war Alles, was ich in der Zelle des Klostervorstandes zu entdecken vermochte.

Da kam er selbst, ein kleines bewegliches Männchen mit ergrautem Barte und überschwänglich demüthiger Geberde, dem trotz des Priesterkleides nicht weniger als Alles zur Ehrwürdigkeit fehlte. Ihm folgte ein zweiter Mönch von geradezu abstossendem Cynismus in der äusseren Erscheinung, beladen mit Flaschen und Speisen, die sie gemeinschaftlich bereitet hatten. Dies waren die beiden Verkündiger des göttlichen Wortes im Kloster zur heiligen Dreifaltigkeit. Ohne ihre Bärte und geistliche Tracht hätte ich sie niemals von den rohesten Gebirgshirten unterschieden. — Gegenüber der Ignoranz, der ethischen und phy-

sischen Unfläthigkeit dieser Mönche, sind jene Serbiens wahrhafte Muster klösterlicher Zucht und Bildung!

Hier sah ich wieder eines der sprechendsten Beispiele, wie viel der hohe fanariotisch-griechische Klerus an dem Bulgarenvolke und seinen Priestern, welche er bisher regierte, gesündigt hatte. Nur auf die Zusammenraffung von Reichthümern stets bedacht, hatte er niemals die Gründung von Bildungsanstalten für die aus dem Volke hervorgehenden und mit diesem in engster Berührung stehenden Priester auch nur versucht!

Lange lag das einsam gelegene Kloster Sveta Troica gänzlich verödet, da kam vor etwa 10 Jahren ein speculativer Mönch und zündete das ewige Licht vor der ärmlichen Ikonostasis wieder an. Die bäuerliche Nachbarschaft strömte herbei und unser Hegumen wusste das kleine Klösterchen allmälig zu einer so einträglichen Rente zu steigern, dass er von derselben gegen 1500 Piaster (150 Gulden Ö. W.) an Steuern — eine für jenes Land sehr grosse Summe — jährlich an die Regierung bezahlen kann. Freilich sehr ungern. Als der alte Hegumenos von mir hörte, dass mir das Haus des russischen Consuls zu Vidin kein fremdes sei, wurde er zutraulicher, bat mich mit einem Winke meinen Begleiter zu verabschieden und schüttete nunmehr sein gepresstes Herz in einer Weise aus, die mir über seine letzten Hoffnungen keinen Zweifel liess. Es wurde mir hier und noch oft später klar, welchen politischen Missgriff die Pforte durch die seit wenigen Jahren eingeführte Besteuerung der Klöster begangen hatte. Der grossen Einfluss auf das Volk übende bulgarische Mönchsklerus wurde durch diese fiscalisch vielleicht einträgliche Massregel jedenfalls noch mehr in die Arme Russlands getrieben. Rachgierig und habsüchtig, erbettelt und erwartet er nun noch sehnsüchtiger von der Neva: Geld, kostbare Kirchengeräthe, Messkleider und — die Erlösung von der Herrschaft der Moslims!

Sveta Troica's Kirchlein bietet in baulicher Beziehung kein besonderes Interesse. Es gehört zu jener grossen Zahl durch ganz Bulgarien zerstreuter Capellen, wie ich sie zwischen dem serbischen Kablar und Ovčar gefunden und geschildert habe*). Des Kirchleins äussere Erscheinung ist nur durch eine kleine Kuppel ausgezeichnet. Der wagrechte Sturz des niedrigen Eingangs zeigt verwittertes byzantinisches Bandornament, einige Linienverschlingungen en relief und ein schlecht gemaltes Bild. Dieses stellt den Pantokrator, heil. Geist und Christus dar und letzterer krönt die heil. Jungfrau, welcher Engel zur Seite stehen.

Durch die äusserst schmalen Fenster der Kuppel und Wände dringt beinahe gar kein Tageslicht in das Innere des Schiffes. Seine Wände sind mit stark restaurirten Fresken bedeckt. Soviel ich bei dem ungenügenden Lichte einer dünnen Wachskerze zu unterscheiden vermochte, sind dieselben eben so künst-

*) Serbien. S. 149.

lerisch werthlos, wie die Ikonostasis und alle übrigen Einrichtungsstücke. Die Rauchfässer, Lampen, Kerzenträger sind neu, von bizarrer, sonst aber ganz gewöhnlicher Zinzarenarbeit.

Ich legte, nach Landesbrauch, einige Geldstücke als Dank für die genossene Gastfreundschaft auf das zum Kusse bestimmte Heiligenbild des Schautisches nieder. Der seitdem, wie ich höre, verstorbene Hegumen winkte mir aber noch einen Augenblick zu bleiben. Er hängte sein Epitrachilion um und näselte ein Gebet für meine glückliche Reise her. Ich liess es ruhig geschehen, sehnte mich aber fort aus dieser Höhle des Aberglaubens und grassester Unwissenheit! Wohler fühlte ich mich erst, als wir die finstere Klosterschlucht im Rücken hatten und im raschen Ritte über die im prachtvollsten Morgenlichte erstrahlende Hochfläche der nordbulgarischen Donauterrasse hinflogen.

VI.

DIE PASCHALIK-HAUPTSTADT VIDIN.

Landschaftlicher und geologischer Charakter der Donau vom Timok bis zur Jantra. — Der Bančerovo bei Florentin. — Oesterreichische Positionsbestimmungen am bulgarischen Ufer 1854. — Mein erster Besuch zu Vidin 1860. — Schilderung seiner Physiognomie durch Hanns Wachenhusen. — Ungerechte Vorwürfe. — Wanderung durch die Festung. — Stambul-Kapu. — Der erste Lichtpunct seine zahlreichen Brunnen. — Eisstiftung Pasvan-Oglu-Pascha's. — Dessen Stellung zu Selim III. — Sein Sieg über die Reform. — Pasvan-Oglu's Monumentalbauten. — Dessen Grabstätte. — Die Achmet-Moschee und das Grab des Reform-Gross-Veziers Hussein Pascha. — Hie Tülbend, hie Fes! — Sami Pascha, der „Deutschenfeind". — Des Waffenmuseum's interessanter Inhalt. — Die Ausrüstungsmagazine. — Das Hospital und dessen Aerzte. — Militärische Etablissements. — Gold- und Silberschmiede. — Im Bazar. — Das Christenviertel. — Bulgarische Schulen. — Kirche und Glockenthurmgeschichte. — Eine Intervention des österreichisch-ungarischen Consuls. — Charakter der älteren Kirchen. — Synagoge und neues katholisches Kirchlein. — Tataren-Colonie. — Die emigrirten Türken von Belgrad. — Exilirte Helden des Libanon. — Der Fürst von Aslom. — Vergnügungen. — Promenaden. — Donauufer. — Schiffbewegung. — Kriegsflotille. — Garnison. — Lager. — Tumuli. — Soldaten und Soldverhältnisse. — Das römisch-byzantinisch-bulgarisch-türkische Vidin. — Geschichte seiner Befestigung. — Seine Stärke und Schwäche. — Der älteste Theil der Festung. — Grundrissaufnahme des Schlosses der Šišmaniden. — Römische Inschriften von Ratiaria herrührend. — Eroberung durch Kaiser Basilius 1002. — Geschichte 1394 — 1444. — Der Markgraf von Baden vor Vidin 1689. — Dessen Einnahme und Verlust. — Tököly. — Belagerung Vidin's durch Marschall Khevenhüller 1737. — Vergebliche Operationen wegen Unkenntniss der Strassenzüge. — Ankunft Marschall Seckendorff's. — Verluste der Kaiserlichen. — Aufhebung der Belagerung. — Vidin's Rolle im serbischen Befreiungskampfe. — Türkisch-russischer Krieg 1828 — 1829. — Der Kampf bei Bojelešti. — Russisch-türkischer Krieg 1853. — Das Gefecht bei Četate und die Belagerung Kalafat's 1854 bis zum Einmarsche der Oesterreicher in die Fürstenthümer. — Von wem und gegen wen wird Kalafat im nächsten Kriege vertheidigt werden?

Von der Mündung des serbisch-bulgarischen Grenzflusses Timok bis gegen Rusčuk zeigt das rechte Donau-Ufer eine fortgesetzte, nur von den Rinnsälen der vom Balkan herabströmenden Flüsse durchbrochene, abwechselnd 16—130 Met. hohe, mehr oder weniger unundulirte Terrasse, deren Rand meist steil in den Strom abfällt. Ihr hauptsächlichstes Formationsglied bildet der Loess. Er beginnt bereits bei dem serbischen, von Romanen bewohnten Orte Praovo und wird

flussabwärts nur selten durch die zu Tage tretenden unterlagernden Kalk-, Letten- und Mergelbänke unterbrochen.

Die landschaftliche Physiognomie des bulgarischen Donauufers erscheint gegenüber der prächtigen Stromscenerie des „Eisernen Thores" beinahe reizlos und doch bietet sie belebten Wechsel und anmuthenden Gegensatz zum jenseitigen, durch Alluvionen gebildeten walachischen Ufer, dessen monotone, von unzähligen Heerden aufgewühlte staubreiche Ebene in unabsehbarer Ferne, mit graublauen Lufttönen in eins verschwommen, dem Auge entschwindet.

Landeinwärts von dem einstigen Römerorte Florentiana erhebt sich der pittoresk profilirte Ufersteilrand im Banĉerovo zur ansehnlichen Höhe von 228 M. Wir verdanken diese Date gleich mehreren anderen Positionsbestimmungen am bulgarischen Donauufer dem einzigen praktischen Ergebnisse der kostspieligen österreichischen Occupation der Fürstenthümer im Krimkrieg, der k. Generalstabs-Aufnahme der Walachei im Jahre 1855, welcher gegenüber die bulgarische Karte an die Darstellungen der ungekanntesten Länder der südlichen Hemisphäre mahnt. Bevor ich noch daran ging ihre weissen Flecke auszufüllen und deren unglaubliche Fehler auf grösseren Reisen zu berichtigen, entschloss ich mich bereits im Jahre 1862 zu einer Orientirungs-Excursion. Diese führte, der damals im Balkan herrschenden Unruhen wegen, zu einem unfreiwilligen längeren Aufenthalt zu Vidin, dessen genaueste Bekanntschaft ich in dieser Weise nothgedrungen machte. Oft landete ich seither in dieser ersten echttürkischen Donaustadt und Feste, deren malerische, reich mit Minareten und Masten gezierte Silhouette uns fremdartig gefangen nimmt.

Ich darf mir es hier wohl ersparen, die Physiognomie der Hauptstadt des von 6 Kreisen gebildeten Paschaliks Vidin zu schildern. Leichtbefederte donauabwärts schwimmende Touristen haben dies, und namentlich was ihre sehr auffälligen Schattenseiten betrifft, lange vor mir gethan. Welche Nachlese bliebe mir noch beispielsweise nach Hanns Wachenhusen's lebensvoller Geisselung des Schmutzes der krummlinigen Strassen Vidin's und seiner schiefen Gebäudefronten, der ekelhaften Blutlachen im Fleischerviertel — und leider gleicht an manchen Tagen die halbe Stadt einem solchen — der verpestenden Sümpfe seiner Plätze u. s. w. zu sagen übrig. Soll ich hier etwa die Jeremiaden über das ohrzerreissende Geächze der ungeschlachten Büffelkarren, über das halsbrecherische Pflaster in den engen, Nachts unbeleuchteten Gassen weiter ergänzen oder über den heute wie früher herrschenden absoluten Mangel an Canälen, Promenaden, Gasthöfen und jeglichem Comfort, bei einem sehr reichlichen Ueberfluss an schmutzigen, zudringlichen Bettlern, Zigeunern und anderem Gesindel, das uns von der Strasse bis in das Serai des Pascha's verfolgt, und so fort ins Unendliche klagen?

Und warum überdiess gerade Vidin das zum Vorwurf machen, was nun einmal zur vollständigen Toilette echttürkischer Städte und selbst des moslim'schen Viertels Constantinopels gehört, was aus der Ferne gesehen bestrickt, in der Nähe nicht ungerecht machen sollte. Der Leser begnüge sich also mit dem Vorgeschmacke der nach Knoblauch und anderen unnennbaren Parfüms duftenden Atmosphäre, welche den meisten Blättern der Schwarz in Grau gemalten Wachenhusen'schen Fresken Vidin's entströmt! Ich will es vielmehr versuchen, der ersten an der unteren Donau uns entgegentretenden türkischen Stadt einige Lichtseiten abzugewinnen. Hier und da dunkel einfallende Schlagschatten werden das Bild beleben und mehrere bereits vor Jahren niedergeschriebene, wie ich behaupten darf, noch heute vollgiltige Bemerkungen sollen Zeuge dafür sein, wie wenig der Kern alttürkischen Regimentes sich ändere; möge man auch dessen Aussenseite noch so geschickt mit fränkisch schillerndem Culturlack zur Blendung des Anlehen versorgenden Auslandes firnissen.

Beginnen wir unsere Wanderung durch das Stambul-Kapu, das Hauptthor der Festung, das ein türkischer Nizamsoldat, nachlässig an dasselbe lehnend, sein Gewehr bei Fuss, bewacht. Wir streuen einige Paras in die vielen verlangenden Hände kauernder, zerlumpter, trotz alledem aber halbverschleierter Bettlerinnen und gelangen durch die enge Bazarstrasse mit ihren Tabak-, Teppich- und Bijouterieläden auf den ersten grösseren, durch eine nette Moschee gezierten Platz der Feste. Hier stossen wir sogleich auf den ersten Lichtpunct Vidins, auf einen seiner zahlreichen, an heissen Sommertagen ersehnte Labung spendenden öffentlichen Brunnen.

Die Erschliessung neuer Quellen für alle lebende Creatur, zur Erquickung für Mensch und Thier, zählt der Orientale zu den gottgefälligsten Werken. Genügt dies aber wirklich ganz allein, um in die Pforten des himmlischen Paradieses einzugehen, so haben sie sich zuverlässig vor Pasvan-Oglu, dem letzten „echt- und rechtgläubigen" Statthalter Vidin's und Protector der Jenisseri-Rebellen gegen den reformfreundlichen Padischah Selim III., aufgethan; denn die vielen, durch Stadt und Festung zerstreuten Brunnen, zum Theil mit monumentaler Decorirung im reichen orientalischen Style, sind grösstentheils sein Werk. Mit einer verwandten, menschenfreundlichen Wohlthat krönte er dasselbe. Ich meine seine „Eisstiftung", aus welcher im Sommer täglich grosse Quantitäten Eises an Arme ganz unentgeldlich, und an Wohlhabende gegen eine geringe Vergütung überlassen werden. Man muss selbst einige Zeit in Vidin's sommerlicher Atmosphäre gelebt haben, um die grosse Wohlthat dieser humanen Einrichtung Pasvan-Oglu's in vollem Maasse würdigen zu können.

Werfen wir einen Blick auf das Leben des merkwürdigen Mannes, dessen Thaten mit Vidin's Vergangenheit enge zusammenhängen, dessen Thätigkeit es

die Mehrzahl seiner humanitären Einrichtungen und auch seine besten architektonischen Werke verdankt.

Osman-Pasvan-Oglu war der letzte grosse Pascha im alttürkischen Style. Er wagte es nicht nur, den Neuerungen des ersten Reformsultans sich ganz entgegen zu setzen, sondern dem berühmten Selim III. offenen Krieg zu erklären*). Selim hatte die Jenisseri (Janitscharen) im ganzen Reiche aufgehoben — Pasvan-Oglu war aber ihre Stütze; denn mit ihrer Hilfe gedachte sich der kühne Empörer zu einem halbsouverainen Vasallen des Sultans, gleich den Dey's von Algier, Fez und Marocco, zu erheben. Vidin, der Stammsitz seiner Familie, sollte seine feste Hauptstadt werden.

Osman-Pasvan-Oglu hatte sich in dem Kriege gegen Russland und Oesterreich 1788 ganz besonders hervorgethan. Nach demselben ergriff er jedoch, ein vermeintliches Erbrecht vorschützend, gewaltsam Besitz von ausgedehnten Territorien an der Donau. Gestützt auf dieses und noch mehr auf seinen grossen kriegerischen Anhang, die berüchtigten „Krdšalien", welche durch ihre Zerstörung der reichen Zinzarenstadt Moscopolis sich einen gefürchteten Namen gemacht hatten, stellte er — in so Vielem dem grossen „Friedländer" ähnlich — die Belehnung mit dem Paschalik Vidin und seine Ernennung zu einem Pascha von drei Rossschweifen, als Bedingungen seines Friedens mit dem Sultan auf.

Die Gründung neuer Vasallenstaaten lag aber nicht im Plane des, die Centralisation aller Reichsgewalten anstrebenden Selim's. Er verweigerte beide Forderungen und sandte gleichzeitig ein Heer von 100,000 Mann gegen Vidin ab. Pasvan-Oglu antwortete damit, dass er sich nun persönlich in die Listen der von Selim in Bann gelegten Jenisseri eintragen liess. Deli-Achmet, der berüchtigte Janitscharenführer von Belgrad, und andere Häupter derselben zogen auf diese Nachricht mit ihren kriegsgeübten Schaaren ihm zu Hilfe und erkannten Pasvan-Oglu unter allen Serhad-Aga's den höchsten Rang zu. Er, der mit ihrem erbittertsten Feinde, dem Sultan, im offenen Kampfe lag, dessen Losungswort „Euer sei die Beute, mein der Ruhm" so verführerisch klang, schien ihnen ganz der Mann, ihre, der Jenisseri's bedrohte Machtstellung wieder mit Erfolg zu Ehren zu bringen. Sie hatten sich nicht getäuscht. Durch einen glücklichen Ausfall aus dem umlagerten Vidin zersprengte er des Grossherrn Armee. Hierauf überschritt er die Donau und machte sich seinen Nachbarn dies- und jenseits des Stromes furchtbar. Erst nachdem er Černec, Krajova, Nicopoli mit wechselndem Glücke erobert hatte und als ganz Bulgarien in Aufruhr und Flammen stand, machte der Sultan mit ihm Friede, gestattete die Rückkehr der Jenisseri nach Belgrad und sandte ihm die verlangte Rangeserhöhung.

Die Gegensätze zwischen den menschenfreundlichen Statthaltern des Sultans

*) Ranke, Die serbische Revolution.

in Serbien Ebu-Bekir, Hadschi-Mustafa und der Rajah einerseits und Pasvan-Oglu mit den Jenisseri andererseits, waren dadurch nicht beseitiget. Pasvan-Oglu's hartnäckiger Widerstand in dem sich das alttürkische System gleichsam



Osman Pasvan-Oglu's Grab zu Vidin.

gegen alle und jede Reform verkörperte, hatte indirect eine wichtige Folge. Ohne denselben würden sich gewiss auch in Serbien noch durch Decennien die gleich wenig glücklichen Zustände fortgeschleppt haben, der Christen Loos wäre ein

ähnlich trauriges geblieben, wie wir es vor Kurzem noch in Bosnien, in der Herzegovina und in Bulgarien fanden. So aber führte Pasvan-Oglu's gewaltsame Besitzergreifung alles serbischen Grundes und Bodens unter dem Titel Čitluksahibien und die groben, gegen die Rajah verübten sonstigen Gewaltthaten seiner Prätorianer die serbischen Befreiungskämpfe herbei, in denen es jedoch deren Urheber, dem grossen Rebellen von Vidin, nicht mehr gegönnt war, eine Rolle zu spielen. Er starb kurz vor der Thronentsetzung seines grossherrlichen Gegners und der mildere Molla-Pascha war sein Nachfolger in dem von ihm beinahe unabhängig verwalteten Paschalik Vidin.

Pasvan-Oglu vereinigte mit seltener Energie eine grosse, natürliche Begabung. Die etwas europäisirte Physiognomie Vidins, dessen erhöhte Vertheidigungsfähigkeit, die Eröffnung neuer Strassen, viele monumentale Bauten, darunter die schöne „Pasvan-Oglu-Džami" mit einer Medresse und Bibliothek, dann die zahlreichen übrigen bereits erwähnten humanitären Einrichtungen dieser Stadt sind sein Verdienst. Der kleine Friedhof der Mustafa-Pascha-Moschee bewahrt das Grab Osman-Pasvan-Oglu's. Es ist von etwa zwei Fuss hohen, reich mit Ornamenten en relief bedeckten Steinplatten umschlossen. Am Kopfe und Fussende erheben sich hohe Pilaster. Der erstere mit Inschriften und dem alttürkischen Tülbend (Turban), der letztere, etwas niedriger, mit einer Blumenvase geziert.

Von der, durch einen reichtragenden Maulbeerbaum kühl beschatteten, von den Moslims in hohen Ehren gehaltenen Ruhestätte des im Leben ruhelosen, letzten Janitscharenführers wenden wir unsere Schritte zum Grabe des Zerstörers dieser die Schrecken des Haldmonds durch ganz Europa einst tragenden Soldateska. Wir wandern durch das Stambul-Kapu zur Achmet-Dschamie in der Citadelle. Sie ist die grösste der 32 Moscheen Vidin's und durch ihre zahllosen Glaslustres mit riesigen Strausseneiern ausgezeichnet. Vor ihrem Haupteingange ruht Hussein-Pascha, der berühmte Grossvezier, die kräftigste Stütze des reformfreundlichen Mahmud III. Sein Kenotaphium gleicht jenem seines Antipoden Pasvan-Oglu. Nur ist es reicher, weil neuer auch besser erhalten und durch ein geschmackvolles, nach oben laubenartig sich überbiegendes Eisengitterzelt gegen alle Unbilden geschützt. Prächtiges Laub umgrünt die Stelle, auf der Hussein, der Held fortwährender rastloser Kämpfe, Ruhe gefunden. Treffend charakterisirte der türkische (zinzarische?) Bildner den Gegensatz der Bestrebungen Hussein's zu jenen Pasvan-Oglu's, in der knappen Sprache der muhamedanischen Plastik, durch das seit Selim eingeführte, den alttürkischen Tülbend verdrängende „Reformfes", welches den hohen Denkstein zu seinen Häupten krönt.

Hie, Tülbend, — hie, Fes! Es sind noch heute die Symbole, unter welchen Alt- und Neutürkenthum sich gegenseitig befehden. In jedem anderen Staate würde ein solcher Kampf — das Journal de Constantinople ist sein officieller

Herold — das höchste Interesse der Nachbarländer und des gesammten Europa's erregen. Der Wellenschlag der sich periodisch vollziehenden Ministerwahlen der Šultane aus dieser oder jener Partei macht sich jedoch selbst im Inlande nur im Kreise der zunächst betheiligten Beamtenhierarchie und ihrer Günstlinge geltend; da die Wirkung und Vollstreckung guter und schlimmer, von dieser oder jener Partei getragenen Principe und Verordnungen schon in der Nähe der Hauptstadt, mehr noch aber in den Provinzen und an der Peripherie des Reiches, von dem Eigenwillen der Gouverneure, Paschen und sonstigen Regierungsorgane abgeschwächt, ja oft gänzlich paralysirt werden. Welche Theilnahme soll aber das Ausland diesen, durch Sultanslaune oder schmähliche Serailintriguen herbeigeführten häufigen Vezierwechseln, welche Fall oder Sieg der beiden Systeme verkündigen, schenken? Weiss es doch, dass die letzten Würfel über das künftige Schicksal der Türkei, ganz unabhängig von Ebbe und Fluth, Sieg und Niederlage, von dem Ausgange dieser seit Selim III. ununterbrochenen, grösstentheils durch fremde Intriguen oder Seraillaunen fortgesponnenen Kämpfe — deren ausgeprägteste Repräsentanten, Pasvan-Oglu und Hussein-Pascha, ein merkwürdiger Zufall in demselben Boden, in Vidin's Erde ruhen lässt — hinrollen werden.

Hussein's Nachfolger im Vilajet von Vidin war Sami-Pascha, der „Deutschenfeind" und ganz besondere Verehrer der Franzosen und Engländer. Eine Nachahmung deren grossartiger Schaustellungen militärischer Widerstandsmittel — natürlich in bescheidenem Maassstabe — versuchte er in dem von ihm gegründeten Waffenmuseum. Das überall in Vidin „schiefen Linien" begegnende Auge ist erstaunt, hier Waffen und Trophäen in einer ungewohnten, an europäische Anordnung erinnernden Weise aufgestellt zu finden. Wohl sieht das in ein Waffenmuseum verwandelte Gebäude mehr einem Holzschuppen als solchem ähnlich, auch fehlt es an einer leicht übersichtlichen chronologischen Aufstellung des wirklich reichen Inhalts; doch ist das Gleichartige so ziemlich zusammengehalten und dies erleichtert einigermassen den Gesammtüberblick der höchst werthvollen Sammlung. Neben rohen Büffelkollern der Jenisseri Kolluk neferi (Janitscharen) und deren furchtbaren Waffen, welche einen würdigen Platz in der berühmten Sammlung alttürkischer Costume, im „Elbicci-Atika" auf dem Atmeidan Constantinopels einnehmen würden, sahen wir Hellebarden mit kreisförmigen Messern zum Mähen nach rechts und links im Getümmel der Schlacht, Morgensterne, Aexte, deutsche Arkebusen, Schwerter, österreichische und slavische Fahnen, darunter mehrere weisse Banner mit Heiligenbildern und eine Menge Armaturstücke verschiedensten Ursprungs und Alters. An den Wänden hingen, bunt durcheinander gewürfelt, die stark mitgenommenen Uniformen, Čako, Säbel, Gewehre u. s. w. der im Jahre 1849 auf türkischen Boden geflüchteten und dort entwaffneten ungarischen Freischaaren. Im Hofe des Arsenals ruhen auf mäch-

tigen Laffetten einige riesige Kanonenröhre von Karl VI. Im Style jener Zeit sind sie reich verziert und zeigen die etwas phantastisch-mittelalterlich-deutsche Tracht der damaligen „Artilleure". Für die Waffenkunde vergangener Zeiten und insbesondere der Türkei liessen sich in dem kleinen Vidiner Museum sehr interessante Studien machen. Ich empfehle es Specialforschern dieser Richtung.

Ein fortgesetzter Gang durch die Ausrüstungsmagazine für die Besatzung zeigt deren musterhafte Ordnung. Waffen, Schanzwerkzeuge, Laternen, Feldflaschen, Seile und Riemzeug sind im Ueberfluss vorhanden und, wie es schien, guter Qualität. Auch des Militärhospitals Krankensäle sind rein und zweckmässig eingerichtet, über die wissenschaftliche Befähigung der meisten türkischen Militärärzte — grösstentheils griechischer oder italienischer Nationalität — hörte ich aber höchst ergötzliche Histörchen erzählen. Schon in Niš hatte ich sehr unterhaltende Mittheilungen erhalten über die Art, wie die Mehrzahl der dortigen Hekimbaschi's zu ihren Doctordiplomen gelangt waren. Ehemalige Barbiergehilfen fungiren da als selbstbewusste Jünger Aeskulap's. Wohl steht dort die Zahl der Genesenden zu jener der in ein besseres Jenseits hinüber Pilgernden ausser allem Verhältniss und erregte gar oft schon das Kopfschütteln manches Mir-Alai (Obersten), der sein Regiment im Spitale decimiren sah; doch bei zu auffallend grosser Sterblichkeit rechtzeitig von Seite des Arztes gespendete Geschenke sollen beinahe immer die Bedenken der Väter des Regiments, der Obersten, beschwichtigt haben. Ein solch würdiger Regimentschef hat einem auf sehr räthselhafte Weise zu seinem Doctorpatente gelangten Griechen in Niš, der eben so berühmt durch seinen in ausgedehnter Civil- und Militärpraxis erworbenen Reichthum, als durch seine menschenfreundliche Fürsorge für das Wohlbefinden der Todtengräber Vidin's, nach und nach als Lohn für gespendete Nachsicht ein vollständiges Hausmobiliar, Wagen, Pferde u. s. w. abgenommen!

Zu den bedeutenderen Militärbauten der Citadelle Vidin's gehört eine neue Dampfmühle und ein von hohen Mauern umgebenes grosses Pulvermagazin, nahe dem hölzernen Uhrthurme, dessen architektonische Aussenseite noch im Jahre 1862 einem riesigen, angerussten Fabriksschlott vollkommen glich, in den letzten Jahren aber auf Kosten der Commune aus solidem Steinmaterial erneuert und zu einer Zierde der Festung umgestaltet wurde.

An seinem Fusse haben sich in niederen, ärmlichen Holzbaracken die berühmten Silber- und Goldschmiede Vidin's niedergelassen. Manche Stunde ruhte ich hier von den ermüdenden Spaziergängen auf Vidin's berüchtigtem Pflaster aus, und vergnügte mich, den fleissigen Künstlern aus den macedonischen Gefilden das Geheimniss ihrer bewundernswerthen Filigranarbeiten abzulauschen. Aus antiken Funden, griechisch-römisch-byzantinischen Münzen, zieht der

Zinzare*) den langen, fein gesponnenen, dann in kleine Stücke zerschnittenen Silberfaden. Mit unendlicher Geduld und merkwürdigem Geschick schmiegt des Zinzaren Hand Drähtchen an Drähtchen, fügt er Kreise, Sterne, Knöpfchen und Arabesken zu schönen, maurischen Formen, manchmal auch zu bizarren, doch selten den Rhythmus beeinträchtigenden Wendungen und Biegungen. Figur reiht sich an Figur und allmälig entstehen vor unseren verwunderten Augen die niedlichen Gold- und Silberuntertassen, in welchen uns die Vornehmen und Paschen den duftenden Mokka credenzen lassen, die reichen Cigarettenmundspitzen, welche die kostbaren Tschibukrohre zu verdrängen drohen, der verführerisch kleidende Kopfschmuck der türkischen Odalisken, neben den einfachen, runden Ohrgehängen, Haarnadeln, Halsketten und Gürtelhältern in Form zweier Schilde oder Palmenblätter, der bulgarischen Schönen.

Neben diesen zierlichen Gebilden orientalischer Phantasie spielen unsere abendländischen, durch Stampiglien gepressten, mit unechten Steinen, Perlen, Farben überladenen Schmucksachen eine schlechte Rolle in den Läden der Bazare. Auch hier erringt sich aber das neue, ungewohnte Fremde, unterstützt durch seine wechselreichen Formen und wohlfeilen Preise, immer mehr Boden. Oesterreichische Quincailleriewaaren aller Art, Glas- und Porzellanfabrikate, geblumte Kattune und Taschentücher, füllen neben englischen Garnen, Eisen-, Stahl- und Lederarbeiten die kleinen Gewölbe der türkisch-jüdischen Kaufleute. Neben ihnen suchen jedoch Rosenkränze und persische Fächer, reich gestickte Tabaksbeutel, Tschibukhälter, Pantöffelchen uud die gold- und silberdurchwebten feinen Gazegespinnste, welche die Börse europäischer Besucher so lockend anziehen, sich zu behaupten. Die christlich-bulgarische Industrie hat ihr Hauptquartier ausserhalb der Citadelle aufgeschlagen. In der Verarbeitung von Schnur- und Pelzwerk leistet der Bulgare Vorzügliches. Ich sah zierlich ausgenähte Sättel, Bissacke, Pelze u. s. w., wahre Prachtstücke, die jedoch nur auf Bestellung angefertigt werden.

Die beinahe ausschliesslich von Christen bewohnte südöstliche Vorstadt hat seit der Aufhebung des alle Neubauten untersagenden Ukas Sami's durch Suleyman, den Pascha Vidin's (1862), sehr gewonnen. Der zerstreute, stark verschuldete türkische Besitz in diesem Stadttheile ist beinahe gänzlich in bulgarische Hände übergegangen. An der Stelle der hässlichen, jeden Einblick in das Innere der moslim'schen Behausungen abwehrenden Lehm- und Bretterwände sieht man nunmehr unter den schützenden Flaggen der beiden osteuropäischen Grossmächte, Russlands und Oesterreichs, die schmucken Häuser freundlicher Gassenfronten mit stattlichen Stockwerken, Thoren und Erkern. Die bulgarische

*) Die Zinzaren. Eine ethnographische Studie von F. Kanitz. Mitth. d. k. k. geogr. Gesellsch. VII. Jahrg. Wien 1863, und in „Serbien" 1868.

Gemeinde hat 2 Schulen mit 6 Lehrern und etwa 560 Schülern, dann eine Mädchenschule mit 80 Schülerinnen. Bald dürfte sich neben dem netten Konak des Erzbischofs auch die projectirte neue orthodoxe Kathedrale erheben, für welche seit 1855, nahe dem hölzernen Glockenthurme des alten christlichen Bethauses, ein reiches Baumaterial aufgespeichert liegt. Durch diesen Neubau wird das christliche, Städte begründende Element nach Innen einen neuen belebenden Impuls, nach Aussen aber einen sichtbaren, schwer errungenen Ausdruck gewinnen, und bis er vollendet, dürfte sich die moslim'sche Bevölkerung auch bereits mehr mit der Einführung des Glockengeläutes christlicher Kirchen befreundet haben.

Als nach der Publication des die Gleichberechtigung aller Unterthanen des Sultans feierlichst proclamirenden Hatti-humaijuns die christliche Gemeinde Vidin's von der ihr auf dem Papiere verheissenen Errungenschaft praktische Anwendung machen wollte und die Glocke ihres bescheidenen Holzthurmes zum ersten Male ertönen liess, fanden die Türken äusserst geringes Gefallen an dieser die Stimmen ihrer Muezzin's verdunkelnden Musik. Nächtlicherweise entfernten sie den Schwengel aus der kaum geweihten Glocke und drohten mit der Demolirung der Kirche, falls derselbe durch einen neuen ersetzt würde. So hing nun die eherne Mahnerin, einer Uhr ohne Zeiger gleich, traurig da, bis im Jahre 1871 auf die Intervention des österreichisch-ungarischen Consuls Ritter v. Schulz der Pascha jede weitere Störung des christlichen Glockengeläutes zu verhindern versprach — und so ertönte sie bei der unter Assistenz des Consuls celebrirten Weihnachtsmesse und hoffentlich wird ihr Geläute noch ferner Friede und ein Zeichen besserer Zeit bedeuten.

Wohl hätte die bulgarische Christenschaft Vidin's gegen eine so gröbliche Verletzung des feierlichst proclamirten, von den Grossmächten gewährleisteten Rechtes im Medjlis Klage schon früher erheben können. Zu welchem Resultate würde dies aber in einer Versammlung geführt haben, in der ein einziges Mitglied die Rechte der ganzen christlichen Bevölkerung gegenüber von etwa zehn türkischen Genossen, also gegen eine feindlich gesinnte Majorität vertrat, die, wenn nicht vielleicht direct an dem zur Klage Anlass gebenden Acte betheiligt, ihn doch gewiss in keinem Falle verdammt hätte. An die traurigste Epoche, welche die Christen der Türkei in dem letzten Jahrhundert durchlebten, mahnen die tief in die Erde hineinversenkten basilikenartigen, thurmlosen älteren Kirchen. Diese, äusserlich ganz unbedeutend, haben sonst kein besonderes architektonisches Interesse und ebensowenig enthält deren bewegliches Inventar Gegenstände von besonderem archäologischen Werth. Die zahlreiche fränkische Judenschaft besitzt eine bescheidene Synagoge und zuletzt erhielt Vidin auch durch die Anstrengungen eines vom walachisch-unirten ungarischen Bischof zu Gross-

wardein abgesandten Missionärs ein provisorisches katholisches Kirchlein. Dasselbe ist höchst unansehnlich aus Brettern gezimmert und sieht sehr einem Holzschuppen ähnlich. Hart bei demselben befindet sich ein von einem eisernen Kreuze überhöhter Votivstein mit folgender Inschrift: A ćesta s croca darnito-o intru marirea lui Domne dieci comunitalei romane gr. cat. diu Vidinu 1869. Für einen entsprechenderen definitiven Kirchenbau hat Kaiser Franz Josef eine namhafte Summe gespendet. Ich glaube nicht an eine Zukunft der katholischen Kirche auf bulgarischem Boden und denke, dass es auch mit dem Zustandekommen dieses Baues grosse Schwierigkeiten haben dürfte.

Im Jahre 1852 wurde die im Sinken begriffene türkische Bevölkerung Vidin's durch eine Tataren-Ansiedlung und im Jahre 1862 durch die gezwungene Emigration ihrer Belgrader Glaubensbrüder um einige hundert Köpfe vermehrt. Gleichzeitig mit diesen zogen in Vidin's Mauern die interessanten Drusenchefs von Dschidda ein. Hier fand ich die einst von den Christen Belgrads, gleich gefangenen Löwen in leicht zerbrechlichen Käfigen, gefürchteten Raubvögel aus den Libanonschluchten: Hussein Bey von Aitez, Schumbale Jusuf v. Armatur, Hali Aria von Ruschaja, Abdulah Elakaili von Beirut u. A. Sie bewohnten den einstigen Konak Pasvan-Oglu's. Ich fürchte, dass die Fieberluft der bulgarischen Donaufestung ihnen aber noch schlimmer, als jene der hochgelegenen Belgrader Akropolis bekommen wird. Die Kälte unserer Winter, die Sehnsucht nach Heimath und Familie wird sie beugen und schwerlich werden sie die herrlichen Kronen der Cedern des Antilibanons wieder sehen *).

*) Dr. J. Sepp gab uns jüngst in seinen „Reisebriefe aus der Levante" eine höchst interessante Schilderung des Libanons, der ich folgende Stelle entnehme: Noch kocht der Fanatismus in ihrem (der Drusen) Innern; was aber der Religionseifer wirkt, das hat vor vierzehn Jahren die Christenschlächterei in Damaskus bewiesen, als die Drusen den Dschihad oder heiligen Krieg verkündeten und mit ihnen vereint die Metualis über die Giauren herfielen. Der Graf v. Paris und der Herzog v. Chartres waren eben auf der Reise nach dem Libanon begriffen, sie retteten sich nur, indem sie den Weg zwischen die Beine nahmen, durch einen starken nächtlichen Marsch auf Beyrut. Damals wurde das von 25,000 Christen bewohnte Stadtviertel in Damaskus an allen Ecken angezündet, und wer den Wüthenden in den Weg kam und sich nicht früh genug in die Citadelle oder in die Häuser der Consuln flüchtete, wurde grässlich ermordet. Unser Landsmann, Consul Pfeffinger aus Amberg, rettete sich selbst nur mit dem Säbel in der Faust. In Beyrut sammelten sich 26,000 Flüchtlinge, und Consul Weber, der nun ruhmvoll als Generalconsul das Deutsche Reich vertritt und dessen freundschaftliche Vermittlung uns den hiesigen Aufenthalt erträglich machte, hatte damals allein für 587 Wittwen aus Damaskus, für 639 aus Dêr el Kamr zu sorgen. Die brandenburgische Johanniter-Balley sammelte für die 20,000 Waisenkinder der 16,000 syrischen Märtyrer, deren Blut das ganze Berggebiet tränkte, um sie nach dem Grundsatze: „Wer immer eines von diesen Kleinen aufnimmt, nimmt mich auf", in Erziehungsanstalten und guten Häusern unterzubringen, und nicht wie die 8500 Opfer in der Citadelle der syrischen Hauptstadt vor Hunger und Elend umkommen zu lassen. Das französische Comité überwies zu gleichem Zwecke den katholischen Schwestervereinen anderthalb Millionen Franken. In Beyrut schifften sich während der Schreckenstage des 14. und 15. Juli 1860 4000 Christen ein. Hier ist die christliche Bevölkerung überwiegend, aber in den übrigen Seestädten, Sidon, Tyrus, Akka und selbst Joppe, verhinderte nur das rasche Auftauchen europäischer Kriegsschiffe ähnliche Gräuelscenen. In Tyrus hatten die christlichen Einwohner sich schnell aller Barken

Vidin wurde auch das Exil Iskendscher Bey's, Fürsten von Aslom, des von England, Frankreich und der Pforte in die Sümpfe der bulgarischen Feste verbannten kurdischen Revolutionärs. Er hat blasse, scharf geschnittene, sehr einnehmende Züge, trägt fränkische Kleider von elegantem Schnitt, bewegte sich vollkommen frei, bekleidete sogar — wohl nur in der Türkei möglich — das Ehrenamt eines Präsidenten des Vidiner Criminaltribunals und machte, trotz dieser humanen Behandlung, dennoch von Zeit zu Zeit, allerdings vergebliche Versuche, eine weitere Milderung (!) seines Exils zu erlangen.

Man sieht, es fehlt der Vidiner Gesellschaft nicht an berühmten, interessanten Elementen. Welches sind aber die Vergnügungen der Hauptstadt und des Sitzes eines türkischen Civil- und Militärgouverneurs? Gibt es daselbst Theater, Concerte, Promenaden, öffentliche Spiele oder andere Unterhaltungen geistiger Natur? Nichts von dem Allen! Die gelegentlichen Vorstellungen des „Kara-guez", des türkischen Polichinell's und seines Pylades, Hadschi-aiva, eine Art Puppenspiel, in dem diese beiden Volkslieblinge persischer Abkunft ganz besonders zur Bairamszeit die losesten Streiche, gewürzt mit einem von obscönsten Zweideutigkeiten strotzenden Dialog, aufführen, müssen Vidin, wie allen übrigen türkischen Städten, mit alleiniger Ausnahme Stambul's, unsere Musentempel ersetzen. Unschwer vermisst der Türke dieselben; denn er kennt die „göttliche Comödia", jenes Vergnügen nicht, welches den Hauptreiz unserer occidentalen gesellschaftlichen Zerstreuungen bildet. Durchziehende Jongleurs, gewöhnlich Inder und Perser, Zigeunerbanden mit phantastisch aufgeputzten Preciosa's und zu allerlei Liebkosungen stets bereiten braunen, geschmeidigen Jünglingen, vertreten die Stelle unserer Turn- und Gesangsfeste, unserer Wettrennen, Corso's und Schützenfahrten.

Nicht minder schlimm sieht es auch mit Vidin's öffentlichen Gärten und Spaziergängen aus. Die türkischen Städte erfreuen sich gewöhnlich einer reizvollen natürlichen Lage. Nahe Berge, mit saftigem Grün bedeckte Höhen, Obst- und Weinculturen ersetzen unsere künstlichen Parke, Gärten und Promenaden. Vidin entbehrt aber aller dieser landschaftlichen Reize. Man sucht vergebens auf dem durch Aeser verpesteten, von unzähligen herrenlosen, die Sanitätspolizei ersetzenden Hunden unsicher gemachten Glacis nach einem schattigen Plätzchen. Das Donauufer bildet den belebtesten Punct der Stadt. Zwei Eilschiffe in der Thal-, zwei in der Bergfahrt, ein Passagierboot und ein Frachtschiff, sämmtlich

im Hafen bemächtigt, sich mit Wasser und Lebensmitteln versehen und draussen auf den Felsen im Meer, wohin die Moslemen ihnen nicht folgen konnten, die Ankunft fremder Hilfe abgewartet. Bald verstärkte sich Saida durch 3000, Sur durch 2000 Flüchtlinge, und Kinder jener Schlachtopfer, die nun vereinzelt in der Stadt sich verheiratheten, erzählten mir mit Schrecken, wie ihre Eltern, Geschwister und Verwandten zum Theil vor ihren Augen niedergemetzelt wurden, wiesen mir auch die Narben von Wunden, welche sie selber erhalten hatten.

im Dienst der k. k. ausschl. privil. österr. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, erhalten im Sommer wöchentlich die Verbindung Vidin's mit der Ferne. Das Signal der Ankunft dieser Dampfer bringt beinahe die einzige Unterbrechung in die monotone Aussenseite des Vidiner socialen Lebens. Nahe dem Zollamte, wo eine Art Gartenanlage mit einem bescheidenen Casino eine gern aufgesuchte Oase der Vidiner Gesellschaft bildet, liegen immer mehrere Schiffe, Ladungen einnehmend oder löschend. Von hier geniesst man eines schönen Ausblicks gegen Kalafat, auf die ferne hohe Balkankette und das bunte Getriebe am Ufer beschäftigt das Auge stets angenehm. Die originellste Staffage bieten die echttürkischen Getreide- und Salz-Tschaiken mit ihren buntbemalten hohen Borden und Masten. Früher ankerten hier auch die grossen, salzbefrachteten Schleppschiffe des serbischen Rothschilds, Major Miša's. Als Pächter der Salinen der Walachei und Moldau, erhielt er im Jahre 1863 gegen einen Pachtschilling von 30,000 Ducaten von der Pforte das Monopol für den ausschliesslichen Verkauf des Salzes in den türkischen Donaustädten, er durfte jedoch den vereinbarten Preis von 92 Piastern per 100 Oka (1 Oka = $2^1/_4$ österr. Pfd.) nicht überschreiten. Gegenwärtig ist der Salzhandel freigegeben und es wird nur ein Importzoll von 40 Piastern pro 100 Oka erhoben. Der Handel Vidin's ist durch den geringen Bedarf von Stadt und Hinterland im Import und durch die geringe Production für den Export sehr beschränkt. Das nahe kleinere Lom-Palanka ist in commercieller Beziehung jedenfalls bedeutender und wird durch die erwähnte neuangelegte Strasse nach Niš und Sofia noch erhöhten Aufschwung nehmen.

Zur Verbindung ihrer Festungen an der unteren Donau unterhält die Türkei eine kleine Flotille von Dampfern, von welchen bei Vidin vier Kanonenboote stationiren. Sie tragen auf Bug und Castell je ein Geschütz. Bis Vidin können selbst tiefgehende Schiffe die Donau aus dem Schwarzen Meere hinauffahren; die Stromschnellen zwischen Vidin und Oršova sind aber selbst bei höchstem Wasserstande schwer passirbar. Im Sommer 1862 strandete nahe bei Oršova ein mit Provisionen und Munition für Belgrad bestimmter türkischer Kriegsdampfer. Alle Anstrengungen ihn flott zu machen, blieben erfolglos, und es gelang blos aus dem in Brand gesteckten Rumpfe wenige Maschinentheile zu bergen.

Vidin's Garnison beträgt im Frieden gewöhnlich 3000 Mann, unter Commando eines Generals, von Ferik's oder Feldmarschall-Lieutenants-Rang. In unruhigen Momenten werden jedoch auf der Donau Verstärkungen herangezogen, die gewöhnlich eine Stunde nördlich der Festung, auf dem etwas höheren Terrain ein Lager beziehen. Der Weg nach demselben geht durch die wüsten, ganz vernachlässigten, von Hunden durchwühlten türkischen Friedhöfe, zu welchen der bulgarisch-christliche den wohlthuendsten Gegensatz bildet. Auf diesem begegnet man von liebevoller Hand gezierten Gräbern, selten fehlt eine Laterne oder

Grablampe antiker Form und von Blumen umgeben, am Fusse der seltsam geformten sterngezackten Leichensteine oder der hohen Sandsteinkreuze, welche, in der Form den altschottischen ähnlich, mit drei Reliefkreuzen auf polychromem Grunde geziert, oder mit Inschriften in allen Sprachen bedeckt — selbst deutsche und magyarische fehlen nicht — vielfachen Stoff zu interessanten Studien bieten.

Nicht weit hinter den Friedhöfen nähert man sich dem Platze, auf dem Vidin's Garnison in den heissen Monaten gewöhnlich lagert. Im Sommer 1862 commandirte hier Suleyman Pascha 6000 Mann Nizams, zum Theil Cavallerie. Der Anblick eines türkischen Lagers, aus der Ferne gesehen, ist sehr freundlich. Die langen, grünen Zeltreihen dehnten sich endlos aus und vor denselben zog sich eine Linie von Ziehbrunnen hin, mit hohen, in die Luft ragenden Hebebäumen. Wasser in reichlicher Quantität ist auch im Lager schon aus religiösen Gründen ein unumgängliches Bedürfniss. Auf einem „Tepe“ (Tumulus) thronte nach alttürkischem Brauche das Zelt des Ober-Commandanten Ismail Pascha, seltsamerweise jedoch ganz ausserhalb des Lagers und mit dem Zelteingange von diesem abgewendet.

Wie in Niš, fand ich auch hier bei den Soldaten die grösste Beweglichkeit und Liebe zum Exercitium. Die auf Posten stehenden Soldaten sah ich oft mit Einübung der Handgriffe des Gewehrs sich die Langeweile vertreiben. Erwägt man, dass zu Beginn unseres Jahrhunderts, unter Selim, eine eigens abgefasste Schrift dem widerstrebenden Muhammedaner erst beweisen musste, dass Bajonette und leichte Artillerie nicht gegen den Koran verstossen, so muss man die in wenigen Decennien gemachten grossen Fortschritte der Türken in der Führung europäischer Waffen gewiss anerkennen.

Die Bewaffnung und auch die Naturalverpflegung der türkischen Truppen lässt im Frieden nichts zu wünschen übrig, auch der Uniformirung wird in neuerer Zeit vermehrte Sorgfalt zugewendet, weniger denkt man aber daran, den Soldaten ihren Sold pünctlich zu bezahlen. Die von dem gegenwärtigen Sultan angestrebten Reformen in dieser Richtung erstrecken sich kaum über die Mauern Constantinopels.

Verbreitet sich in einer Provinzhauptstadt das Gerücht, es sei aus Stambul eine grössere Geldsendung für die Provinzregierung eingelangt, was allerdings ein seltener Fall, der sich aber doch zufällig während eines meiner Besuche zu Vidin ereignete, so ist das Serai in wenigen Minuten von einer solchen Menge ungestümer Staats- und Privatgläubiger des Pascha's umdrängt, dass für die armen Soldaten selten etwas bleibt. Jene 50,000 Gulden waren bald in den verschiedensten Taschen und die Mehrzahl der im Vidiner Lager concentrirten Truppen hatte auch weiter keinen guten Rock und musste noch länger auf die ersehnte Bezahlung ihres seit 18 Monaten ausständigen Soldes harren. Dies

ändert jedoch nichts an der unbedingten Ergebenheit der türkischen Soldateska für den Grossherrn und beim Abendgebete brachte sie die für denselben vorgeschriebenen Segenswünsche unter obligater Begleitung ihrer gräulichen Kriegsmusik mit solcher Begeisterung aus, dass sie, als wir bereits Vidin's Linienwall erreicht hatten, in unseren Ohren noch wieder tönten.

Vidin, nach der Notitia dignitatum Imperii (aus dem Anfange des 5. Jahrh.) das alte Bononia der Römer, nach den Hunnenstürmen von Justinian wieder erneuert*), das Bodene des Acropolita und Bydinum bei Teophylactos von Ochrid (1071), in einer Urkunde Car Azan's (1186) B'dyn**), und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Residenz des Königs Joannes Strancimiros und eines eigenen Metropoliten***), bildet, durch seine günstige Lage in Mitte einer sumpfigen, schwer zugänglichen Donauniederung, eines der stärksten Bollwerke der türkischen Nordgrenze. Die Anlage seiner heutigen occidentalen Vertheidigungsbauten wurde höchst wahrscheinlich durch Oesterreich begonnen und später durch französische Genieofficiere fortgesetzt. Der berühmte Hussein arbeitete eifrig an ihrer Verstärkung. Als Moltke im Herbst 1839 vorüberfuhr, lud ihn der alte Janitscharenvertilger ein, dieselben zu besichtigen und seine Meinung über ihren Werth abzugeben. Auch im Jahre 1853 und später wurde an der äusseren Linie eifrig geschanzt.

Ein Gang um den Festungswall soll uns mit der bisher nur oberflächlich geschilderten wichtigen türkischen Donaufeste näher bekannt machen. Die eigentliche Festung liegt auf einem etwas erhöhten Terrain, die weite sie umgebende sumpfige Wiesenfläche dominirend, und zeigt ein stärkeres Profil als es gewöhnlich bei türkischen festen Plätzen gefunden wird. Sie hat 8 Bastionen mit 7 vorliegenden Polygonen, einen trockenen revetirten Graben, gut palissadirten Weg, places d'armes und Glacis auf der Landseite, auf der Wasserseite einen mit Contreforts versehenen Wall. Die Gräben vor den Bastionen sind etwa $17_{,50}$ M. breit und $5_{,60}$ M. tief. Die Festungswerke sind nicht casemattirt, das Glacis und der bedeckte Weg jedoch minirt. Einem aus dem Jahre 1731 herrührenden Plane Vidin's †) nach zu urtheilen, erhielt die Festung wohl zu Ende des 17. Jahrhunderts den grössten Theil ihrer gegenwärtigen Werke. Das Materiale zu der gemauerten, gut erhaltenen Steinverkleidung derselben, sowie zu den beiden von Hussein Pascha im Jahre 1839 vollendeten steinernen geschlossenen Vorwerken an der Donau hatten die zahlreichen römischen Castelle und mittelalterlichen Schlösser des Donaulimes und im Innern des Landes; insbesondere Flortin,

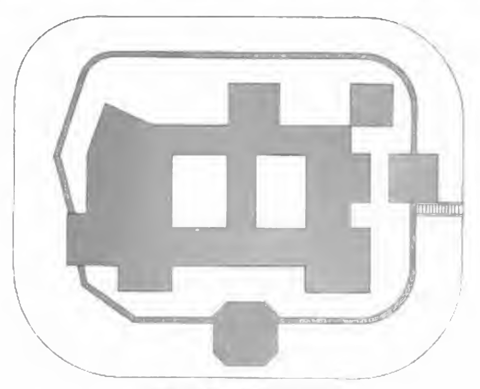
*) D'Anville, Mém. de l'Ac. des Insc. Tome XXVIII, 441 u. Mannert's Geographie. VII. Bd.

**) Šafarik, Slavische Alterthümer. II. Bd.

***) Beiträge zur Geschichte der bulgarischen Kirche. Mémoires de l'Académie imp. des sciences de St. Pétersbourg. VII. Série. Tom. III. Nr. 3.

†) K. u. k. Kriegsarchiv.

Kula, Lom und Arčer geliefert. Die Festung zählt vier Haupteingänge: an der Südseite das auf die Constantinopler Strasse führende Hauptthor „Stambul Kapu" und das in schönem orientalischen Styl decorirte „Londže Kapu", das „Bazar-Kapu" an der Westseite, das „Flortin-Kapu" gegen Norden, und an der Wasserseite sechs kleinere Thore. Die Wälle sind mit Schanzkörben verkleidet, mit 400 Kanonen armirt und sorgfältig bewacht. Das Wasser der Donau kann in den grossen Graben bis zu einer Tiefe von $4_{,70}$ M. geleitet werden. Die Geschütze schwersten Kalibers sind auf der Donauseite gegen Kalafat gerichtet. Hier befindet sich auch ein Observatorium, das einen prächtigen Ausblick auf



Plan der alten Feste zu Vidin.

das im Süden von der Balkankette begrenzte Panorama gestattet, und daneben weht von hohem Maste der weithin sichtbare Pavillon des Padischah's. Festung und Stadt sind im weiten Bogen von einem langgestreckten Erdwalle umgeben, durch welchen fünf Zugänge zur Varoš (Stadt) führen, ferner von einem Graben umspannt, in welchen der nahe dem Aussenwalle gegen W. fliessende Peresitbach geleitet werden kann.

In der grossen Ausdehnung dieser, durch sternförmige, mit einander correspondirenden Bastionen vertheidigten äusseren Befestigungslinie, deren Endpuncte das Donauufer berühren, liegt aber zugleich die Schwäche derselben. Es bedarf einer Armee, um sie, dann die vorliegende befestigte Donauinsel und ihren Brückenkopf, die $^1/_4$ St. stromaufwärts liegenden Kalafater-Werke am jenseitigen Ufer

gleichzeitig wirksam zu vertheidigen. Zur Beherrschung des gesammten Verkehrs auf der unteren Donau, als Aufnahmspunct für ein sich sammelndes oder geschlagenes Heer, bietet Vidin's natürliche Lage grosse strategische Vortheile. Ausgedehnte Sümpfe und leicht unter Wasser zu setzende Niederungen, welche, selbst bei wenig hoher Temperatur, stets thätige Herde von Fieberluft und tödtlichen Miasmen bilden, erschweren jede feindliche Annäherung.

Der älteste Theil der Festung befindet sich innerhalb derselben, hart an deren Donaufronte. Auf engem Raume vereinigen sich hier zahlreiche quadratische und runde Thürme. Das Ganze bildet ein Bauwerk, an dem sich seit den Römern, die es begründeten, alle ihnen folgenden Völker betheiligten und vielleicht haben wir es hier mit dem Schlosse zu thun, das gleich jenen zu Kurvingrad und Vitbol (S. 155) von einer der drei Töchter eines bulgarischen Königs nach der im Volke verbreiteten Sage erbaut worden sein soll. Weit sicherer ist wohl anzunehmen, dass hier jener Fürst Šišman und sein Sohn Mihail residirten, welcher als später erwählter Car die vierte bulgarische Dynastie zu Tirnovo (1324) begründete. Leider gestattete mir das Misstrauen des türkischen Mir-Alai nur einen unvollkommenen Grundriss der merkwürdigen Baute aufzunehmen. Bizarr und unregelmässig, gleicht ihr riesiges Mauerwerk, in wechselnden Bruch- und Backsteinlagen, den zahlreichen römisch-byzantinischen Resten verschiedener naher Ruinen jener Epoche. Der österreichische General Veterani liess diese älteste Vidiner Befestigung im Jahre 1689 mit einem Graben und niederer Brustwehr umgeben, wie dies aus einer handschriftlichen Notiz auf dem obenerwähnten alten Plane hervorgeht. Für die Vertheidigung fast werthlos, dient das alte Schloss den Türken zur Aufbewahrung eines Theiles ihrer Munitionsvorräthe. Ein werthvolles, in seinen höheren Partien höchst merkwürdiges Beispiel frühester Befestigungskunde in Bulgarien, dürfte die einstige genauere Untersuchung der Rudimente dieses Baues herausstellen, dass an seiner Stelle höchst wahrscheinlich das altbulgarische feste „B'dyn" und zwar auf den Resten des römisch-byzantinischen Bononia sich erhoben hatte.

Wie ich schon in einem vorausgegangenen Abschnitte erklärte, ist es immer etwas Missliches, archäologische Forschungen in türkischen Festungen zu unternehmen. Namentlich hatte ich am Beginne meiner Reise — Vidin bildete deren Ausgangspunct — alles zu vermeiden, was den Charakter derselben in den Augen der türkischen Autoritäten verdächtigen mochte, da von deren mehr oder minder wohlwollenden Empfehlungen ihr Ausfall zum grossen Theil abhing. Ich begnügte mich daher, meine bereits im Jahre 1862 aufgenommene Ansicht des ältesten Theils der Feste durch eine zweite aus der Vogelschau, gesehen aus dem obersten Geschosse des neuen Uhrthurmes und durch einen nach Schritten aufgenommenen Grundriss zu ergänzen. Das Mauerwerk, dem ich eine eingehendere

Besichtigung widmete, enthält neben zahlreichen Beweisen der weit vorgeschrittenen byzantinisch-bulgarischen Bautechnik, namentlich in der Verwendung von Backsteinen zu äusserst wirkungsvollen rhythmischen Unterbrechungen des massigen Bruchsteinwerks, mehrere antike Steinfragmente, aus welchen zwei römische Steintafeln, welche ich an der Südostseite der Feste entdeckte, hohe Beachtung verdienen; da sie zu den wenigen aufgefundenen Inschriftsteinen gehören, welche von Ratiaria, der nahen römischen Hauptstadt Mösiens, Zeugniss geben. Der kleinere Stein ist an der gegen die Donau gerichteten Frontseite eingemauert, die grössere Inschrift ist aber verkehrt und so hoch im Mauerwerk eingelassen, dass ihre Copirung sehr schwierig erschien. Nur ein Zugang durch das Pulvermagazin führte zu dem Puncte, wo eine Annäherung möglich war. Ich entschloss mich zu dem gefährlichen Gange. Mit abgezogenen Schuhen passirten wir die dicht geschichteten Pulverfässer und Kartätschenkisten, kamen dann durch einen Hof und nach Entwicklung von Kletterkünsten auf die Dacheindeckung, wo ich stark vorgeneigt und von meinen Führern an den Extremitäten festgehalten, in eben nicht sehr angenehmer Position die Abschrift vornahm. Eine dritte Inschrift, durch Herrn Consul v. Walcher mitgetheilt, wurde gleich den von mir Herrn Professor Mommsen zur Lesung übersandten, im „Corpus" der Berliner k. Akademie veröffentlicht *).

Die stolzen römischen Bollwerke und Monumente Roms an der Donau hatten also das Material zum Aufbau der bulgarischen nördlichen Hauptfeste geliefert und sicher war es diese hier abgebildete Burg Vidin's, welche gleich den anderen befestigten Plätzen der Bulgaren oft den Byzantinern sich ergeben musste. Als Kaiser Basilius beispielsweise im Jahre 1002 gegen das westliche Bulgarien zog, da drängte er nach der Eroberung von Preslav und Silistria die bulgarischen Schaaren vor sich her. Trotz einer Diversion, welche Car Samuel zur Rettung Vidin's gegen Adrianopel unternahm, wurde es nach achtmonatlicher Belagerung mit Sturm genommen uud hierauf wieder hergestellt. Noch oft, bis es zuletzt in türkische Hände fiel, wechselte es seinen Besitzer. Zur Zeit der grossen Tataren-Invasion (1285) residirte zu Vidin der bereits erwähnte Fürst Šišman. Er ist der Begründer jener gleichnamigen vierten bulgarischen Dynastie, deren trauriges Ende zugleich jenes des Bulgarenreiches bezeichnete (S. 21).

Der letzte Fürst Vidin's war jener Joannes Stracimir, den die Ungarn durch vier Jahre gefangen hielten und der sich zum Vasallen der Türken erniedrigte, bis diese Vidin definitiv besetzten. Kurz zuvor hatte Vidin noch auf Köuig Sigismund's Zuge gegen Sultan Bajazid (1396) eine ungarische Garnison aufnehmen müssen **).

*) Mommsen „Corpus inscr. lat." No. 6295, 94, 92.

**) Ueber Joannes Stracimir, den letzten Fürsten der Bulgaren, ist wohl noch nicht das letzte Urtheil gesprochen. Die ihn betreffenden historischen Daten sind in hohem Grade sich widersprechend.



BULGARENSCHLOSS ZU VIDIN.

Vidin wurde von Bajazid I. zweimal, 1394 und 1396, erobert; doch gelangte es bis zum verhängnissvollen Zuge Hunyadi's nach Varna auf kurze Momente in christliche Hände.

Der Siegeszug des ruhmreichen Markgrafen von Baden, welcher 1689 alle festen Plätze von Belgrad bis Niš erobert hatte, führte die christlichen Fahnen neuerdings vor Vidin. Er liess den Oberst Grafen Pálffy mit 2000 Mann in Niš zurück und stand trotz der unwirthlichen Wege in acht Tagen mit seiner Armee vor Vidin's Wällen. Sie konnten der sieggekrönten Energie des Markgrafen nicht lange widerstehen. Prinz Ludwig schlug ein feindliches 9000 Mann starkes Corps, das in der Nähe der Festung Stellung genommen hatte, der Markgraf stürmte aber am 14. October die Linien Vidin's, und schon fünf Tage darauf sah sich die Besatzung zur Uebergabe der Citadelle gezwungen. Vidin's Werke und deren Armirung scheinen selbst vom damaligen artilleristischen Standpuncte höchst unbedeutend gewesen zu sein. Es wurden nur 21 Geschütze erbeutet und der Markgraf fand es für dringend geboten, den Platz in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Die Türkei verdankt also auch in Vidin wie in Belgrad, Oršova, Kladova und Niš das einigermassen bessere Fortificationssystem dieser ihrer wichtigsten nördlichen Festungen ihren einstigen Hauptgegnern, den deutschen Kaisern.

In der Biographie Guido Starhemberg's finden wir die schwerwiegenden Ereignisse ausführlich geschildert, welche den raschen Verlust der glänzenden Eroberungen des Markgrafen von Baden zur Folge hatten. Namentlich scheint der siebenbürgische Rebell Tököly zur raschen türkischen Rückeroberung Vidin's wesentlich mitgewirkt zu haben. Auf dem bereits mehrmals erwähnten Plane im k. Kriegsarchive „der in Bulgarien an der Donau der k. k. oder kleinen Walachei gegenüberliegenden Grenz-Festung wie solche Nr. 736 hat abgenommen werden können" ist, strenge gegenüber der nördlichsten Festungsbastion, auf walachischem Boden eine Anhöhe bemerkt, „worauf der Tekely eine Schanz gebauet gehabt".

Erst im Jahre 1737 sah Vidin die kaiserlichen Adler vor seinen Mauern wieder. Schlecht geführt, sollten sie vor denselben keine Triumphe feiern. Die grossen, in jenem Kriege begangenen strategischen Fehler, welche nicht nur das Misslingen der Unternehmung auf Vidin, sondern zum grössten Theile in Folge

So erzählt v. Hammer (Gesch. d. Osm. I. 236), der Bulgarenfürst Šišman hätte sich um 1395 zu Nikopoli nach hartnäckiger Vertheidigung dem türkischen General ergeben und sei nach Philippopel in den Kerker abgeführt worden, während dessen Sohn Moslim und Statthalter der Provinz Samsun geworden wäre. In seiner Selbstkritik (Bd. X. S. 666) erklärt aber Hammer: dieser Fürst Šišman sei kein Bulgare, sondern der Sohn des Serbenfürsten Lazar gewesen und hätte Alexander geheissen! Alexander Šišman lebte aber zweifellos bedeutend früher als 1395, da er sich bereits als Fürst Bulgariens mit dem serbischen Kaiser Dušan im Jahre 1351 verbündet hatte.

derselben, den für Oesterreich's Waffen unglücklichen Ausgang des ganzen Feldzuges herbeiführten, begründen in vielen Einzelnheiten zu sehr die hohe, noch heute beinahe unverändert gebliebene Wichtigkeit des von mir genauer festgestellten römischen Strassenzuges entlang des Timok's, als dass eine detaillirtere Schilderung der Vorgänge um und bei Vidin, ganz abgesehen von deren historischem Interesse, nicht genügend motivirt erscheinen dürfte.

Wie bei den vorausgegangenen Schilderungen der kriegerischen Ereignisse jenes Jahres, werde ich auch hier den besten Quellen, den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines bewährten Militärs im österreichischen Hauptquartiere, den „mémoires secrets" des Grafen v. Schmettau, dann dem wohlunterrichteten, anonymen Biographen und Vertheidiger des Marschalls Seckendorff folgen, und die gewonnenen Daten durch die Resultate meiner eigenen geographischen Forschungen über jenes Terrain ergänzend erläutern.

Während die österreichische Hauptmacht in dem, durch die rasche Einnahme von Niš glänzend inaugurirten Feldzuge vom Jahre 1737, vor dieser Festung beinahe unbeweglich lagerte, streiften die von ihrer ersten Ueberraschung sich erholenden Türken von Vidin her durch die reichen Ebenen von Zaičar und Knjaževac. Sie plünderten und verwüsteten die Ernten, Fourage und Lebensmittel, bestimmt zur Erhaltung der schlecht verpflegten Seckendorff'schen Armee. Diesem Treiben zu steuern, ertheilte Graf Seckendorff dem Oberst Holly mit 600 Kürassieren vom Corps des Feldmarschalls Khevenhüller, dann dem General Changlos in Ražanj Befehl, mit 1200 Mann die Besatzung von Gorgussovac (Knjaževac) zu verstärken, den Marschall beauftragte er aber Vidin zu nehmen.

Khevenhüller hatte sich zu Beginn des Feldzuges geschmeichelt, selbst das Obercommando der Armee als Generalissimus zu erhalten. Nur schwer vermochte er sich in die Rolle eines abhängigen Corpscommandanten zu fügen. Er verdiente, wie wir sehen werden mit Recht, den Vorwurf, die Befehle des Oberfeldherrn nur ungern und lässig vollzogen zu haben.

Seckendorff befahl dem Marschall, die Zugänge von Nicopoli und Sofia zu versperren, gab ihm Ingenieure und Arbeiter, um die Strasse zwischen Niš und Vidin auszubessern, trug ihm strenge auf, dieselbe als kürzeste Marschroute gegen das letztere schleunigst einzuschlagen und zur Sicherung der Rückzugslinie den Passo Augusto mit 2 Regimentern Kürassiere und 8 Bataillonen Infanterie zu besetzen.

Mit 20 Compagnien Grenadiere, 6 Regimentern Cavallerie, 100 Husaren und 4 Feldstücken setzte sich Khevenhüller am 1. August in Marsch. Am 3. traf er in Gorgussovac ein. Am 4. durchzog er, verstärkt durch 2 Regimenter Kürassiere — wahrscheinlich von dem Detachement im Passo Augusto — dieses

Defilé. Am 5. folgte ihm der Herzog von Lothringen, escortirt von 200 Reitern mit 3 weiteren Regimentern Cavallerie.

Auf dem Wege drängten sich zahlreiche Deputationen der Rajah an den Marschall, mit der Versicherung, sich gegen die Türken erheben zu wollen. Mit einem rasch ausgeführten Schlage hätte man damals das unvorbereitete Vidin leicht nehmen können. Nach der Aussage von Spionen, war dessen Besatzung nur 4000 Mann stark und erst am 29. Juli durch zwei Schiffe nothdürftig mit Munition versehen worden. Anstatt jedoch mit Benützung aller dieser glücklichen Verhältnisse die kürzeste Strasse, die ihm von Seckendorff strenge vorgezeichnete Route (s. die Karte) Niš, Gorgussovac, Novihan, Passo Augusto (Vratarnica), Stuppian (?), Wreko-zuli (Vrška-Čuka), Culo (Kula) einzuschlagen, um Vidin mit Beschleunigung zu erreichen und durch einen kühnen Handstreich wegzunehmen, verliess Khevenhüller, Wasser- und Fouragemangel (!) auf dieser Route vorschützend, unmittelbar hinter dem Passo Augusto die schon von der Natur gleichsam tracirte Strasse, folgte dem Lauf des Timok's in weitem Bogen, traf am 12. August erst vor Bregova und zwei Tage später vor Vidin ein. Er brauchte demnach genau 14 Tage (!) zu einem Marsche, den man auf ziemlich guter, theilweise trefflicher Strasse bequem in 24 Stunden*) zurücklegen kann! Ein in den Annalen neuerer Kriegsgeschichte wohl seltenes Beispiel behäbiger Langsamkeit.

Auf des Marschalls Aufforderung zur Uebergabe der Festung antwortete der türkische Commandant, dass er sich bis auf's Aeusserste zu vertheidigen gedenke. Zur Bekräftigung seines ungebrochenen Muthes warf er sich auf die isolirte Vorhut der acht Cavallerieregimenter, die am 14. in Vidin's Vorstädte einzog und zwang dieselbe, sich mit einem Verluste von 229 Mann und 171 Pferden zurückzuziehen.

Ungeachtet Khevenhüller mit der ihm unter Graf Sternberg's Commando — über Vrška-Čuka und Kula — zugesandten Verstärkung 99 Schwadronen, 19 Bataillone und 30 Compagnien Grenadiere zählte, unterliess er es doch, die Festung ernstlicher zu cerniren oder selbst nur die nach Lom-Palanka und Belogradčik führenden Strassen zu versperren. Nichts verhinderte die Türken, Provisionen und Succurse zu Wasser und zu Land an sich zu ziehen. Letztere verstärkten die Besatzung um 3000 Mann.

Als Seckendorff persönlich im Lager erschien, war er nicht wenig erstaunt, den Marschall, 5 Stunden von Vidin entfernt, bei Pristol (?) zu treffen und nicht einmal die nothwendige Zahl von Faschinen zum Beginne der Belagerung vorzufinden. Im Gegentheil erklärte ihm Khevenhüller die Unmöglichkeit einer Einschliessung der Festung, da es an einer genügenden Donauflotille mangle, die

*) Der Verfasser selbst legte den Weg einmal in 22 Stunden zurück.

vorhandenen wenigen Schiffe aber nicht einmal ausgerüstet wären. So war nahe ein Monat nutzlos verstrichen und die noch vor Kurzem so leichte Eroberung Vidin's musste aufgegeben werden. Man beschloss im gemeinsamen Kriegsrathe, alles eroberte Land durch eine an der Timokmündung beginnende, durch den Passo-Augusto, Niš, Pirot, Jovanica bei Sofia und Mustapha-Pascha-Palanka gehende Linie zu halten. Doch schon waren die Türken stark und zuversichtlich genug, um aus der Vertheidigung zur Offensive überzugehen.

Noch im September capitulirte die kleine kaiserliche Besatzung von Pirot und zog sich auf Niš zurück. Anfangs October wurden Perivol (?), Selvigrad (Selenigrad ?), die Schanze von Badajova bei Sofia und Mustapha-Pascha-Palanka aufgegeben. Am 8. October hatte aber Niš selbst capitulirt. Nach dem unerwartet raschen Falle dieses Hauptstützpunctes der Kaiserlichen konnten die Palanken von Ražanj, Banja und Kruševac nur schwachen Widerstand leisten. Sie wurden sämmtlich von den Türken genommen. Das im Passo-Augusto aber isolirt gelassene, vergessene Bataillon Bayreuth, dem Khevenhüller erst am 8. October den Befehl zum Rückzuge zusandte, wurde von den nach dem Abzuge der Kaiserlichen von Vidin bereits lange in deren Rücken operirenden Türken am 9. October bis auf zwei Mann, welche die Nachricht von dem nutzlosen Opfertode der braven Vertheidiger des Passes in's Hauptquartier überbrachten, gänzlich aufgerieben.

In solcher Weise rächten sich die durch Khevenhüller's willkürliche Verlassung der kürzesten Route nach der Donau und durch dessen langsamen Vormarsch gegen Vidin herbeigeführten Versäumnisse. Ganz unzulänglich sind die Entschuldigungsgründe, mit welchen er seine unverantwortliche Handlungsweise zu rechtfertigen versuchte. Er behauptete, durch die Schuld des Hauptquartiers die ihm zugesagten Lebensmittel bei Vratarnica nicht vorgefunden zu haben. Selbst angenommen, dass dieser gegen die Heeresverpflegung in jenem Feldzuge auch an anderen Orten oft erhobene Vorwurf begründet gewesen war, so beruhte doch der zweite vorgeschützte Grund in Betreff des Wasser- und Futtermangels auf der Strasse über Vrška-Čuka und Kula jedenfalls auf einer willkürlichen Annahme, die nur aus der mangelhaften Terrainkenntniss entspringen konnte und durch auf jener Route ohne irgend welche Schwierigkeiten ihm nachgerückte Verstärkungen vollkommen widerlegt wurde. Man erwäge, dass es sich von Vratarnica aus einzig um den Marsch über eine sanfte, quellenreiche Hochebene handelte, die man gewöhnlich zu Wagen in 8 Stunden zurücklegt, dass Truppen und Pferde überdies direct aus dem Lager kamen und weder durch lange noch forcirte Märsche zu leiden gehabt hatten — dass Khevenhüller nur wenig darauf rechnen durfte, in dem von den Türken verwüsteten Gebiete von Zaičar vermehrte Subsistenzmittel vorzufinden; ferner dass der von Sternberg dem Marschall

zugeführte Succurs, sowie die Armee des Markgrafen von Baden unter gewiss nicht günstigeren Verhältnissen — da schlechte Organisation der Approvisionirung bekanntlich stets einen Cardinalfehler des österreichischen Heerwesens bildete — im Jahre 1689 Vidin von Niš über Kula, in der noch immer sehr langen Zeit von 8 Tagen erreichten, und man wird billig darüber staunen, wie ein Feldherr wegen so unbedeutender, grösstentheils eingebildeter Schwierigkeiten, den Erfolg einer hochwichtigen Unternehmung, ja eines ganzen Feldzuges in Frage stellen konnte. Der schlimme Ausgang der Expedition gegen Vidin darf wohl mit Recht, nicht in den von Khevenhüller vorgeschützten Umständen, sondern in dessen bereits angedeutetem Verhältnisse zum Oberfeldherrn zu suchen sein, und desshalb werden auch die traurigen Resultate jenes unter grossen Hoffnungen begonnenen Krieges für alle Zeit an Khevenhüller's Namen haften bleiben. Die grosse strategische Wichtigkeit der von Niš durch den Passo-Augusto über Kula nach der Donau führenden Strasse, bereits von den Römern erkannt, erscheint aber durch die Erfahrungen der Feldzüge 1689 und 1737 neuerdings bestätiget.

Während des serbischen Befreiungskrieges bildete Vidin ähnlich wie Niš einen Hauptsammelpunct der grossherrlichen Truppen zur Niederwerfung der rebellischen Rajah. Von Vidin aus wurden die Kreise Negotin und Zaičar (der frühere District Kraina), lange in Schach gehalten und erst durch die russische Convention vom Jahre 1837 wurde der Timok zur definitiven Grenzscheide zwischen der Türkei und Serbien diesem zugestanden.

Im türkisch-russischen Kriege 1828 gab der Pascha von Vidin mit seiner grossentheils irregulären Streitmacht dem russischen Beobachtungscorps unter General Geismar viel zu schaffen. In dem Ausfalle vom 27. August trieb er es bis Krajova zurück und nahm seine Vorräthe. Ein zweiter, in der Richtung des Dorfes Bojelešti, scheiterte an der Tapferkeit der Russen. Am 26. September wurden die Türken ungeachtet ihrer grossen Ueberzahl, sie führten 20,000 Mann in's Treffen, nach verzweifelter Gegenwehr geschlagen und in einem mit seltener Kühnheit ausgeführten nächtlichen Ueberfalle in wilder Flucht über die Donau gejagt. Der prahlende Vezier entkam auf einem Maulthier, sein Seraskier zu Fusse nach Vidin. Das Lager mit allen Vorräthen, 24 Fahnen, 7 Kanonen, 10,000 Gewehren und vielen Gefangenen fiel den Russen in die Hände. Die Türken verloren nach eigener Angabe an 3000 Mann. Nach dieser exemplarischen Zurückweisung mieden sie fortan die Walachei, ja unvermuthet räumten sie am 25. October Kalafat, dessen wichtige Verschanzungen sogleich russischerseits mit gegen Vidin gerichteten neuen Werken geschlossen wurden. Im Feldzuge 1829 blieb die Waffenruhe hier erhalten.

Die wichtige Rolle, welche Vidin zu Beginn des russisch-türkischen Krieges

1853 — 1854 spielte, lebt noch in unverwischtem Gedächtniss und sicher hätte ohne die Unterstützung, welche Vidin seinem walachischen Brückenkopfe lieh, die siegreiche berühmte Affaire von Cetate anders geendet. Bei Kalafat erfolgte Omer Pascha's erste feindliche Bewegung gegen den russischen Generalissimus Gortschakoff, als letzterer seine Sommation, die Donaufürstenthümer zu räumen, ausweichend beantwortete. Am 17. October 1853 besetzte Omer Pascha die zwischen Vidin und Kalafat liegenden Inseln und machte durch diesen Schritt dem letzten durch England übernommenen Vermittlungsversuch ein Ende. Während das Kriegsglück in diesem Herbstfeldzuge bei Dżurdżevo und an anderen Puncten der unteren Donau mehr den Russen günstig war, blieb es bei Vidin-Kalafat dauernd dem Halbmonde treu. Die türkischen Waffen feierten selbst hier einen Sieg, welcher dieselben beim Gegner gefürchtet, in Europa respectirt machte und für den Fortgang des Krieges von weitgehendsten Folgen wurde.

Die Occupation der kleinen Walachei war als zu isolirt von den Operationen des grossen Gortschakoff'schen Hauptquartiers zu Bukarest, einem gesonderten combinirten Corps unter Befehl des Generals Fischbach anvertraut worden, der von Krajova aus gegen die Donau vordrang. Omer Pascha erkannte die Gefahr, schob am 27. October den Ferik Ismail Pascha von Vidin auf das linke Donauufer vor, liess dessen Brückenkopf Kalafat durch neue Verschanzungen eiligst verstärken und, um diese zu decken, Streifungen in der Richtung auf Bukarest vornehmen. Hier geriethen Russen und Türken bei dem berühmt gewordenen Oltenica hart aneinander. Die türkische Bravour widerstand aber den stürmischen Angriffen des Gegners und dieser musste sich des Abends mit grossen Verlusten zurückziehen. Als jedoch die russische Hauptmacht von Budesti aus Miene machte, sich der unliebsamen türkischen Streifcorps zu entledigen, da hielt es Omer Pascha für gerathen, diese am 13. November auf das linke Donauufer zurückzuziehen. Gleichzeitig suchte er aber seine feste Stellung bei Kalafat nach Kräften zu verstärken. Eine Stunde im Umkreise zogen sich die Werke hin, welche durch polnische und türkische Genie-Officiere angelegt wurden.

Kalafat wurde zum Stützpunct der türkischen Operationen in der kleinen Walachei ausersehen. Dieses grosse walachische Dorf liegt am Rande einer hügeligen Terrasse, welche gegen den Donaurand sanft abfällt. Unmittelbar vor dem Orte erhebt sich eine grosse Sternschanze mit Graben, welche in gedoppelter Linie zahlreiche Forts im Halbkreise bis zur Donau umgeben, und ebenso ist auch die mit dem Festlande durch eine Pontonbrücke communicirende Insel durch starke Werke geschützt. Am 26. Juni 1790 wurden die damals noch weniger starken Verschanzungen von dem österreichischen General FZM. Clerfayt gestürmt und genommen.

Gegen diese allmälig aber uneinnehmbar gemachte Position richtete Anfangs

Januar 1854 General Fischbach, der nunmehr den westlichen Flügel des auf zwei Divisionen verstärkten Corps in der kleinen Walachei unter General-Lieutenant Anrep bildete, die grössten Anstrengungen. Am 5. Januar besetzte eine russische Abtheilung den 3 Stunden nördlich von Kalafat, hart an der Donau gelegenen Ort Četate, welcher durch eine einzige riesige Gasse gebildet wird, und an deren Ausgängen sie sich rasch verschanzte. Ein grosser Teich verstärkte ihre Stellung. Schon am 6. stürmten aber der Tscherkesse Ismail Pascha und Achmed Pascha, von Kalafat rasch vorgehend, die heiss vertheidigte Position, wobei sich die Baschibozuks unter dem Befehle des tollkühnen Renegaten Jakub Aga (Constantin v. Jakoubowsky) und Skender Bey (Graf Illinsky) neben vielen anderen Polen, welche hier an der Seite der Türken gegen Russland, wie einst der Ungar Tököli gegen Oesterreich kämpften (S. 247), ganz besonders hervorthaten. Četate ging für die Russen verloren und auch die Gefechte bei Mocacei, Risipicis und a. O. waren nicht glücklicher für dieselben. Trotz alledem schloss sich die russische Cernirungslinie bald immer dichter um den Verschanzungsgürtel von Kalafat, dessen Vertheidigung Omer Pascha seinem in europäischer Schule gebildeten Freunde Achmed Pascha anvertraute. Mit seinen unleugbaren Kenntnissen hielt jedoch dessen Entschlossenheit nicht gleichen Schritt. Ja in altmoslim'schen Kreisen hielt man seine übergrosse Vorsicht für Einverständniss mit dem Feinde. Trotz alledem verloren die Russen schon während ihres winterlichen Campirens an 20,000 Mann. Aber auch die Türken hatten von ihrer 20 — 30,000 Mann betragenden Garnison innerhalb des weitgestreckten Schanzenkreises an 10,000 Mann während des Winters 1853 — 54 eingebüsst.

Als das Commando an Halim Pascha, einen wenig gebildeten, aber sehr muthigen Mann, überging, gestaltete sich die Vertheidigung Kalafat's noch verhängnissvoller für das Belagerungscorps. Die Position Vidin-Kalafat blieb der unerschütterliche Markstein, an dem sich alle Versuche der Russen, über die Donau hinweg den zur Theilnahme am Kriege geneigten Serben die Hand zu reichen, vollkommen scheiterten. Die drohenden Feuerschlünde der vortrefflich benützten Höhen schreckten die durch das Campement geschwächten Russen vor einem allgemeinen grossen Sturm umsomehr zurück, als ihrer hinter denselben die wohlverschanzte Insel und die Hauptarbeit, das starke Vidin, wartete. General Fischbach beschränkte sich auf die Beobachtung Kalafat's. Am 15. Juni wurde die türkische Hauptmacht von Vidin gegen Silistria gezogen und seine Bewachung, sowie jene der Kalafater Schanzen einigen Tausend Irregulären übergeben; — denn Oesterreich hatte sich zur Occupation der Fürstenthümer entschlossen.

Heute ist Kalafat ein netter aufblühender Ort und eine nicht unwichtige Dampfschifffahrtsstation; andererseits wissen wir Russland officiell mit der Pforte auf bestem Fuss. Letzteres kann und wird sich aber wieder einmal ändern. Nun

wäre es interessant zu wissen: welche Stellung wird das nur über eine kleine wohlbewaffnete Armee gebietende, auf die Integrität seines Bodens — und Kalafat steht auf diesem — eifersüchtige Romanien zwischen den beiden Mächten nehmen. Wer wird das wichtige Vorwerk Vidin's, das blutgetränkte Kalafat besetzen? und gegen wen wird dasselbe die Geschütze seiner Forts richten? Dieser Gedanke beschäftigte mich, als ich das letzte Mal an dem historisch-interessanten, mit seinem neuen Kirchlein friedlich von der Höhe herabblickenden Orte vorüberfuhr!

VII.

UEBER BELOGRADČIK

ZUR

VRŠKA-ČUKA UND DONAU.

Der Balkanaufstand 1862. — In Vidin. — Reisegefährte Consul von Walcher. — Bei Suleyman Pascha. — Das Bujurdu. — Paschagehalte. — Abreise. — Unfall am Arčer. — Raschid Pascha. — Neue und alte Strasse. — Eine tscherkessische Ansiedlung. — Die Stoloviberge. — Beschwerlicher Aufstieg nach der Passhöhe. — Schönes Panorama. — Empfang. — Die Belogradčiker Steinwelt bei Mondnacht. — Blanqui's Apologie. — Geologisches. — Das Städtchen und dessen Bewohner. — Was Glockengeläute dem Moslim bedeutet. — Die Festung. — Das neue Fort Suleyman's. — Künstliches Hochplateau. — Ein Aufenthalt für Adler. — Guter Peilungspunct. — Aeltere Bauten, römische Befestigung? — Tiefer Friede vom Lom bis Serbien. — Durch den Arčer nach Rakovica. — Dessen Karaula. — Ihr Buljukbaša. — Bulgarische Auswanderer nach Serbien. — Nizam-Garnison 1870. — Ein Exercitium. — Durch die Vitbolquellen nach Vrška-Čuka. — Serbisch-türkische Grenzanstalten. — Nach Kula. — Dessen neuer Name Adlieh. — Vergebliches Suchen der Stadt auf unseren Karten. — Das alte Schloss und andere antike Funde. — Der Kaimakam und der alte Spahiabkömmling. — Kula's Casino. — Seine Tataren und Tscherkessen. — Neue Poststrasse nach Vidin. — Abstieg zur Donau. — Ihre Niederungen, Sümpfe und Fiebermiasmen. — Alttürkische Viaducte. — Wasserjagd. — Gastfreundschaft in Vidin's Mauern.

Minder geräuschvoll als die Erhebungen in der Hercegovina und Serbien entwickelte sich gleichzeitig im Sommer 1862 in den tiefen Schluchten des Balkan's jene Bewegung, die, wie ich bereits erwähnte, ohne den friedlichen Austrag der serbischen Wirren der Türkei grosse Verlegenheiten bereitet hätte.

Die ersten für Serbien günstig lautenden Nachrichten nach dem Bombardement Belgrad's lockten die in geheimen Verstecken rostenden Waffen im Balkan wieder hervor. Lange niedergehaltene Hoffnungen wurden rege, der Moment zur Abwerfung der türkischen Herrschaft schien gekommen zu sein. Junge, von Freiheitsliebe erfüllte Männer aus Tirnovo suchten die christlichen, an der Strasse nach Kezanlik liegenden Dörfer zu insurgiren. Leicht gelang es ihnen die irre-

gulären Besatzungen aus den Beklemeh's herauszuschlagen und panischer Schreck ergriff die türkische Bevölkerung der von den Aufständischen beunruhigten Orte.

Als ich in den ersten Tagen des Juli in Vidin eintraf, war die Erhebung auf ihren Höhepunct gelangt. Die Insurgenten waren Herren der Strasse Tirnovo-Gabrova-Kezanlik und drohten den Aufstand auch in die Landschaften jenseits des Balkans zu tragen. Die Pascha's von Rusčuk und Niš sandten Nizambataillone aus zur Niederwerfung der wachsenden Gefahr und die Nachricht von der Besetzung der nach Sliven führenden Pässe durch die Aufständischen setzte auch die Militärautoritäten Vidin's in vollste Bewegung.

Alle diese Vorgänge kamen aber der Ausführung meines weitaussehenden Projectes einer Recognoscirungsreise von Nicopolis bis zum Schwarzen Meere schlecht zu Statten. Selbst angenommen, dass die ohne einheitliche Führung kämpfenden und durch den Stillstand der serbischen Bewegung entmuthigten bulgarischen Freischaaren den combinirten Angriffen der gegen sie abgesandten Nizamsoldaten voraussichtlich erliegen mussten, war doch an eine vollkommene Säuberung der selbst in friedlichen Zeiten unsicheren Balkanpässe nicht sobald zu denken. Den Ausgang des Kampfes aber in Vidin's Fieberluft geschwängertem Weichbilde abzuwarten, schien mir am wenigsten gerathen; da ich durch traurige Erfahrungen in den Sümpfen Trebinje's und am Skutarisee Albaniens über meine Empfänglichkeit für bösartige Fieber ganz ausser Zweifel war. Ich beschloss desshalb so rasch als möglich der Vidiner Miasmenluft zu entfliehen und mich nach der insurrectionsfreien Nordwestspitze Bulgariens zu wenden.

Will man aber im Innern der Türkei eine von der gewöhnlichen grossen Heerstrasse abweichende Route einschlagen, will man sicher sein, in der Verfolgung wissenschaftlicher Forschungen durch das Misstrauen des ersten besten Türken nicht schonungslos gehindert zu werden, gedenkt man sich nöthigenfalls, und es treten sehr oft und leicht derartige Momente ein, des Beistandes der Localbehörden oder eines bewaffneten Geleites zu versichern, so bedarf es hierzu der Erlangung eines „Bujurdu". Ich erinnerte mich der guten Dienste, die ein solches mir in dem bosnischen Zvornik im Jahre 1860 geleistet hatte, und ersuchte den ebenso liebenswürdigen als kunstfreundlichen Consul Walcher von Moltheim (gegenwärtig General-Consul zu Paris), der sich mir als erwünschter Reisegefährte anschloss, mich zu diesem Zwecke Suleyman Pascha, dem Gouververneur des Ejalets, vorzustellen.

Abdullah, der pittoresk costumirte Kavasse des österreichischen Consulats — Allah sei ihm gnädig, er ist heute nicht mehr — schritt uns mit dem vom österreichischen Doppeladler gekrönten Amtsstabe der Consule nach dem Pascha-Serai voraus. Die Wachen am Stambul-Kapu präsentirten das Gewehr, die Kavassen im Thorwege des wenig imponirenden „Palastes" salutirten, die zahllosen, im

Vorhofe eines Pascha's stets zu findenden Bulgaren, mit von türkischen Schreibern aufgesetzten Bittschriften in den Händen, neigten sich tief bis zur Erde. Wir schritten eine schlechte Holztreppe hinan, brachten durch unser Erscheinen den müssig umherlagernden Diener- und Oglantröss in Bewegung und liessen unseren Besuch dem Pascha anmelden, während wir in den geräumigen Audienzsaal eintraten. Bald öffneten sich die Flügelthüren des anstossenden Gemachs und „Seine Excellenz" begrüsste uns mit der üblichen zirkelförmigen Handbewegung von der Brust, an den Mund und die Stirne, was übersetzt in unsere Sprache etwa sagen will: was das Herz denkt, spricht der Mund und dieser grüsst dich.

Ich erlaube mir die Bekanntschaft des Lesers mit den oft geschilderten Empfangsceremonien bei Besuchen vornehmer Osmanlis vorauszusetzen und darf wohl über das Detail der uns nicht erspart gebliebenen Förmlichkeiten hinweggehen. Der Pascha schien sichtlich über meine Vorstellung und die Zwecke meiner Reise erfreut.

Bei köstlichem Mokka, eredenzt in goldenen Untertassen, und herrlichem Tabak von Jenidsche, der seinen vielgerühmten Namen vollkommen verdient, besprachen wir unser Reiseproject. Der Pascha berichtigte Einiges in unserem Routier und meinte, dass wir ohne Sorge die ganze Reise bequem zu Wagen machen könnten. Die nach Belogradčik führende Strasse sei erst vor Kurzem in guten Stand gesetzt worden, zu grösserer Sicherheit würden uns zwei Zaptie's begleiten und ein Courier vorausgehen, der unsere Ankunft den Mudiren anmelden, sowie unseren besten Empfang vorbereiten sollte.

Der Secretair des Pascha hatte indessen unser Geleitschreiben (bujurdu) zierlich kalligraphirt und mit Suleyman's grossem Siegel beglaubigt. Seine „Excellenz" überreichte es mir, dankte dem Consul in der blumenreichen Phraseologie des Orients für das Vergnügen unseres Besuches und schied unter tönenden Wünschen für den glücklichen Ausfall unserer Reise und heilen Wiederkehr.

Welche Stelle könnte Suleyman seinem Bildungsgrade nach in unserer Beamten-Hierarchie wohl einnehmen? fragte ich meinen Begleiter, als das Velum hinter uns sich geschlossen hatte. Die Antwort war nicht leicht. Und welch riesige Gehalte bezogen diese Functionäre, die oft kaum mehr als etwas lesen und die Beidrückung ihres Siegels gelernt. In letzter Zeit sucht wohl die Pforte die Gehalte ihrer Beamten auf europäisches Niveau herabzudrücken; obwohl zugegeben werden muss, dass der herkömmliche Harem-Luxus, Diensttross u. s. w. eines Pascha's nicht geringe Summen verschlingen. Noch im Jahre 1860 erhielt Suleyman als Muschir von Vidin 7000, später 5000 Gulden monatlich. Gegenwärtig, wo Vidin blos einen District des grossen Vilajet „Tuna" bildet, bezieht der Mutesarif 36,000 Gulden jährlich. Nach occidentalen Begriffen noch immer

eine grosse, nach Paschabegriffen aber eine sehr bescheidene Summe, die natürlich durch allerlei Nebenzuflüsse zu mehren gesucht werden muss.

Wie viel, oder richtiger gesprochen wie wenig aber ein türkischer Statthalter mit 50,000 Piastern (5000 Gulden) Monatsgehalt, und diese riesige Summe erhielt Suleyman Pascha, als wir ihn besuchten, den Zustand der Strassen, selbst in unmittelbarer Nähe seiner Residenz kennt, sollte ich bereits am ersten Tage meiner Recognoscirungstour auf der bulgarischen Donauterrasse erfahren.

Fünf Stunden von Vidin entfernt, brach unser Wagen in einem klippigen Hohlwege der elenden Strasse in Stücke. Rosselenker und Diener flogen mit einem nicht ganz kunstgerechten Saltomortale vom Kutscherbocke. Mein Reisegefährte und ich waren noch rechtzeitig aus dem zum Glücke offenen Wagen glücklich herausgesprungen. Wir überliessen dessen Trümmer den primitiven Verbandkünsten unserer Leute und dankten dem Himmel, dass wir mit heilen Gliedern unsere Reise auf den Pferden der uns begleitenden Zaptie's fortsetzen konnten.

Suleyman Pascha, der uns am Tage zuvor die Fläche seiner Hand gezeigt, was auf türkisch sagen sollte, dass die Strasse nach Belogradčik vollkommen eben sei, war glücklicherweise im Jahre 1864 durch den intelligenten Raschid Pascha (gegenwärtig Botschafter in Wien) ersetzt worden, der als einstiger Präsident der internationalen Donau-Commission den Werth guter Strassen mehr als sein Vorgänger zu würdigen wusste. Er betheiligte sich mit Energie an der Durchführung des grossen Strassenprojectes, welches der rührige Mithad Pascha zur Umgehung Serbiens und zur directen Verbindung seines Nišer Paschaliks mit jenem von Vidin entworfen hatte. Bereits im Sommer des Jahres 1864 benützte ich den schönen Strassenzug, welcher die grossen Militär- und Handelscentren Niš und Sofia den Donauhäfen Vidin und Lom bedeutend näherte, und der als einer der wichtigsten Reformanläufe Mithad's eine neue Aera im türkischen Communicationswesen zu inauguriren verhiess.

Im Allgemeinen hielt sich der Erbauer der neuen Poststrasse von Vidin nach Belogradčik an die Trace des alten Weges. Bis Osmanieh, dem Puncte hart am rechten Ufer des Arčer's, der für uns bald verhängnissvoll geworden wäre, führt sie in nur selten von streng SW. abweichender Richtung, zuerst durch das sumpfige Vidiner Festungsglacis bis an den Vitbolfluss und nach dessen Ueberschreitung, an den fetten Triften des gleichnamigen Ortes vorüber, auf die sanft sich abdachende, Vidin im weiten Bogen umspannende Lössterrasse zur Karaula Krnol. Von ihrem nicht sehr einladenden Han mit einigen Gehöften geht es durch niederen Eichenwald, der wie allerorts in der Türkei durch frei umherstreifende Ziegenheerden sehr zu leiden hat, zur zweiten, zum Schutze der Strasse erbauten Karaula Popadia am Arčerflusse.

Die durchzogene Landschaft hat einen etwas düsteren Anstrich. Ist nicht eben Markttag, so begegnet man nur selten einigen, Holz oder Schaffelle zur Stadt transportirenden Landleuten. Vor Popadia traten wir in ein kleines bulgarisches Häuschen. Menschen und Thiere lebten hier unter einem Dache friedlich zusammen und an der niederen Feuerstelle rösteten Frauen einige Schwämme zum frugalen Mahle.

Freundlicher gestaltete sich erst das Thal des Arčer's, auch schien es uns besser bebaut. In ¼ Stunde westlich von Popadia waren wir an die Furth des Flusses gelangt, suchten aber das auf allen unseren Karten an dieser Stelle liegen sollende Belogradčik vergebens; was übrigens auf ganz natürliche Weise sich erklärt. Die Feste liegt nämlich nicht am Arčer, sondern 3 Stunden landeinwärts. Auf ihrem fictiven Platze befindet sich die Tscherkessen-Colonie Osmanieh, deren Ansiedlung dem Mudir (Bezirks-Hauptmann) von Belogradčik nicht geringe Plage bereitet hatte.

Die nomadisirenden Marssöhne vom Kaukasus wollten sich lange nicht an die Scholle binden, noch weniger sie selbst bearbeiten. Heute ist dies etwas besser. Ich besuchte Osmanieh in den Jahren 1864 und 1868 wieder und fand ein riesiges Terrain in Maisfelder und Gemüsegärten verwandelt. Freilich Alles in so primitiver und lüderlicher Weise, dass einem deutschen Landmanne, der kein Ackerkrümchen verloren gehen lässt, das Herz bluten würde.

Osmanieh liegt auf beiden Arčerufern, welche eine zierliche Holzbrücke verbindet. Hat man diese übersetzt, so geht es in ziemlich sanfter Trace die steilgeböschte jenseitige Terrasse hinan, auf welcher der wohlhabendere Theil der Ansiedlung liegt.

In der Nähe des Bulgarendorfes Kaludjer verlässt die neue Poststrasse die alte Wegrichtung, welche über das nun umgangene Stolovigebirge lief. Erinnerungen an grosse Pein, aber auch an hohen unvergesslichen Genuss knüpfen sich für mich an die alte Trace. Ein beinahe unwegsamer, unsern Wagen gänzlich illusorisch machender Pfad führte zu dem Puncte hinan, der im Jahre 1862 zum ersten Male mir die märchenhafte Landschaftsscenerie von Belogradčik, wie mit einem Zauberschlage erschloss.

An einem Brunnen mit köstlichem Quell, unferne dem Dorfe Oreše, hatten wir unseren durch allerlei geschickt angelegte Nothverbände, mit Holzschienen, Stricken u. s. w. einigermassen hergestellten Wagen erwartet. Hätten wir jedoch die schlimmen Stunden gekannt, die seiner noch am selben Tage und weiter harrten, so würden wir ihn wohl nach der vorausgegangenen, genügend argen Prüfung einfach nach Vidin zurückgesendet haben.

Westlich von unserem Halte stieg nämlich, im Widerspruche mit unseren Karten, ganz unerwartet ein hohes Gebirge auf, am Fusse stark bewaldet und

nach oben in langgestreckte, nackte, terrassenförmige Mauern übergehend. Dieses von Süd nach Nord streichende, aus dichtem Kalkstein sich constituirende Längengebirge hat gegen S. eine tiefe, als Pass benutzte Einsattelung und heisst „Stolovi". Es befindet sich beiläufig auf demselben Puncte, wo auf unseren Karten die Quellen des gar nicht existirenden Smordenflusses sich vereinigen. Dieser fictive Fluss hätte also, falls er wirklich in der angegebenen Ausdehnung existirte, seinen Lauf über das Stolovigebirge nehmen müssen, dass dies nicht der Fall, dass in diesem Gebiete nur das Skomljaflüsschen den Stolovi entfliesst, hat der Leser bereits (S. 207) gefunden.

Am Fusse der Stolovi hörte zu unserer nicht geringen Ueberraschung jede von Menschenhand gebahnte Fahrstrasse auf. Sie verwandelte sich in einen über nackte Klippen aufwärtsklimmenden Reitpfad und unser Wagen musste mit Hilfe herbeigerufener Bauern förmlich auf die Höhe getragen werden; sollte er nicht gänzlich in Brüche gehen. Unsere Begleitung hatte vollauf zu thun, und verwünschte Suleyman Pascha. Wir selbst führten unsere Vierfüssler am Zügel über die gefährlichen Steinbarrikaden des engen Defilés. In einer Stunde hatten wir dessen schlimmsten Theil zurückgelegt. Es begann sich in südwestlicher Richtung zu erweitern, und die Aussicht in das Quellgebiet des Arčer's und Lom gewann allmälig nach N. und S. an Ausdehnung, jemehr wir uns aus den zu beiden Seiten uns begleitenden Steilwänden herausarbeiteten. Endlich war der Ausblick ein gänzlich freier.

Rechts traten die wenig energischen Profile der serbisch-bulgarischen Grenzberge auf, links die hohen Rücken des Balkans, den Mittelgrund erfüllte aber ein Bild so überraschend und grossartig, dass es mit seinen Zaubern uns alle kurz zuvor überstandenen Leiden gänzlich vergessen liess. Unter Ausrufen tiefsten Staunens stiegen wir hinab zum Städtchen Belogradčik, das sich nach ungewöhnlich heissem Tage mit seinen Laub umrahmten Dschamien und Minareten, in die tief blauen Schatten der es hoch überragenden Felsakropolis und Feste hüllte.

Die Autoritäten der Stadt, der Mudir, Kadi und Ulema waren uns bis zu den ersten Häusern derselben entgegen gekommen, um uns zu begrüssen und nach dem zu unserer Aufnahme bestimmten Regierungskonak zu begleiten. Kaum glaubten wir aber den unumgänglichsten Forderungen orientalischer Etikette genügt zu haben, folgten wir dem uns drängend erfüllenden Verlangen, mitten in jene Scenerie hineinzutreten, deren bizarre Umrisse schon aus der Ferne unsere Sinne vollständig bestrickt hatten. Der Mudir, ein freundlicher alter Herr, wollte uns begleiten. Wir gedachten jedoch nicht die unserer harrenden Eindrücke durch einen vielleicht minder empfänglichen Cicerone uns verkümmern zu lassen und lehnten des Bezirkshauptmanns Anerbieten höflich ab.

Allein betraten wir die Felsenwelt von Belogradčik. Ein dünner Wasserfaden glitzerte als Führer in dem von N. nach S. sich öffnenden engen Thale auf, durch welches der Weg nach dem Lom führt. Der Mond war eben heraufgestiegen. Er beleuchtete eine der phantastischsten Schöpfungen der Allmacht.

Wie das Unbeschreibliche schildern? „Den Malern und Geologen sei das Herabsteigen von der Belogradčiker Höhe gegen Verbora (richtig: Vrbova) empfohlen. Die Engpässe von Ollionla in der Provençe, das Defilé von Pancorbo in Spanien, die Alpen, die Pyrenäen, die wildesten Berge von Tirol und die Schweiz besitzen nichts, was dem verglichen werden könnte“, äusserte Blanqui, jenes berühmte Mitglied des Pariser Instituts, das im Jahre 1841 Bulgarien in politischer Mission bereiste.

War Blanqui's Apologie nicht überschwänglich, war sie nicht vielleicht das Product einer augenblicklichen subjectiven Stimmung? Boué und Viquesnel, seine Vorgänger, gedachten nur mit wenigen dürren Worten Belogradčik's und doch hatten auch sie oft ein offenes Auge für landschaftliche Reize gezeigt. Erst später vernahm ich, dass die beiden Reisenden die Vidiner Donauterrasse nie persönlich berührt hatten. Boué lernte durch mich erst die Existenz der merkwürdigen Felsgebilde Belogradčik's kennen und sie erschienen ihm so interessant, dass die von mir gesammelten Gesteinsproben und Höhenprofile ihn zu einem durch diese illustrirten Vortrage in der Wiener Akademie anregten, in dem er gleichzeitig die hohe Wichtigkeit von Höhenprofilen für die Wissenschaft betonte*).

Blanqui's Schilderung war also das einzige auf Autopsie beruhende Gemälde der nordbulgarischen Steinwunder und nicht ausschweifende träumerische Phantasie mengte die Farben, mit welchen er es entworfen hatte. Ich glaube, keines Menschen Seele könnte der überraschend gearteten Belogradčiker Scenerie sich nahen, ohne von der Mächtigkeit des ersten tiefgreifenden Eindruckes überwältigt zu werden. Merkwürdige Formation und Gruppirung, seltsame prächtige Färbung und Oxydirung des Materials, aus dem die Natur bei aller bizarr phantastischen Gestaltung des Details die in sich doch harmonisch abgeschlossene Felslandschaft schuf, wirken hier, gehoben durch den Reiz wechselnder Beleuchtung, zur Erzielung wunderbarer Effecte zusammen.

Angesichts dieser im lebhaftesten Lichte erstrahlenden rothen Sandsteinwelt, deren untere Partien wie die Bäume einer riesigen Allee sich aneinander reihten und deren obere Etagen aber oft 200 Meter hohe phantastische Gruppen von Häusern, Obelisken, Schiffen, Menschen und Thieren bildeten, lernte ich den Ursprung der petrificirten Stadt in der tripolitanischen Cyrenaica des arabischen Märchens begreifen**).

*) Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissenschaften. Math. naturw. Classe, I. Bd. 1864.

**) Ukert, Hertha, Bd. 3. 1825.

Nicht wie dem Dichter ist es auch dem Reisenden gestattet, einzig bei der poetischen Seite liebgewonnener Gegenstände zu verweilen. Wie glücklich, wenn sich mindestens auf einzelnen Puncten, wie in Belogradčik, Prosa und Poesie harmonisch mengen; denn nur selten dürfte eine Befestigung in eine romantischere Welt hineingebaut worden sein und wohl niemals mochte ein nüchternen Zwecken dienender Bau die ihn umgebenden landschaftlichen Zauber weniger gestört haben.

Es ist ein kühnes Wagniss, in schwarzen Umrisslinien ein Bild der farbenprächtigen Belogradčiker Felsgebilde geben zu wollen und doch glaube ich diese Illustrationen dem occidentalen Leser nicht vorenthalten zu sollen. Seine Phantasie wird hoffentlich, unterstützt durch Blanqui's schwungvolle Schilderung*), das Fehlende ersetzen und dem Geologen dürften sie vielleicht, vereint mit den anderen Gebirgsprofilen und geologischen Noten dieses Werkes, einigen Aufschluss über die Structur der östlichsten bulgarischen Donauterrasse bieten.

Die Terrainformation von Belogradčik besteht nach einer Prüfung der von mir mitgebrachten Gesteinsproben in der geol. Reichsanstalt zu Wien**): aus einem rothen, mürben quarzreichen Sandsteine mit ziemlich viel weissen Feldspathpartikelchen, welcher theilweise durch Aufnahme grosser Brocken von milchweissem Quarz conglomeratisch zu werden scheint und mit den rothen Sandsteinen der Dyasformation sehr viele Aehnlichkeit besitzt.

Das hochgelegene, am Fusse der Festung sich hinziehende Städtchen sollte längst durch einen Strassenbau mit dem benachbarten Kula verbunden werden. Allein wie mir Mudir Mechmed, früher Mir-Alai zu Vidin, im Herbste 1870 versicherte, fehlt es dazu an Geld. Es wurde ihm zur Pflicht gemacht, alle Einkünfte des Kaza so rasch als möglich nach Vidin zu senden, von wo sie nach Stambul wandern, um dann nie mehr oder höchstens zur Auszahlung des Truppensoldes ihren Weg in die Provinz zurück zu finden. Belogradčik verdankt dem eifrigen Mudir manche Verschönerung, einen hübschen öffentlichen Brunnen, Strassenlaternen, ein verbessertes Pflaster und das neue Kreisamtsgebäude, in dessen gastlichen Räumen ich freundlichste Aufnahme fand. Das Städtchen zählt etwa 200 Häuser, deren Aermlichkeit aber durch das neue Mudirlik noch mehr hervortritt. Die Bevölkerung treibt etwas Feld- und Weinbau, den meisten Gewinn bringt ihr aber die von einem Mir-Alai (Oberst) befehligte, aus Infanterie, Cavallerie und Artillerie bestehende Garnison, welche theils in einer Kaserne, theils in der Festung lagert und in kriegerischen Zeiten durch die türkische Stadt-Miliz verstärkt wird. Zwei Dritttheile der Gesammteinwohner sind Muhamedaner, der Rest besteht aus Bulgaren, einigen Juden und Zigeunern.

*) Voyage en Bulgarie, Paris 1841.
**) Verhandl. 1868, No. 16.



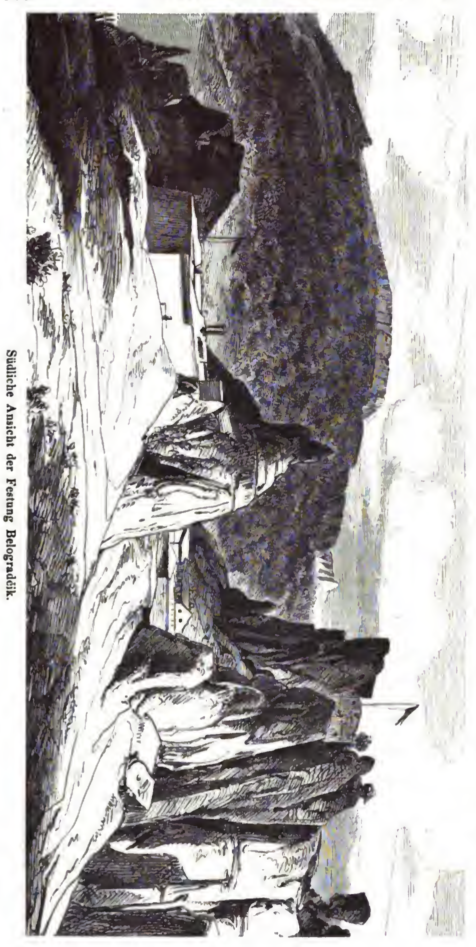
FESTUNG BELOGRADČIK.

Als isolirte nordwestlichste Vorposten gegen Serbien und eingeschlossen von einer ausschliesslich christlichen Landbevölkerung, zeichnen sich die Türken Belogradčik's durch einen ganz besonders fanatischen Hass gegen ihre christlichen Stadtbrüder aus. Bei jedem Anlasse suchen sie ihr Müthchen an denselben zu kühlen. Der Hatti-Humajun hat darin nichts geändert!

In dem 6 Mitglieder zählenden Medjlis (Communalrath) sitzt nur ein christlicher Hodžabaši. Also auch hier wie in allen türkischen Städten, die ich besuchte, immer dieselbe, jedes unpartheiische Gebahren ausschliessende Minorität der Rajah, welche lautlos die von der Majorität gefassten Beschlüsse acceptiren muss. Die kleine christliche Kirche liegt weit ausserhalb der Stadt auf einer Anhöhe, hinter hohen Schutzmauern versteckt. Nur ihr roh gezimmerter, über letztere hervorlugender Glockenthurm verräth sie, denn die Glocke selbst darf hier so wenig wie vor Kurzem noch in Vidin und selbst heute an vielen anderen Orten im Innern der Türkei geläutet werden, wo Muhamedaner neben Christen in der Majorität wohnen. Nach türkischer Ansicht würde das Geläute christlicher Glocken bedeuten: Inin sis, binelim bis (Steigt ihr (Türken) herab, damit wir (Christen) hinaufsteigen), und desshalb beharren sie dabei: Burda tschan tsalimnas, burda jasan okunujar (hier wird nicht die Glocke geschlagen, hier ertönt nur des Hodscha's (Gebetausrufers) Stimme!).

Ein Steilpfad, den ich bei meinem letzten Besuche Belogradčik's (1870) in eine ziemlich reguläre Stiege verwandelt fand, führt aus der engen Bazarstrasse hinan zum Thore des wichtigsten, zwischen drei mächtige Felsgruppen eingezwängten Theiles der Feste. Er ist in Form eines Rechteckes angelegt, dessen Längenseiten $4_{,74}$ M. hohe Quadermauern mit zahlreichen Schiessscharten bilden. Zwei mit je 6 Geschützen armirte Rundbastionen unterbrechen diese Langfronten, an welche verbindende Schmalmauern mit riesigen Thoren zwischen weit vorgreifenden Pilastern anschliessen. In dem so gebildeten, mehrere 100 Schritte langen, gegen N. ansteigenden Hofe D des Grundrisses, befinden sich ein Häuschen für den Officier und die Wache, ein wigwamartiger Speicher und mehrere durch ein Nothdach schlecht geschützte Feldkanonen, die zur Armirung der Vorwerke (E und F des Grundrisses) bestimmt sind, welche im Jahre 1862 auf Befehl Suleyman Pascha's zur Verstärkung der von einer nahen Höhe dominirten Westbastion errichtet wurden.

Wir sahen Bulgaren hier ohne jede Entschädigung diesen Neubau ausführen, von dem bald der Fremdherrschaft Symbol, die Flagge mit dem Halbmond und Stern, gleichwie von dem mittleren Theile der Festung weit hin sichtbar ins Land wehen soll. Durch das südliche Thor des geschilderten Langhofes tritt man in diesen zweiten Fortificationsabschnitt C, dessen Langmauern wohl auf gleichem Niveau mit jenen des ersten liegen, aber von Westen

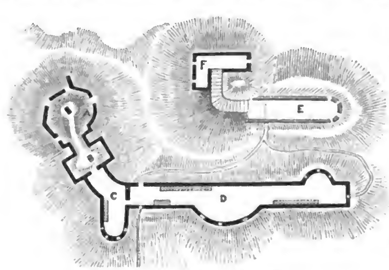


Südliche Ansicht der Festung Belogradčik.

nach Osten laufend, im rechten Winkel vorspringen. Aus diesem zweiten Hofe, an dessen Mauern gleichfalls einige unbedeutende Bauten, Kasernen, Depots u. s. w. kleben, gelangt man in den dritten höchst gelegensten Theil der Feste B. Er besteht aus einem Hofe, welchen riesige Sandsteinfelsen und zwischen diese eingebaute, sehr hohe Mauern abschliessen. Ein kleines eisernes Thor führt von hier zum letzten Zufluchtsorte der Besatzung A. Auf Leitern und Stiegen geht es aufwärts in die luftige Höhe des künstlich geschaffenen Plateau's von durch Holzbrücken mit einander verbundenen Felsköpfen,

das sich aber besser zum Horste für Adler als zum Aufenthalt für Menschen eignet.

Ein interessantes Panorama entfaltete sich von der schwindelnden Höhe und belohnte uns für unsere entwickelten Kletterkünste. Die Feste, das erwähnte neue Werk Suleyman's und das durch einen hohen Palissadenzaun mit ihnen verbundene Städtchen, lagen im Pygmäenformat dicht unter uns. Im Süden breitete sich das landschaftlich schöne Quellgebiet des Lom's aus, mit seiner von Belogradčik sich fortsetzeuden rothen phantastischen Sandsteinwelt, die aus der Ferne gesehen die Form von Brücken, Thürmen, Städten und Burgen, getrennt durch saftiges Grün und durchziehende Wasserfäden anzunehmen schien. Etwas entfernter stiegen die scharfgeschnittenen Spitzberge auf, welche das Thal der Čuprenska von jenem des Lom's scheiden, jene von Čiprovac erglänzten hinter diesen und den Abschluss machten die über einander sich thürmenden Kämme des Sveti Nikola-Balkans. Seine von W. nach O. laufenden serbischen Vorberge, mit ihren tiefen Einschnitten, bildeten die westliche Fortsetzung des prächtigen Rundbildes, das auch gegen N. einen freundlichen Ausblick auf die sanft sich erniedrigende, ziemlich wohlbebaute Hochebene gewährte. Auf dieser bot das ferne, hell erglänzende Minaret der Tataren-Moschee Kula's einen sehr glücklichen Orientirungspunct. Ich versäumte nicht, es nebst allen anderen hervorragenden Puncten von unserer hohen Warte aus zu peilen. Nur im Osten beschränkten leider die nach oben vollkommen nackten Steilmauern der in nächster Nähe aufsteigenden Stolovi die weite Rundsicht, welche an Schönheit nicht leicht von einer zweiten, auf verhältnissmässig gleich niederer Elevation, übertroffen werden dürfte.



Plan der Feste Belogradčik.

Belogradčik's günstige Lage zur Beherrschung des aus dem Nišavagebiet über den Balkan nach Vidin führenden Strassenzuges, ist nicht erst, wie Blanqui annahm, von dem scharfblickenden, berühmten Hussein Pascha erkannt worden. Er liess nur den neueren Theil der Feste im Jahre 1837 erbauen, wie dies zwei am nördlichen Haupteingange angebrachte Steintafeln in türkischer und bulgarischer Sprache melden. In den höher gelegenen Fortificationen, namentlich neben der künstlich geschaffenen Aussichtswarte, fand ich aber Substructionen

von Thürmen und Mauern, die jedenfalls einer weit zurückliegenden Vergangenheit angehören. Nach der Meinung der uns begleitenden türkischen Orts-Notabeln rühren sie von den „Latinski" (Römern) her. Dies will wohl nicht viel sagen, denn Türken und Slaven bezeichnen gewöhnlich mit diesem Namen alle Bauten, deren Ursprung sie nicht kennen.

Wie ich bereits mehrmals erwähnte, ist es leider in türkischen Festungen selbst im Frieden eine missliche Sache, derlei Dinge, ohne Misstrauen zu erregen, genau zu untersuchen. Erwägt man aber, dass Byzantiner, Serben und Bulgaren sich nach den Völkerstürmen gewöhnlich einfach darauf beschränkten, die zerstörten römischen festen Puncte wieder herzustellen, so darf man wohl annehmen, dass auch an Belogradčik's Stelle eines jener zahlreichen Castelle gestanden habe, wie ich deren mehrere (Capitel V) in der nächsten Umgebung des Arčer's gefunden und gleich diesen dürfte es einst zum Schutze der nach Ratiaria führenden Heerstrasse bestimmt gewesen sein.

Von den römischen Ansiedlungen, die auf der bulgarischen Donauterrasse eine weit grössere Ausdehnung erreichten, als dies die bewahrten spärlichen Namen in alten Schriftstellern und Itinerarien vermuthen lassen, haben sich wenigstens zahlreiche Rudimente erhalten, die Strassentracen selbst sind aber grösstentheils im Laufe des letzten Jahrtausends den nivellirenden Elementargewalten zum Opfer gefallen.

Unter der türkischen Herrschaft wurde bis vor wenigen Jahren nichts für neue Strassenanlagen gethan; denn neben türkischer Indolenz, gebot politische Klugheit, die eigene christliche Bevölkerung von jener der Nachbarländer möglichst zu isoliren. Blanqui fand im Jahre 1841 zwischen Vidin und Niš, wie ja ich selbst noch im Jahre 1862, nur halsbrecherische rauhe Saumpfade. Blanqui hatte in jenem Jahre überdies viel von dem einen kurz zuvor ausgebrochenen Bulgarenaufstand „pacificirenden", eigentlich aber wegelagernden albanesischen Baschi-Bozuk's zu leiden. Sie machten die an und für sich bereits unerquicklichen Wege auch unsicher, plünderten die christlichen Hane und Dörfer und wurden selbst ihren türkischen Glaubensbrüdern, welche deren Cooperation angerufen hatten, eine furchtbare Geissel.

Ich war glücklicher als mein Vorgänger. Auch in den Jahren 1862 und 1868 hatte sich die Gährung im Bulgarenvolke zu blutigen Aufständen im Balkan gesteigert. Hadži Dimitri und Stefan Karadža lieferten in den Schluchten und Wäldern bei Panu-Voinov den türkischen Nizams blutige Gefechte (8. Juli 1868). Auf der Nordostspitze Bulgariens herrschte aber trotzdem tiefer Friede, den selbst die dort angesiedelten räuberischen Tscherkessen nur selten störten, und er lag auch auf dem sanft gewellten Plateau mit jungem Eichenwald und anmuthigen Thalmulden, über das wir von Belogradčik gegen N. unseren Weg nahmen und

dessen reichbewässerte, gut cultivirte Felder für den Fleiss der bulgarischen Bewohner von Dubrava, Struindol, Ošanje und Vesnica sprachen. Wir verfolgten stets einen dünnen, von Belogradčik NW. abfliessenden Wasserfaden und näherten uns in etwa 2 Stunden der den serbischen Grenzbergen entströmenden Salaška rjeka, welche den südwestlichen Zufluss des Arčer's bildet. Ein von der Golema-Glava nach O. vorgeschobener Ausläufer trennt ihn von der Mečina rjeka, dem nördlichen Arme des Arčer's, und beide Bäche vereinigen sich in der Nähe des von mir aufgefundenen Römercastells bei Kladrup, von dem ich im V. Capitel gesprochen habe.

Ein tief eingeschnittenes Engdefilé der gegen das Flussrinnsal steil abfallenden Hochebene brachte uns an die Furth des Mečinabaches und bald darauf kamen wir an eine hübsch gelegene, von hohen Weiden beschattete Mühle, welcher kühle Punct uns den erwünschtesten Halt an jenem heissen Sommertage bot. Nach kurzer Erquickung ging es in Serpentinen das jenseitige Steilufer hinan zum Dorfe Rabiš und seiner tatarischen Ansiedlung, auf welche eine Stunde später Vlahović am gleichnamigen Flüsschen im Einschnitte einer weiten, an einigen Stellen sumpfigen Hochebene folgte.

Auf diesem viel coupirten, mit mannshohem Schilfwuchse bedeckten, für Reiter und Wagen höchst gefährlichen Terrain hatten unsere Zaptie's in der einbrechenden Dunkelheit den nach unserem nächtlichen Ziele Rakovica führenden Pfad verloren. Nach langem Umherirren brachten uns einige Bauern aus dem fernen Dorfe zur gleichnamigen Karaula. Doppelt erfreut waren wir nach der überstandenen harten Geduldprobe durch den freundlichen Empfang, den uns ihr freundlicher Commandant bereitete. Der mit der Krimmedaille ausgezeichnete Buljuk-bascha (Korporal) hatte erst wenige Tage zuvor ein Scharmützel mit serbischen Haiduken nahe bei Korito bestanden und einem derselben das Lebenslicht ausgeblasen, verstand es jedoch gleich der eifrigsten Hausfrau die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu üben. In später Nacht sandte er hinab in das nahe Dorf, sorgte für ein schmackhaftes Abendessen und überliess uns sein eigenes, mit einigen Teppichen ausgestattetes Gemach, in dem wir uns so gut als möglich einzurichten suchten, während er sich selbst auf eine der hölzernen Schlafbänke seiner Zapties hinstreckte.

Die Karaula Rakovica liegt dem serbischen Blockhause Izvor gegenüber. Sie ist sehr fest gebaut. Ein eisernes Thor führt zu ihren zwei Stockwerken. Das erste ist, gleich dem zur Stallung benutzten Erdgeschosse, mit zahlreichen Schiessscharten versehen und dient ausschliesslich zur Vertheidigung. Die Räume des zweiten sind zu Mannschaftswohnungen eingerichtet. Die Karaula beherrscht das gleichnamige, am Rakovicabache liegende Dorf vollkommen, vermochte jedoch nicht im Jahre 1861 die heimliche Emigration des grössten Theils seiner,

durch die Lasten der Tatarenansiedlung erbitterten christlichen Bewohner über die nahe serbische Grenze zu hindern. Schon früher, im Jahre 1860, begegnete ich solchen bulgarischen Auswanderungsgruppen auf serbischem Boden und nicht immer waren es die Aermsten, welche der Heimath den Rücken kehrten. In meinem „Serbien“ (S. 43) habe ich den traurigen Eindruck geschildert, welchen die bedauernswerthen Emigranten auf mich machten und ich denke, so schwach auch die hier mitgetheilte Skizze, wird sie es doch vermögen, gleich sympathische Gefühle im Leser zu erwecken.

Als ich im Jahre 1870 von N. kommend Rakovica wieder besuchte, war ich nicht wenig über die Erweiterung erstaunt, welche die alte Karaula erfahren hatte. Neben derselben zog sich nicht nur eine langgestreckte Kaserne hin, sondern auch die albanesischen Zaptie's waren verschwunden und reguläre Nizams an ihre Stelle getreten. Aziz Pascha, der vorletzte und jedenfalls befähigtste Gouverneur, den Vidin seit langer Zeit besessen, hatte die strategische Wichtigkeit Rakovica's erkannt und es in einen wohlbewehrten Vorposten gegen Serbien umgestaltet. Die jungen türkischen Officiere der 100 Mann starken Besatzung empfingen mich mit derselben Gastlichkeit, als seiner Zeit der alte kriegserfahrene Buljuk-bascha der irregulären Baschi-Bozuks. Sie nöthigten mich, in ihrem improvisirten Gärtchen Kaffee und Cigaretten anzunehmen und bereiteten mir ein interessantes militärisches Schauspiel. Der Hornist musste die ganz unvorbereitete, des süssen Käffs pflegende kleine Garnison alarmiren, welche in wenigen Minuten gerüstet in Reih und Glied dastand und nun mit seltener Präcision alle denkbaren Handgriffe mit ihren englischen Hinterladern (Sniders), dann Quarrée- und Klumpenformirungen ausführte. Als zum Schlusse die prachtvollen kräftigen Männer in ihrer kleidsamen Turcosuniform im Dauerlauf gegen den imaginären Feind in der Richtung der nahen serbischen Grenze vorgingen, ein wohlgenährtes Schnellfeuer abgaben und endlich unter wildem Feldgeschrei mit gefällten Bajonetten stürmten, gab dies ein malerisches Bild, das aber auch seine nur allzu ernste Seite hatte und mir noch lange, nachdem ich von den freundlichen Officieren Abschied genommen, Stoff zum Nachdenken gab.

Unterhalb des Blockhauses durchschneidet die Strasse das Thal der Rakovica rjeka, dessen gleichnamiges bulgarisch-tatarisches, seit 1864 auch noch durch eine tscherkessische Ansiedlung vergrössertes Hauptdorf sich an schöne, von buntbefiederten Sängern belebte Laubwaldungen lehnt. Wir durchschritten dieselben und einige dünne Wasseradern, in welchen ich später Quelladern des Vitbols constatirte, und fanden auch hier reichtragende Maisfelder und Weingärten, welche bis an die Vorhöhen des serbisch-bulgarischen Grenzgebirges, bis zur isolirten, scharf profilirten Vrška-Čuka reichten. Mit freiem Auge konnten wir den von ihrem Kamme herabziehenden Durchhau verfolgen, welcher das

türkische und serbische Territorium scheidet. An ihn schliesst sich in der Hochebene ein Palissadenzaun, hinter dem die rothen Ziegeldächer der serbischen Quarantainegebäude freundlich hervorlugen. Die Türken begnügten sich auch hier mit der Anlage eines quadratischen, durch angefügte Halbthürme verstärkten Blockhauses, in dem ausser der irregulären Besatzung in neuester Zeit auch ein türkischer Mauthner sein Bureau aufgeschlagen hat. Die Karaula liegt nach meiner im Jahre 1870 vorgenommenen Messung 326 Meter über der Meeresfläche.



Schlossruine von Kula.

Die von ihr beherrschte Hochebene dacht sich sanft im Osten gegen Kula ab und auch die Strasse dahin verfolgt dieselbe Richtung.

Wir hatten hier die Umrisse der Rtany-Pyramide NW. im Rücken. Nördlich sahen wir jene der viel gezackten serbischen Stol- und Miroč-Berge und schon nach zwei Stunden scharfen Rittes, welcher durch die zwischen fruchtbaren Feldern, über prächtigen Wiesengrund und niederes bewaldetes Hügelland ziehende, ziemlich gute Strasse begünstigt wurde, erreichten wir die bulgarische Bezirksstadt Kula, welche von dem mit der Organisation der Tataren-Colonien betrauten Nusred Bey 1862 den türkischen Namen „Adlich“ erhielt und von Mithad Pascha bei der Organisation des „Tuna Vilajets“ zum Sitze eines Kaimakams erhoben wurde.

Vergebens sucht man die Stadt Kula auf unseren Karten, welche sonst

so viele nicht existirende Orte aufzuführen wissen, und doch ist Kula keine neue Stadtanlage; sondern, wie seine ausgedehnten Ruinen bezeugen, hatte es einst sicher eine hohe Bedeutung unter den Städten Mösiens gehabt. Noch erhebt sich in der Mitte des Städtchens ein hoher Thurm als einzig erhaltener von vier Brüdern. Obwohl halb verfallen, beherrscht er in noch immer beträchtlicher Höhe weithin den offenen Plan. Um diese stolzen Reste aus vergangener Zeit gruppiren sich die vier von Bulgaren, Türken, Tataren und Tscherkessen bewohnten Stadtviertel. Im Sommer 1862 kam noch das grüne, von Flaggenbäumen überragte Zeltlager türkischer Cavallerie hinzu, welche hier nahe an der Timokgrenze gegen das damals stark bewegte Serbien concentrirt worden war.



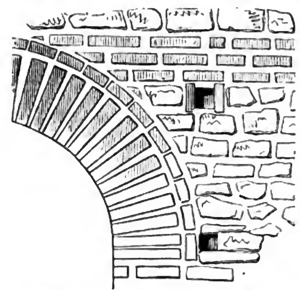
Der hohe Thurm zu Kula.

Wir stiegen im Konak des Mudirs ab. Nach kurzer Rast zog es mich hinaus zum Besuche des alten, in der Mitte geborstenen Thurmes, dessen eine Hälfte drohend in die Luft ragt; während die andere von einer reichen Vegetation überwuchert in Trümmern liegt. Der Technik des Oberbaues nach zu urtheilen, ist dieser Thurm in seinen oberen Partien ein Werk der serbisch-bulgarischen Krale. Wie bei der Mehrzahl der im 13. und 14. Jahrhundert entstandenen Bauten, ist das Mauerwerk in wechselnden Bruchstein- und Ziegellagen aufgeführt und von zahlreichen Oeffnungen, aus welchen das Balkenwerk herausgefault ist, durchbrochen. Der Grundriss des Schlosses entspricht aber vollkommen der Anlage römischer Castelle. Er bildet ein Rechteck, dessen Seiten $19_{,75}$ Meter lang, von vier runden Eckthürmen mit $12_{,23}$ M. Durchmesser flankirt und von einem Walle und gegenwärtig vielfach verschütteten Graben umgeben waren.

Die Construction des Mauerwerkes, an dem noch heute 13 M. über den Schutt aufragenden Thurme, ist aus der Abbildung ersichtlich. Wie bemerkt, halte ich

kaum dafür, dass es römischen Ursprungs sei, jedoch gelang es mir, unzweifelhaft römische Ziegelsteine aufzufinden, welche wohl von den nahe den Grundfesten abgebrochenen ehemaligen Mauern des in den Hunnenstürmen zerstörten, später während der byzantinisch-bulgarischen Periode wieder hergestellten römischen Werkes herrühren dürften.

Ausser dem Grundrisse der Kula, und neben zahlreichen Münzenfunden, deutet aber auch ein 15 Minuten von dem Castelle entfernter Rundthurm von $4{,}_{10}$ M. Durchmesser, dessen Rudimente ich mitten zwischen Feldern entdeckte, ferner ein Brunnen mit einem leider vielbeschädigten, aber unverkennbar antiken Relief, dann andere von mir aufgefundene Fragmente römischer Säulen darauf hin, dass an der Stelle Kula's eine römische Colonie einst gestanden habe. Vielleicht war es die von Procopius*) in dieser Gegend erwähnte, etwas von der Donau entfernte Feste, das auch von Hierocles noch als Bischofssitz und Stadt gekannte Castra Martis**).


Mauerwerk aus der Schlossruine von Kula.

Der Mudir (Kreishauptmann) von Kula erzählte mir im Jahre 1868, dass er, der als ehemaliger Kaufmann gar manche Stadt gesehen, längst gerne die den schönsten Punct im Innern des Städtchens nach seiner Ansicht verunzierende Schlossruine hätte niederreissen lassen, um den gewonnenen Raum theils verbauen, theils in einen öffentlichen Garten verwandeln zu lassen. Das Scheitern dieser Absicht und die Erhaltung der archäologisch interessanten Baureste verdankt man einzig der Hartnäckigkeit eines türkischen Beg's, welcher sich gegen jede Verletzung des Schlossfriedens sträubt, da nach dessen Behauptung einer seiner Vorfahren unmittelbar nach der moslim'schen Eroberung des Landes mit diesem Territorium belehnt worden war. Mit seiner Familie bewohnt er ein karaulähnliches Gebäude, das selbst bereits eine Ruine, auf den Rudimenten der älteren stehend, seinem baldigen Einsturze (?), wer möchte bei türkischen Ruinen einen Zeitraum bestimmen, entgegen sieht.

Die Hauptstrasse Kula's fand ich im Herbste 1870 regulirt und sogar mit Trottoirs versehen und unweit des Mudirliks wurde ich durch einen ganz netten neuen Han überrascht, dessen Bauplan ich wohl nicht unseren Architekten empfehlen möchte, den aber der Reisende in der Türkei selbst in solcher Gestalt

*) Procop. de Aedif. IV.
**) Mannert, Geogr. VII. Bd.

und trotz alles mangelnden Comforts, es fehlt sogar an Bettstellen, und der übermässig hohen Preise, die sein Besitzer, Zinzar Michalaky von Adrianopel, trefflich zu stellen versteht, doch gern als einen willkommenen Fortschritt anerkennen wird, und umsomehr als ein grösserer Raum zu einer Art Casino eingerichtet wurde, in dem Militärs und Kaufleute bei Spiel, Tschibuk, Kaffee, Wein und Raki sich freundlich begegnen.

Im Jahre 1861 ist Kula — seit jenem Jahre türkisch Adlich benannt — mit einer Tataren-Ansiedlung beglückt worden. Es erhielt 60 tatarische Familien, für welche Zinzaren im Jahre 1862 jene Moschee erbauten, deren weithin sichtbares Minaret ich als einen der wichtigsten Orientirungs- und Peilungspuncte zwischen dem Lom und Timok bei Belogradčik erwähnte. Im Jahre 1864 wurde der Bezirk Kula mit einer weiteren Ueberschichtung von 600 tscherkessischen Familien durch die Regierung bedacht, von welchen etwa 120 im Städtchen in der Nähe des römischen Brunnens, und südlich vom alten Schlosse sich ansiedelten.

Die im Jahre 1870 vollendete, ganz vorzügliche Poststrasse von Kula nach Vidin zieht durch eine höchst eintönige Landschaft fortwährend abwärts über das sanft gewellte Löss-Plateau, das durch die neuen Ansiedler vor einiger Zeit in Maisfelder umgewandelt wurde. An der Strasse selbst ist aber kein Haus zu sehen und auch grösseren Bäumen begegnet man nur selten. Die Landschaft war und blieb monoton und während dreier langer Stunden kamen wir bis Tatarčik nur an einem Hane mit einer Karaula vorüber. Das Auftauchen der romanischen Ebene, welche vor Tatarčik sichtbar wurde, brachte einige tröstende Abwechslung. Endlich erglänzte auch als dünner, viel sich schlängelnder Silberfaden das breite Donauband und jenseits desselben konnten wir die weissen Mauern des durch die tapfere türkische Vertheidigung im Jahre 1854 berühmt gewordenen Kalafats deutlich unterscheiden.

Wir näherten uns Vidin. Bereits wurden dessen Minarete erkennbar. Auf schöne, rebenbepflanzte Höhen folgten aber unmittelbar weite sumpfige Niederungen, welche durch häufige Frühjahrs-Ueberfluthungen der Cultivirung entzogen bleiben und durch ihre sommerlichen Miasmen leider einen stehenden Fieberherd für die Paschalikstadt bilden.

Endlich kamen die tiefen, berüchtigten Moore selbst, über welche lange Dämme mit vielbogigen Wasserdurchlässen von Florentin, Girci, Novoselo, Tatarčik und Vitbol zu den Vorwerken der bulgarischen Donaufestung führen. Unter diesen Kunstbauten ist die nach Kula führende Strasse ihrer grossartigen Viaducte wegen besonders hervorzuheben. Sie zählt deren drei, worunter einer mit 18 steinernen Bogen. Die türkische Sorglosigkeit thut nichts für ihre Unterhaltung. Sie gehen unrettbar zu Grunde. Bereits haben deren Balustraden grösstentheils

in den Sümpfen ihr Grab gefunden und auch die Fahrbahn ist bereits stellenweise durch Einstürze um die Hälfte ihrer ursprünglichen Breite verringert.

Die Sümpfe und Donauinseln Vidin's sind mit Schnepfen, Gänsen, Enten, Schwänen, Reihern, Pelikanen u. s. w. bevölkert. Die Umgegend der Stadt ist auch besonders reich an Hasen, deren Bälge (oft an 10,000) nach Wien gesendet werden. Auch Rehe, Füchse, Wölfe u. s. w. werden zuweilen geschossen. Unter dem Auffliegen und Gekreische ganzer Schwärme von Sumpfvögeln, welche das Aechzen unseres Wagens über das schlechte Steinpflaster der Dämme aus ihrer beschaulichen Ruhe aufscheuchte, hielten wir unseren Einzug in die Wälle Vidin's, innerhalb welcher mir im Hause des österreichischen Vice-Consuls Walcher von Molthein und später in jenem seines wackeren Nachfolgers, Herrn Consuls Ritter von Schulz, die gastfreundlichste Aufnahme wurde. An der bereitwilligsten Förderung meiner wissenschaftlichen Arbeiten zu Vidin betheiligten sich ferner in liebenswürdigster Weise, abgesehen von der Mehrzahl der türkischen Functionaire, der ehemalige k. russische Consul Kira Dindjan, der österr.-ungar. Consulats-Dragoman Pinkas, der k. k. Post-Expeditor Rudolf Schnell u. A., welchen Herren hier herzlichst zu danken ich für eine angenehme Pflicht halte.

VIII.

DURCH DAS TOPOLOVICA-, DELENA- UND TIMOK-GEBIET.

Durch das Glacis von Vidin. — Die Tepe's an der Strasse nach Kapitanica. — Verbreitung der Tumuli. — Ihre einstige Bestimmung. — Die Bevölkerung des bulgarischen Timoklandes. — Ansiedlung der Romanen. — Neueste Versuche, sie zu Rom zu bekehren. — Ethnographisches. — Bulgaren, Türken, Tataren, Tscherkessen, spanische Juden, Zigeuner, Zinzaren, Griechen u. s. w. — Polyglottes Völkerdurcheinander. — Florentin. — Florentiana's Ruinen und Geschichte. — Četate. — Verfall des Türkenthums. — Das Bulgarenviertel. — Contraste. — Ein antikes Grab. — Petrefactenreiche Formation. — Castell von Vurf. — Dorticum. — Castell zu Rakovica. — Verschiebung der Timokmündung. — Bregova. — Alter Strassenzug. — Neuere Römerfunde bei Praovo. — Grosse Timokinsel. — Fortschritte der Romanen. — Kirche und Schule zu Bregova. — Terrain bis Delena. — Seine bisherige schlechte graphische Darstellung. — Verfehlter archäologischer Ausflug zur Vrška-Čuka. — Positionspunct Gola-Manova. — Mahnung an südrussische Thalbildung. — Halt am „Räuberbrunnen" und seine Tradition. — Tscherkessendorf Albatina. — Waldvertilgung. — Knesenhaus zu Girca. — Ein Fall von Kinderlosigkeit. — Christ und Türk, einst und jetzt. — Vertheidigungskirche. — Delenskathal und Topolovicathal. — Weinlese zu Vurf. — Ideen der Timokbulgaren über das Türkenregiment. — Landschaftliche Physiognomie des Timokthals. — Seine neuen Befestigungen. — Misstrauen der Pforte gegen ihre südslavischen Nachbarn. — Ihre Verstärkung des moslim'schen Elements durch Colonisation von Aussen. — Mein Abschied von der Terrasse des bulgarischen Nordwesten.

Die Strasse von Vidin nach der Mündung des Timoks führt mit nur geringer Unterbrechung beinahe streng nördlich durch die sanft gewellte Ebene, welche das Glacis der Vidiner Festung bildet. Wo sie endet, beginnt ein grüner Hügelkranz, auf dem junger Eichenstand mit Mais- und Weinculturen wechselt. Dieses hügelige Terrain zieht sich im flachen Bogen in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ — 2 Stunden von Vitbol über Tatarčik, Rianovce, Hinova, Alvadži bis zur Donau und umschliesst amphitheatralisch das grosse, durch seine zahllosen Wassertümpel und durch das coupirte Terrain jeden Angriff sehr erschwerende bereits geschilderte Glacis der bulgarischen Donaufestung.



Der landschaftliche Charakter der Gegend erhebt sich nur in den tief eingeschnittenen Thälern und felsigen Schluchten der zur Donau laufenden Flussadern zu einzelnen malerischen Bildern und einzig der Gedanke, dass wir uns hier auf interessantem geschichtlichen Boden und auf einem der berühmtesten Schlachtfelder des Ostens befinden (S. 246), verleiht der Gegend einigen Reiz.

Bald nachdem wir die äussere Vertheidigungs-Linie Vidin's hinter uns hatten, tauchten westlich zwei Tumuli (Tepe) auf. Sie bilden gewöhnlich den Standplatz der Commandantenzelte des grossen Militärlagers, das hier alljährlich im Sommer von der Vidiner Garnison bezogen wird. Ein drittes Tepe liegt östlich von der Strasse zwischen Vidin und Kapitanica, ein viertes zur Rechten kurz



Die Tumuli des Militärlagers bei Vidin.

vor Njegovanica. Letzteres beherrscht trotz seiner mässigen Höhe durch seine regelmässige kegelförmige Gestalt weithin die Fläche.

Diese einer früheren Zeit angehörigen Grabhügel sind durch ganz Bulgarien zerstreut. Auf meinen letzten Forschungsreisen (1871 — 74) habe ich auf beiden Seiten des Balkans, namentlich an der Osma, Jantra und am Tundžaflusse hunderte einzelne und in Gruppen auftretende Tumuli in Karte gebracht. Namentlich auffallend sind jene Tumuli, welche sich in regelmässigen Abständen auf der Löss-Terrasse hart an der Donau zwischen Šistov und Nikopolis hinziehen. Bekanntlich verbreiten sich diese prähistorischen Denkmale vom hohen Norden weit bis nach Südrussland, wo sie massenhaft auftreten. Die dort eröffneten haben durch ihren reichen Inhalt an Waffen, Rüstungen und zum Theil sehr hübsch gearbeiteten Schmucksachen erwiesen, dass die Begrabenen Völkern angehörten, welche bereits einen gewissen Culturgrad erreicht, oder doch mindestens einen lebhaften Verkehr mit weit fortgeschrittenen Völkern unterhalten haben mussten. Die interessanten, einer prähistorischen Zeit angehörenden Funde wer-

den wohl endlich den von mancher und besonders von türkischer Seite mit Zähigkeit festgehaltenen Glauben zerstören, dass diese Hügel erst in der Epoche der türkischen Eroberung Bulgariens von den Jenisseri und zwar zu militärischen Zwecken errichtet worden seien. Dass sie andererseits, wie beispielsweise die beiden zuvor angeführten Tumuli bei Vidin, militärisch benutzt worden sind, soll hiermit nicht in Abrede gestellt werden. Die anthropologische Gesellschaft zu Wien beschloss, den Tumuli der Türkei ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und hat mit der Einzeichnung derselben auf Kiepert's Karte begonnnen*). Die zahlreichen Tumuli Bulgariens dürften jedenfalls einen der stärksten Beiträge zu dieser liefern. Eine weitere Mittheilung über dieselben bleibt dem II. Bande vorbehalten.

Auf der Nordwestspitze der bulgarischen Donauterrasse, auf dem Boden, über welchen so viele Völker hinweggezogen, deren letzte Spur die allzerstörende Zeit bald gänzlich zu nivelliren droht, ein Loos, das übrigens die weit jüngeren Reste der Römerherrschaft leider mit den Tumuli theilen, finden wir heute Bulgaren und Romanen, und zwar sind am Timok die walachischen Orte vorwiegend. In Prof. Bradaska's Abhandlung und Karte „Die Ausdehnung der Slaven in der Türkei und den angränzenden Gebieten" erscheint das bulgarische Element hier als das stärkere**). Dies ist jedoch ganz unrichtig.

Verschiedene Ursachen und namentlich das bauernfeindliche Regiment der walachischen Bojaren haben die Entstehung und rasch zunehmende Bevölkerung der romanischen Colonien auf dem bulgarischen Donauufer begünstiget. Die türkische Regierung sah andererseits gerne die Besiedlung dieser durch fortwährende Kriege stark entvölkerten Districte mit einer fügsamen, an harte Lasten gewöhnten, dem slavischen Elemente und dessen Bestrebungen vollkommen fremden Nationalität.

In den letzten Abschnitten werde ich ausführlicher davon sprechen, wie trefflich die türkische Regierung das ethnographische Moment für ihre politischen Zwecke auszunützen versteht und wie erfolgreich sie bis zuletzt darauf bedacht war, durch allerlei albanesisch-tatarisch-tscherkessische Keiltriebe die grosse, ihrer nationalen Vergangenheit sich immer bewusster werdende Bulgarenmasse zu spalten. Eine Ueberschichtung derselben mit der romanischen Raçe musste dem Türkenthume um so willkommener erscheinen, da, wie ich dies neueren gegentheiligen Behauptungen gegenüber zuerst nachgewiesen habe***), die romanische Nationalität bei ihrer zähen Abschliessung sich mit keiner anderen assimilirt; sondern weit mehr in neuerer Zeit die Fähigkeit bewiesen hat, fremde und be-

*) Mitth. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien. I. Band, Heft 2, 4, 6.

**) Geographische Mittheilungen a. Petermann, Jahrg. 1869. Taf. 22.

***) F. Kanitz „Serbien". Leipzig 1868, S. 324.

sonders slavische Elemente leicht aufzusaugen. In den letzten Jahren waren katholische Missionäre überdies bemüht, die bereits durch ihre Nationalität einen fremdartigen Keil zwischen Serben und Bulgaren bildenden Romanen auch religiös von Letzteren zu trennen, indem man es versuchte, sie der Union mit Rom zuzuführen. Die durch allerlei Verheissungen unterstützten Bemühungen schienen anfänglich grosse Erfolge zu versprechen. Das tactlose Benehmen der Missionäre und russische Gegenbestrebungen brachten jedoch die unionistische Bewegung ins Stocken. Die Mehrzahl der übergetretenen romanischen Dörfer kehrte wieder zur orthodoxen Kirche zurück und, wie ich bereits andeutete, dürfte die am Kum-bair innerhalb der äusseren Befestigungslinie zu Vidin errichtete ärmliche Holzkirche kaum sobald als die Missionäre es wünschen, in einen soliden Neubau sich verwandeln.

Nach meiner Erhebung der ethnographischen Verhältnisse der serbisch-bulgarischen Grenzgebiete bildet heute der serbisch-bulgarische Timok nicht nur die politische Grenze, sondern auch mit geringer Ausnahme zugleich die Sprachscheide zwischen Serben und Bulgaren. Ich sage ausdrücklich die Sprachscheide; denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die heutigen Negotiner, Zaičaner, Knjaževacer und Alexinacer Kreise Serbiens noch vor nicht allzulanger Zeit von Bulgaren bewohnt waren. Sowohl die serbischen als bulgarischen Orte, welche sich dies- und jenseits des Timoks in der vollen Integrität ihrer Nationalität erhalten haben, sind nach den besten Quellen auf meiner, von Lejan's Darstellung hier sehr bedeutend abweichenden Karte ersichtlich gemacht. Auf der bulgarischen Donauterrasse gibt es merkwürdiger Weise nur ein einziges serbisches Dorf: Bratjevac, welches sich als Oase zwischen Bulgaren und Romanen rein erhalten hat; während es im Süden Serbiens noch mehrere streng bulgarische Orte giebt.

Das türkische Element ist auf dem ganzen Terrain, welches dieser Band behandelt, abgesehen von den durch das Land zerstreuten Karaul-Besatzungen, nur als Theilbevölkerung in den Städten: Niš, Bela-Palanka, Pirot, Lom, Arčer, Vidin, Belogradčik, Kula und Florentin vertreten.

Tataren-Ansiedlungen traf ich zu Vidin, Florentin, Rakovica (am Timok), Bregova, Rakitnica, Kula, Kuševce, Rabiš, Rakovica (am Vitbol), Dobridol, Sliva, Urzoja, Krivodol, Kliučovo Mahale, Tatar M., Vasilovci, Topolnica und Červenibreg.

Rein tscherkessische neubegründete Orte sind: Albatina, Hamidieh, Sabri-Paschaköi und Osmanieh. Tscherkessenansiedlungen findet man zu: Halova, Kula, Rakovica (am Vitbol), Dobridol, Gjurgžič, Belatince, Topolnica, Červenibreg, Mramor und Niš.

Spanische Judengemeinden gibt es in: Niš, Pirot, Lom und Vidin. Einzelne Familien leben in allen türkischen Städten; jedoch nur selten auf dem Lande.

Grössere Zigeuner-Colonien siedelten sich in Vidin und Niš an. Es gibt jedoch beinahe keinen Ort in Bulgarien, in dem sich nicht einige oder wenigstens eine Zigeunerhütte befände. Im Kreise Rahovo giebt es aber einzelne Dörfer, in welchen die sesshaften Zigeuner 30 — 70 Häuser bewohnen.

Zinzaren, Griechen und Armenier liefern den kleinsten Bruchtheil der bulgarischen Stadtbevölkerung. Er fehlt in den Handelsstädten nur selten, erreicht aber in Westbulgarien niemals eine nennenswerthe Stärke. Das polyglotte, auf meiner Karte ersichtliche Völkerdurcheinander der europäischen Türkei macht desshalb dem Reisenden, selbst wenn er der Hauptsprache mächtig ist, die Begleitung eines Dolmetschers unentbehrlich. Ich engagirte für meine wiederholten Reisen in Bulgarien einen Dragoman, welcher ausser mehreren slavischen Sprachen, des Türkischen und Walachischen vollkommen mächtig war. Er leistete mir vortreffliche Dienste.



Donauufer bei Florentin.

In 2 Stunden erreichten wir den Punct, von dem sich die Vidiner Strasse auf abschüssigem Terrain gegen Florentin hinabsenkt. Zur Römerzeit mochte Florentin durch seine Lage am Reichslimes und an der grossen Heeresstrasse von Ratiaria nach der Timokmündung eine gewisse Bedeutung gehabt haben. Schon sein Name und mehr noch unzweifelhafte Spuren einer einstigen militärischen Niederlassung lassen annehmen, dass wir uns hier auf dem Standorte des römischen Florentiana*) befinden, das Procop. und die Not. Imp. erwähnen.

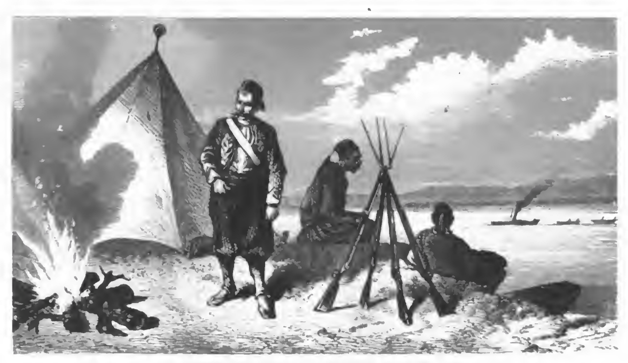
An der Stelle des römischen Castrums beherrschte später ein mittelalterliches Schloss die kleinen hügeligen Ausläufer, welche die bulgarische Nordterrasse hier gegen die Donau vorschiebt. Im österreichisch-türkischen Kriege vom Jahre 1737 spielte Florentin eine passive Rolle. Marschall Khevenhüller hatte es auf seinem Rückzuge von Vidin unbesetzt gelassen, was den Türken die Ueberschreitung des Timoks bedeutend erleichterte.

Die Substructionen des Schlosses sind noch erkennbar. Das Material des

*) Forbiger's Handbuch. III. Band 1093.

festen Oberbaues ist aber vollständig verschwunden. Es wurde, wie sich ältere türkische Ortsbewohner noch erinnern, vor einigen Decennien abgebrochen und zum Baue der Forts Kum-bair und Ghazi-bair nach Vidin geführt. Gegenwärtig hat ein Piquet des türkischen Militär-Cordons gegen die Walachei seine weissen Zelte auf dem ganz vorzüglichen Aussichtspuncte neben einem kleinen Blockhause aufgeschlagen und von dem trefflichen Auslugskaraul erblickte ich jenseits die Stelle, an welcher das berühmte Četate liegt, das im Beginne des russisch-türkischen Krieges jene grosse Rolle spielte, von der ich bereits auf S. 253 sprach.

Die ein wenig Handel, etwas Fischerei und viel Nichtsthun treibenden Türken Florentins klagen über den Verfall ihres Wohlstandes und wirklich sind die



Türkisches Donau-Cordons-Piquet bei Florentin.

sehr restaurationsbedürftige alte Moschee, ein in Ruinen liegendes Bad, ein schlechter Han und ein noch elenderes Kaffee recht traurige Illustrationen der Verkommenheit dieser nördlichsten türkischen Niederlassung am Donaustrome, welche einst einen viel grösseren Umfang als Vidin gehabt haben soll.

Verfall und fatalistisches Waltenlassen der Elementarkräfte tritt uns auch sonst überall in dem moslim'schen Viertel entgegen. Nur die Erbärmlichkeit der an afrikanische Kaffer-Niederlassungen mahnenden Tataren-Colonie wetteifert mit demselben. Erst in dem höher gelegenen, vom Steilrande der Terrasse sich aufwärts ziehenden Bulgarenviertel athmet man wieder auf. Auch hier findet man wohl Häuser, welche Troglodytenbehausungen gleichen, wir sehen aber auch viele Gehöfte, die einen bedeutenden Wohlstand verrathen und betritt man das Innere des Kmetenhauses, so glaubt man sich beim Anblicke des reichen und

reinlichen Hausrathes, der von den Wandbrettern blinkenden Zinn-, Thon- und Glasgeschirre, der geschnitzten Einrichtungsstücke u. s. w., wäre das fremdartige, spartanische Bett nicht da, in ein wohlhabendes Schweizer- oder Tiroler Bauernhaus versetzt.

Mehemed Effendi, der Erbe des auf dem alten Römercastelle zu Kula hausenden alttürkischen Spahigeschlechtes, zugleich Mitglied des grossen Rathes zu Vidin und Grossgrundbesitzer zu Florentin, besuchte dieses zufällig während meiner Anwesenheit im Jahre 1864. Nachdem der etwas misstrauische bejahrte Abkömmling der Jenisseri von meinem bahnbrechenden Pascha-Buiruldi prüfend Einsicht genommen und die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass ich durchaus nichts Feindseliges gegen das Türkenthum überhaupt und sein morsches Stammschloss zu Kula insbesondere im Schilde führe, machte er mir Mittheilung von einem merkwürdigen Grabe, das etwa im Jahre 1857 nahe bei Florentin eröffnet worden war.

Ich bat Mehemed Bey, mich an die fragliche Stelle zu begleiten. Wir schlugen einen schmalen, nordwestlich von der Strasse nach Rakovica abbiegenden Fusssteig ein und hatten nach einigem Suchen zwischen Maisfeldern die Grabstätte erreicht. Ich fand in demselben Zustande, in dem sie wahrscheinlich nach der Eröffnung gelassen worden war, ein gleichseitiges, mit Bruchsteinen unregelmässig ausgemauertes, an jeder Seite $2{,}_{84}$ M. messendes Viereck von $1{,}_{90}$ M. Tiefe. Mehemed Effendi wollte hier drei wohlerhaltene, in gleicher Richtung neben einander gelegene Skelette gefunden haben, deren eines ein Fingerring mit geschnittenem Steine geschmückt und ein kleines Thonlämpchen zur Seite gehabt. Diese Gegenstände, welche über die einst hier Begrabenen Aufschlüsse zu geben vermocht hätten, wollte der Effendi dem damaligen Gouverneur von Niš übergeben haben. Dass die Gräber nach Mehemed's Ansicht von den „Latinsky" herrührten, war für mich, bei der, wie ich schon mehrmals erwähnte, im Lande allgemein üblichen Bezeichnung aller ungekannten und selbst der jüngsten Vorzeit angehörenden Reste mit diesem Namen, nicht massgebend. Die Structur des Mauerwerks und die beschriebene Form der Lampe verleihen jedoch der Ansicht meines Begleiters einige Begründung.

Der zur Ausmauerung der Grabstätte benutzte petrefactenreiche Muschelkalkstein tritt auf dem bulgarischen Donauufer überall, wo die deckende Lössschichte in wasserreichen Steilschluchten abgeschwemmt erscheint, in horizontalen Lagerungen zu Tage. Die von mir mitgenommenen Proben sind nach einer Bestimmung der k. k. geolog. Reichsanstalt*): hellgelbgraue, dem Habitus nach aus brakischem Wasser abgesetzte Kalke, welche zahlreiche Cardiumreste einschliessen, die an gewisse Formen der Congerienstufe erinnern, aber nicht mit

*) Verhandlungen 1868. No. 16.

diesen vollständig übereinstimmen. Von Florentin behielt ich mit Ausnahme einiger unbeträchtlicher Curven, im Ganzen die nördliche Wegrichtung bei. Die Strasse führt mitten durch das grosse bulgarische Dorf Novoselo nach Vurf, in dessen Nähe ich die Rudimente eines hart am Donauufer aufgeworfenen grossen Vertheidigungswerkes fand. Unzweifelhaft war es eines der zahlreichen kleinen Castelle, deren Procopius zwischen Dorticum und Bononia erwähnt. Seine Steinverkleidung ist grösstentheils zum Häuserbau nach Vurf gewandert, zu dem auch die Maisfelder innerhalb der Wälle gehören.

Die Reste eines anderen, schon von Graf Marsigli*) erwähnten römischen Castrums, traf ich zu Rakovica hart auf der den Timok und die Donau beherrschenden Landspitze, auf welche d'Anville**) das von Justinian restaurirte Dorticum verlegt***). Das Castell von Rakovica scheint einst von ziemlicher Stärke gewesen zu sein; denn seine Länge betrug 160 M. bei 35 M. Breite, an den Ecken sind jedoch die bei der Mehrzahl der römischen Castelle vorspringenden Rundthürme kaum zu erkennen. Der Timok dürfte hier einst näher bei diesem Bollwerke in die Donau eingemündet haben. Das Flussrinnsal nimmt gegenwärtig mehr eine nördlichere Richtung und bildet bereits zwischen Rakovica und der Mündung ein Delta von ansehnlicher Breite.

Rakovica, wo eine türkische Karaula, neben der Niederhaltung der Rajah, auch den nahen Timokübergang zu überwachen hat, zählt 55 walachische und 30 tatarische Gehöfte. Seit mehreren Jahren besitzt es ein bescheidenes Kirchlein, während früher der Gottesdienst nur in einer niederen Hütte abgehalten werden durfte. Noch immer mangelt es aber an einer Schule und ausser dem Popen ist auch hier wie in Skomlja und an a. O. nicht eine Person des Lesens oder Schreibens kundig (!).

Von der im Pariser Frieden (Hatti-Humajun 1856) den Christen der Türkei gemachten Concession des freien Kirchenbaues hat auch das nahe Bregova bereits Gebrauch gemacht. Man erreicht es von Rakovica mit Berührung des am Timok gelegenen Romanen-Dorfes Bale auf ziemlich guter Strasse in ³/₄ Stunden.

Nach Boué †) hoffte ich in Bregova Reste einer alten Stadt zu finden. Die vielfältigsten Nachfragen führten jedoch nur zu einem ganz negativen Resultate. Die strategisch wichtige Lage Bregova's lässt es jedoch wahrscheinlich erscheinen, dass sich einst in seiner nächsten Nähe eine römische Niederlassung befand, deren Spuren vielleicht noch gefunden werden dürften ††). Jedenfalls zog aber

*) Dan. II.

**) Mém. de l'Acad. des Inscript. Tome XXVIII, 441.

***) Meine Ansicht über dessen Lage äusserte ich in „Serbien" S. 321.

†) La Turquie d'Europe. II. 357.

††) Es ist sehr leicht möglich, dass die Walachen Bregova's die etwa dort befindlichen römischen Reste verleugneten. Gleiches begegnete mir im Walachendorfe Praovo in Serbien im Jahre 1870. Erst

bei Bregova selbst ein wichtiger Strassenzug schon zur Römerzeit vorüber, darauf deuten eine alte Strasse, sowie auch mehrere antike Brückenbauten auf dem serbischen Timokufer hin, welche ihre Richtung direkt auf Bregova nehmen, und auch die schöne Steinbrücke, deren ich bereits in meinem „Serbien" (S. 322) gedachte, trägt im Volksmunde den bezeichnenden Namen „roman most".

Die grösste mir bekannte Insel des Timoks wird von diesem bei Bregova gebildet! Etwa der vierte Theil derselben, gegenüber dem serbischen Dorfe Blinovac, gehört Serbien. Er ist durch einen Zaun wohl verpalissadirt und durch eine ganz isolirte Grenzkaraula bewacht, deren kleine Besatzung mittelst Nachens mit dem serbischen Festlande communicirt.

Die walachische Einwanderung zu Bregova erfolgte vor etwa 25 Jahren. Sie bietet Anlass zu manch ethnographisch lehrreichem Vergleiche. Während beispielsweise der Romane auf walachischem Boden in Folge der früheren demoralisirenden Bojarenwirthschaft als Mensch beinahe auf gleicher Stufe mit dem Neger Südamerika's stand und nicht mit Unrecht als auffallend denkfaul geschildert wird, zeigt er sich hier auf bulgarischem Boden, obschon unter einem Regimente lebend, das den christlichen Unterthanen ehemals nicht sehr gewogen war, stets thätig und intelligent. Diese Eigenschaften gelangen schon in der äusseren Erscheinung Bregova's zum Ausdrucke. Neben dem auf der ganzen bulgarischen Donauterrasse üblichen Bau von Mais, Weizen, Hanf, Wein und Melonen, wird in Bregova auch Tabak und Seide cultivirt. Der ganze Ort trägt den Stempel einer gewissen Wohlhabenheit, der durch die grossen mit der tatarisch-tscherkessischen Colonisation für die Rajah verknüpft gewesenen Lasten nicht verwischt werden konnte.

In der Mitte des Dorfes erhebt sich die neue, im Jahre 1857 erbaute dreischiffige Kirche, mehr stattlich als stylgerecht, als Langschiff im Parallelogramm, ohne Seitenapsiden und mit niederem Thurme der Hauptfaçade. Der Bau hatte 200,000 Piaster (10 P. = 1 Fl. ö. W.), also eine für dieses Land sehr bedeutende Summe gekostet. Auf die innere Ausschmückung der Kirche wurde die grösste Sorgfalt verwendet. Die Ikonostasis, der Metropolitansitz und die Kanzel sind sämmtlich sehr reich geschnitzt und vergoldet; aber etwas überbunt bemalt. Von Zinzaren gearbeitet, zeigt sich auch hier das merkwürdige Bau- und Formtalent

als ich den Gemeindeältesten die Stelle bezeichnete, wo ich im Jahre 1860 die auf Kaiser Nerva bezügliche Inschrift gefunden hatte, zeigten sie mir die Stelle zweier anderer Inschriften, die ich später Prof. Mommsen mittheilte. Die eine Hälfte der Inschrift vom Jahre 1860 war seitdem nach Negotin gewandert. Erst nach mühevollem Suchen fand ich die zweite Hälfte in einem Kaffechane des Ortes. Ich nahm sie dem sich nicht wenig sträubenden Besitzer ab und ersuchte den Ortskmet, sie in das Kreisamt nach Negotin zu schaffen, wo ich die Aufstellung aller römischen Fundstücke aus der Umgebung im neuen Gymnasialgebäude befürwortet hatte. Ob dies wohl seitdem geschehen, ist sehr die Frage.

dieses hochbegabten macedo-walachischen Zweiges der Romanen. Einzelne decorative Theile von Holzschnitzwerk, wie die bizarr stylisirten Drachen und Vögel zu beiden Seiten des Kreuzes am Mittelausgange der Ikonastasis, verrathen gestaltungsreiche Erfindungsgabe, der von ruhenden Löwen getragene Metropolitanstuhl und das von einem Adler gestützte Kanzelpult mahnen aber auch hier an die traditionell sich forterbenden Einflüsse der alt-byzantinischen Monumente auf der illyrischen Halbinsel.

Auch der Pflege des intellectuellen Moments widmet die romanische Gemeinde Bregova's, im Hinblicke auf sonstige bulgarisch-türkische Verhältnisse, nicht geringe Opfer. In dem Hause eines aus Serbien berufenen Lehrers fand ich den Nachwuchs des Dorfes lesend, schreibend, rechnend und kirchliche Lieder recht hübsch absingend. Der wohlthätige Einfluss des jungen aufstrebenden Serbenstaates machte sich hier, an dessen Grenze, unverkennbar geltend.

An die 400 romanischen Häuser Bregova's schliessen sich seit 1861 dessen 110 tatarische Familiengehöfte. Sie wurden anfänglich von den türkischen Colonisatoren ohne das ihnen zugesagte Arbeitsvieh gelassen und hatten in Folge dessen mit grossen Mühsalen zu kämpfen gehabt. Nunmehr haben sie aber als fleissige Ackerbauer den reich lohnenden bulgarischen Boden liebgewonnen und bereits einen bescheidenen Wohlstand sich errungen.

Grösstentheils in SW. Richtung, und nur in den tiefen Einschnitten der Timok-Hochebene manchmal in SSW. führt eine der üblichen schlecht gehaltenen Landstrassen von Bregova nach Kula. Auf einer kleinen Höhe zwischen Slokuća und Delena, kurz bevor man zu letzterem von einem Blockhause bewachten Dorfe südlich hinabsteigt, erblickt man in SW. die serbische scharfgeschnittene Rtanjpyramide und auf der Weiterfahrt die Profile des Grenzberges Vrška-Čuka.

Bei Delena befand ich mich so ziemlich auf einem der höchsten Puncte der hügeligen Terrasse, deren nordwestlicher Rand oft in so steilen Böschungen nach dem Timok abfällt, dass er keinen Raum für eine Fahrstrasse bietet, während die östlichen Abhänge in langgestreckten Linien sich sanft nach der Donau hin verflachen.

Die Terraindarstellung dieses Theiles der bulgarischen Timokspitze war auf unseren bisherigen Karten vollkommen fehlerhaft. Sie liessen die serbisch-bulgarischen Grenzberge weit über Vrška-Čuka hinaus in ununterbrochener Linie bis gegenüber dem serbischen Orte Čokonjar am Timok fortziehen; ferner diese „Vratarnica Pl." getaufte Kette mit schmalem Rücken in O. und W. in steiler Böschung abfallen und an deren östlichem Rande dann unvermittelt eine weite Hochebene beginnen. Oberst v. Scheda's Karte der Türkei vergrössert noch manche dieser Fehler durch die stärkere Schraffirung, ja seine Darstellung bedeckt die Terrasse östlich der Vrška-Čuka mit mehreren Tausend Fuss hohen

Gebirgen; während in Wirklichkeit selbst die bedeutendsten Erhebungspuncte der serbisch-bulgarischen Grenzberge nirgends auch nur annähernd solche Höhen erreichen und östlich und nördlich von der Vrška-Čuka das ganze Terrain bis zum Timok zu einer etwas stark unundulirten hügeligen Terrasse herabsinkt. Die schöne, von mir in den verschiedensten Richtungen durchzogene bulgarische Timokspitze eignet sich durch diese günstigen Bodenverhältnisse für alle Zweige der Landwirthschaft. Ueberall sah ich neben kleinen Laubholzwaldungen schöne Wiesen und Felder und neben reichtragenden Wein- und Obstculturen auch Tabak- und Maulbeerpflanzungen. Zahllose Viehheerden, namentlich Rinder, Schafe und Pferde tummeln sich auf den weiten Wiesentriften der Hochebene und eine gewisse Wohlhabenheit ist in der äusseren Erscheinung der Einzelgehöfte und auch im Physischen der Bevölkerung nicht zu verkennen.

Zurückgekehrt von einem verfehlten archäologischen Ausfluge nach römischen Votivsteinen, den ich auf die Aussage der Karaulabesatzung von Vrška-Čuka nach dem Fusse des gleichnamigen Berges unternommen hatte, trat ich von dem genannten Blockhause im September 1868 meinen Ritt in das Quellengebiet der Topolovica und Delenska-rjeka an. Bereits im Jahre 1864 hatte ich bei Delena und Boinica den mittleren Lauf der beiden Flüsschen überschritten, der Einbruch des Winters verhinderte mich jedoch damals an ihrer weiteren Erforschung.

Als ich am prächtigen Morgen des 25. September von der Karaula Vrška-Čuka entlang dem serbischen Grenzzaune gegen N. ritt, lag eine wunderbare Ruhe auf der jenseits des Timoks vor uns aufgerollten serbischen Landschaft Crna-rjeka. Auch nicht die kleinste Erhebung hinderte den Ausblick nach der schön gelegenen Kreisstadt Zaičar. Selbst meine weniger für landschaftliche Reize empfängliche Begleitung schien von dem zaubervollen Naturbilde bewegt zu sein und als wir bald darauf von der Karaula Gola-Manova nach O. abbogen, entwickelte sich gegen S. ein anderes Panorama, welches, ganz abgesehen von seiner entzückenden Schönheit, einen höchst lehrreichen Einblick in die Configuration der serbisch-bulgarischen Grenzberge bis weit über den Sveti Nikola-Balkan hinaus gestattete.

Bei der Karaula Gola-Manova, die für eine Triangulirung der bulgarischen Nordterrasse eine höchst schätzenswerthe Position bieten wird, erreichten wir die in tiefen Gräben eingeschnittenen Quelladern des linken Armes der Topolovicka rjeka. Ich folgte der nördlicheren bis Gola-Manova und wurde durch die eigenthümlichen zahlreichen Regenquerrisse, welche in die Hauptfurche mündeten, an die südrussischen Thalbildungen erinnert, die J. G. Kohl so trefflich beschrieben hat. Nachdem das Bächlein bei dem schönen und reichen Dorfe Boinica einen von Burilovce kommenden Zufluss aufgenommen, fliesst es weiter zwischen tiefen

Gehängen hinab zur Haidučka Česma. Nahe diesem „Räuberbrunnen" vereinigen sich die beiden Arme der Topolovica.

Bei der „Haidučka Česma" erhält die Seenerie durch die zerklüftete Terrasse und durch von derselben abgestürzte riesige Kalkblöcke einen bis zur Timokmündung nicht wiederkehrenden wildromantischen Charakter. Der Brunnen, bei dem wir in vorgerückter Abendstunde und im Lichte des Mondes unseren Halt aufschlugen, soll seinen nicht sehr einladend klingenden Namen nach dem während der Freiheitskriege diese Gegend mit Schrecken erfüllenden serbischen Guerillaführer „Haiduk Veliko" empfangen haben und wahrlich, der Punct, an dem die „Haidučka Česma" liegt, ist zu heimtückischen Ueberfällen wie geschaffen. Auch gegenwärtig fehlt es nicht an solchen. Von der nördlichen Wand des Thaleinschnittes blicken die Häuschen des verrufenen Tscherkessendorfes Albatina herab und unfern derselben erhebt sich eine feste Karaula zum Schutze der Reisenden, welche das sich allmälig verbreiternde Thal durchziehen.

Je mehr wir uns dem grossen Dorfe Girca näherten, desto niedriger wurden die durch des Wassers Einwirkungen viel zerrissenen Höhen, zwischen welchen die Topolovica fliesst. Alles Laubholz am Wege war jung. Nur hier und da mahnte ein vergessener mächtiger Eichbaum an das unverständige Wüthen der unaufgeklärten Bevölkerung gegen den weder durch Gesetz noch Forstorgane geschützten Wald.

Wir hatten an verschiedenen Puncten der beschriebenen Route länger verweilt. Ausser den sehr aufhaltenden kartographischen Aufzeichnungen, hatte die sporadisch erscheinende Hausindustrie und namentlich schöne, mit durchbrochenen Ornamenten verzierte Töpferarbeit zu Boinica, welche unverkennbar antike Einflüsse verrieth, meine Aufmerksamkeit gefesselt, während die schöne Landschaft an der Haidučka Česma zur Croquirung derselben einlud.

So war es sehr späte, allerdings durch hellen Sternenglanz und Mondlicht verschönte Nacht, als uns das Haus des Knesen zu Girca gastfreundlich aufnahm, der ein stattlicher intelligenter Mann, zu den Reichsten des wohlhabenden Ortes gehörte. Etwa 400 Schafe, zahlreiche Rinder und Pferde, schöne Felder und Weingärten waren sein eigen. Weniger verrieth sich der Wohlstand des Hauses in dessen innerer Einrichtung. In niederen abscheulichen Räumen lebte der wohlhabende Mann mit seiner Familie, welche zwei verheirathete Söhne und viele Kinder zählte. Der reiche Kindersegen des einen Sohnes schien der alten Knesenfrau nicht genug. Sie klagte bitter über ihre zweite „sna" (Schwiegertochter), welche bereits einige Jahre verheirathet und doch kinderlos sei. Der Vorwurf war — es wurde mir nicht klar, mit welchem Rechte — an die Adresse einer jungen, gesund aussehenden hübschen Frau gerichtet. Die Arme weinte; denn nach Bulgarenansicht war es das grösste Unglück, das sie treffen konnte. Mir

erschien nur die Enge des Häuschens beklagenswerth, ich zog es vor, möglichst weit weg von dem Häuschen im Freien, auf der Cartake eines Speichers mein Nachtlager aufzuschlagen.

Der grelle Contrast zwischen dem grossen Wohlstand des Hofbesitzers und dem Mangel an bescheidenstem Comfort in seiner Behausung erklärt sich leicht. Noch vor wenigen Jahren suchte der Christ sowohl in den Städten, als auf dem Lande in der Türkei, besonders aber die bulgarische Bevölkerung, welche zweifellos ihre fleissigste ist, die Früchte ihrer Arbeit vor dem stets begehrenden Auge der herrschenden Raçe zu verbergen. Noch ist es aber allzu kurz, seit sich, Dank dem fortwährenden Drucke des europäischen Westens, wenn auch nicht Alles, doch unleugbar Manches in dem Verhältnisse zwischen Christ und Türk zum Besseren gewendet hat, aber trotz der allmälig fortschreitenden günstigen Umwandlung der früheren unglücklichen Zustände wird es noch lange währen, bis deren Nachwirkungen in Bildung und Sitte verschwinden werden.

Die bis Vidin sichtbare, schon im Jahre 1854 erbaute Kirche von Girca bildet eine charakteristische Illustration der damals noch äusserst traurigen Verhältnisse der Rajah. Sie erinnert durch ihre Bauart an die alten zur Vertheidigung eingerichteten Kirchen der siebenbürgischen Sachsen. Ihre Mauern sind massiv, von Strebepfeilern gestützt, und die Fenster mehr Schiessscharten ähnlich, sehr spärlich und enge. Beinahe scheint es, als hätten Auftraggeber oder Baumeister bei ihrem Entwurfe daran gedacht, dass der alte moslim'sche Fanatismus denn doch noch einmal aufbrechen könnte! Zehn Jahre später, nach des Hatti-Humajun's Verkündigung wurde an der Portalseite der Kirche ein bescheidener Holzthurm errichtet, dessen laute Glockentöne uns begleiteten, als wir am nächsten Morgen unseren Ritt in das Thal der Delenska-rjeka antraten.

Nachdem wir kurze Zeit in NO. Richtung aufwärts gestiegen waren, kamen wir in ein SO. — NW. streichendes kleines Seitenthal der Delenska hinab und hatten nach einer Stunde diese selbst erreicht. Auf den gut cultivirten Höhen ihres linken Ufers erschienen die hübschen Orte Čorokalina und Teanovce. Die Höhen nach W., zwischen welchen die Delena fliesst, bedeckt bis zu dem gleichnamigen Dorfe junger Wald. Bei Hinova tritt das Flüsschen in die Ebene hinaus und vereinigt sich auf dem weiten Glacis von Vidin mit der aus dem Defilé zwischen Rianovce und Smrdan herauskommenden Topolovica. In sehr gekrümmtem Laufe umfliesst letztere den äusseren Schanzengürtel Vidin's und fällt hart bei dessen nördlichstem Aussenwerke in die Donau. Das ganze Gebiet der Topolovica wurde unter allen bis zum Jahre 1871 veröffentlichten Karten am besten noch von Kiepert dargestellt. Bei aller Mangelhaftigkeit des Details zeigt Kiepert's Karte (1853) doch nicht die zahlreichen Verschiebungen von Flüssen und Orten, wie sie auf v. Scheda's viel jüngerer Karte vorkommen.

Westlich von Teanovce erreichten wir den höchsten Punct der im Halbkreise von Koilovo nach Florentin sich hinziehenden hügeligen Terrasse. Er bot eine weite, sehr günstige Aussicht zur Aufnahme der gegen den Timok sanft verlaufenden Hochebene. Bei Rakitnica und Gamzova ist dieselbe stellenweise cultivirt. Man pflanzt hier grösstentheils Mais mit Melonen und Kürbissen dazwischen, der übrige Boden dient zur Weide. Zahlreiche Viehheerden beleben ihn und originelle Ziehbrunnen, um welche sich kleine ambulante Hirtenniederlassungen gruppiren, mahnen an ungarische Pustenbilder und unterbrechen wohlthätig jene Eintönigkeit, durch welche selbst die fruchtbarsten Ebenen das Auge des Reisenden ermüden.

Von Teanovce aus waren wir beinahe ununterbrochen zwischen Weingärten hingezogen, welche den fernen an der Donau liegenden Dörfern Vurf und Novoselo gehören. Ueberall begegneten wir weinlaubgeschmückten, ihren Weg von oder nach diesen Dörfern nehmenden Wagenkaravanen voll heiterer Gruppen jungen Volkes. Die Anwesenheit der sonst gefürchteten türkischen Zehentpächter machte sich kaum bemerkbar. Sie vermochte nicht die freundliche Stimmung der den reichen Weinsegen einbringenden Rajah zu verscheuchen und überhaupt schien mir, dass sie hier, wo die Blockhäuser und rothen Ziegeldächer der serbischen Dörfer und Karaule von jenseits des Timoks so nahe herüberblickten, eine viel selbstbewusstere Haltung zur Schau trug.

Durch den lebhaften Verkehr mit ihren benachbarten freien Stammesbrüdern kannten sie die Verlegenheiten, welche die von den Bukarester Jungbulgaren inscenirten Aufstände an der Donau und im Balkan der herrschenden Raçe bereiteten. Sie hatten ihre eigenen Gedanken darüber und manchmal erhielten sie bestimmteren Ausdruck. Ueberall klang die Hoffnung durch, in nicht zu ferner Zeit von den bisher jeden geistigen Aufschwung verhindernden Fesseln erlöst zu werden. „Sind wir nur erst des uns aussaugenden griechischen Klerus und der schlechten Beamten des Sultans ledig — unser guter Padischah kennt leider nicht ihre Schandthaten — dann wollen wir auch, gleich den Serben drüben, an unserer Cultur arbeiten. Wir wissen, wir sind rohe, unwissende Leute, wo sollen wir aber gute Lehrer für unsere Schulen hernehmen, kümmert sich doch weder der Pascha noch der Vladika darum, ob wir solche haben oder nicht. Auch nicht der kleinste Theil unserer Steuern wird für derartige Zwecke verwendet; während drüben in Serbien, wo so wenig dem Fürsten bezahlt wird, die Regierung Schulen erbaut und die Lehrer besoldet." Solche und ähnliche Seufzer cursirten im Munde der bulgarischen Timok-Bevölkerung und leider sind sie nur allzu begründet!

So wenig landschaftlich schön die letzte Timokstrecke von Bregova bis zur Donau, so reizvoll ist das vielgekrümmte Thal, durch welches der Fluss von

der ersten bulgarischen Karaula Tupan (nahe bei Vrška-Čuka) bis nach Bregova seinen Lauf nimmt. Reichtragende Culturen, Mais- und Weizenfelder, Obst- und Weingärten bedecken die Flussufer überall bis zu den Höhen, von welchen zahlreiche wohlhabende Dörfer freundlich herabblicken. Neue Häuserbauten, welche bis 5000 Piaster kosten, gehören hier nicht mehr zur Seltenheit. Das Thal des vereinigten Timok's, in das sich Serbien mit Bulgarien theilt, ist jedenfalls eines der schönsten Gebiete beider Länder. Ich glaube darüber urtheilen zu dürfen; denn abgesehen von meinen Routiers bei Zaičar und Negotin, habe ich es im Herbst 1870, am Rande des bulgarischen Ufers hinziehend, in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelernt. Ein Blick auf meine Karte zeigt die vielen Krümmungen, in welchen der Timok gegen die Donau hinabfliesst. An manchen Stellen hat sein Thal eine ganz ansehnliche Breite, wie z. B. bei Crna-Mašnica und bei dem einzigen von Serben bewohnten Dorfe Bratjevac. Hinter diesem schliessen sich aber die beiden Ufer-Terrassen auf Büchsenschussweite zusammen und die Böschung auf bulgarischer Seite fällt so steil ab, dass die Communication zwischen Bratjevac und Gracko hier nur durch eine sehr schlechte, auf die Höhen gelegte Fahrstrasse vermittelt wird.

Die landschaftliche Physiognomie dieser Partie des Timok's ist eine äusserst freundliche. Beinahe sämmtliche zehn Dörfer auf bulgarischer Seite und die Mehrzahl des jenseitigen Serbiens liegen mitten zwischen prächtigen Reben, welche den berühmten „Negotiner“ geben, und die sogenannten „pivnice“ (Weinkeller) mit ihren rothen Dächern scheu überall aus frischem Grün in das Flussthal herab. Nur an einigen Stellen, wo der unterlagernde versteinerungsreiche Flötzkalkstein hervorbricht, behält die Ziege ihr Recht und findet in verstreuten Gebüschen saftige Nahrung. So wie man aber das vollkommen ebene Plateau betritt, dehnen sich die grünen Wände junger Eichen- und Buchenwäldchen, unterbrochen durch kleine cultivirte Flecke, endlos aus. Es gehört grosse Localkenntniss dazu, um nicht die Wegrichtung zu verlieren; denn von allen Orten führen kreuz und quer primitive Strassen zur Abholzung durch den Wald. In einer seiner weiten Lichtungen am Wege von Gracko nach Halova gelangte ich, nicht wenig überrascht, an eine Art Feste, die von Asiz Pascha vor einigen Jahren in der Form römischer Castelle mit Rundthürmen an den Ecken, zum Schutze der Grenze erbaut worden war und in deren weit ausgedehnten Stockwerken eine Compagnie Nizams garnisonirt. Sie blickt drohend nach der jenseitigen, durch die scharfprofilirten Stol- und Miročberge äusserst pittoresk abgeschlossenen serbischen Landschaft hinüber.

Die vielen neuerrichteten Karaule und Forts, mit welchen die Pforte in letzterer Zeit Serbien und Montenegro umsäumte, sind wohl der sprechendste Ausdruck des geringen Vertrauens, welches sie diesen ihren nächsten Nachbarn

schenkt. Die zahlreichen kleinen Befestigungen von der Sutorina bis zum Skutari-See rings um Montenegro dienen, gleich den Blockhäusern und Festen an der Morava, Drina, Toplica, Nišava und am Timok, als ebenso viele „Lug ins Land", welche jede Bewegung in den beiden jugendlich aufstrebenden südslavischen Militärstaaten sorgfältig überwachen sollen. Ich fürchte aber, dass die hochgelegenen weissen Karaule von Vrška-Čuka, Manova, Tupan und das Fort von Halova, welche mir so lehrreiche Einblicke in die Configuration des Timokthales gewährten, einst ebensowenig der serbischen Sturmfluth widerstehen werden, falls sie wirklich hereinbrechen sollte, als die etwas südlicher gelegene sehr primitive Schanze von Halova, deren Vertheidigung, wie ich hörte, den tscherkessischen Helden des Kaukasus des gleichnamigen Dorfes anheim fällt.

Es erscheint mir im hohen Grade wichtig, die bisher oft, aber nur flüchtig berührten politischen Zwecke eingehender klar zu stellen, welche die Pforte mit der Tscherkessen-Colonisation und mit der ihr vorausgegangenen Heranziehung vieler Tausende von Krim-Tataren nach ihren Donau-Territorien verfolgte, und zugleich die bedeutsamen Folgeübel zu erörtern, welche diese Verstärkung des moslim'schen Elements für Bulgarien und dessen Rajah herbeiführte. Ich gedenke diesem merkwürdigen Beispiele moderner Völkerwanderung und den ihr zu Grunde gelegenen Ursachen die beiden nächsten Abschnitte zu widmen.

Ungeachtet ich die bulgarische Donauterrasse zwischen dem Lom und Timok bereits nach allen Richtungen, unter allen Wettern und in verschiedenster Stimmung durchschnitten hatte, war sie mir doch niemals schöner als bei Halova an jenem Abende erschienen, der sie mit den köstlichsten Tinten des scheidenden Lichtballs vergoldete! Ich vergass Karaule, Türken, Serben und Crnagorzen und schwelgte im Anblicke der herrlichen, vom Timok durchglitzerten friedlichen Landschaft, bis die anbrechende Dämmerung mich zum Aufbruch mahnte. Am serbischen Quarantainethor der Vrška-Čuka nahm ich von ihr Abschied.

Bereits im nächsten Jahre, im Sommer 1871 sah ich sie wieder, studirte ich ihre Fortsetzung bis zu den Balkanhöhen an der Jantra und kehrte mit einem unerwartet reichen Materiale glücklich heim. Seine Veröffentlichung bleibt dem nächsten Bande dieses Werkes vorbehalten. Hoffentlich wird es ihm gelingen, Europa mit den reichen Gebieten Mittel- und Westbulgariens mehr als bisher bekannt zu machen und zu befreunden.

IX.

BULGAREN- UND TATAREN-COLONISATION IN DER KRIM UND AN DER DONAU.

Byzantinische Völker-Politik. — Bulgarische Emigration nach Klein-Asien unter Kaiser Justinian II. — Perser-Colonien am Vardar im 9. Jahrh. — Türkische Ansiedlungen in Thracien unter Kaiser Alexius. — Fluthen der Völker unter dem Halbmond. — Kaiserin Elisabeth siedelt in Novaja-Serbija die unzufriedene türkische Rajah an. — Fortgesetzte bulgarische Emigrationen nach Bessarabien und in die Krim von 1787—1829. — Die Bulgaren-Colonien in Taurien und Cherson. — Die grosse Auswanderung im Jahre 1829. — Schicksale derselben. — Gagausen. — Abtretung der bessarabischen Bulgarendistricte an Romanien 1856. — Neueste bulgarische Emigration nach der Krim 1861. — Die Pforte folgt byzantinischen Traditionen. — Agitation des russischen Consuls zu Vidin. — Enttäuschung und Rückwanderung der Emigranten nach Bulgarien und Romanien. — Tataren-Einwanderung aus der Krim in Donau-Bulgarien 1861. — Tatarische Colonien in der Dobruča aus älterer Zeit. — Ethnologisches über die Gebirgs-Tataren der Krim. — Colonisations-Commissär Nusret Bey. — Zwangsbauten der bulgarischen Rajah für die tatarischen Einwanderer. — Geringe Unterstützung derselben durch die Pfortenorgane. — Nothschreie gegen Commissär Asmid Bey. — Tataren-Deputation bei Kaiser Alexander die Erlaubniss zur Rückkehr nach der Krim erbittend 1863. — Allmälige Besserung des Colonistenlooses. — Heutige Verhältnisse der Tataren an der Donau. — Ihre Tugenden. — Ihre Bedeutung für die Pforte. — Zahl der Ansiedlungen im westlichsten Bulgarien. — Ihr Zuwachs 1873 durch tatarische Militärflüchtlinge aus der Krim. — Neue Stärkung des moslim'schen Elements in Bulgarien. — Illustration zu den Völkerwanderungen.

Wie sehr das slavische Bulgarenvolk dem oströmischen Kaiserthum gefährlich wurde, ist aus dem I. Buche ersichtlich. Aber nicht allein durch fortwährende Bekriegung, sondern auch in Zeiten des Sieges durch Emigrationen und durch Ansiedlung fremder Elemente suchte Byzanz das numerische Gewicht der ihm feindlichen grossen Bulgarenmasse zu schwächen und zu spalten. Schon Justinian II. übersiedelte 20,000 Bulgaren nach Klein-Asien und Theophilus (829—842) gründete am Vardar Persercolonien, welche, ganz wie heute die an der Donau angesiedelten Tscherkessen dem Sultan, damals Byzanz einen Theil

der kaiserlichen Garde lieferten. Auch die Comnenen, namentlich Kaiser Alexius, siedelten türkische Stämme in Thracien an und zuletzt that dies Johann III. (Vatatzes) 1243.

Das Jahr 1861 bot ein höchst merkwürdiges Schauspiel an den Ufern der Donau und an den Gestaden der Krim. Theile grosser Völkerschaften sah man auf der Wanderung begriffen, hier Bulgaren, dort Tataren ihre Wohnsitze mit einander tauschen. Dieser Wechsel von Ebbe und Fluth war jedoch nur für unsere Generation eine überraschende Erscheinung; denn im Grunde bildete sie blos die Fortsetzung einer lange andauernden Verschiebung dieser Völker, die, von Byzanz abgesehen, mit ihren Anfängen unter wenig veränderten Verhältnissen mehrere Jahrhunderte zurückreicht, denn die Herrschaft des Halbmondes und das spätere Anschwellen der russischen Macht beeinflussten in verstärktem Maasse dieses Fluthen der Völker am Pontus und Ister.

Das erste Beispiel der Ansiedlung von Tataren in Europa gab Sultan Mohammed, welcher die bei Brussa in Kleinasien angesiedelten Tataren in einer despotischen Laune zur Emigration nach Thracien zwang, wo sie um 1420 unter ihrem Häuptling Minnetbeg die heutige Stadt Tatar-Pazardšik begründeten*).

Unter der grossen Carin Elisabeth und deren Nachfolgern begann andrerseits die grosse Emigration slavischer, mit ihrem Loose unter der türkischen Zwingherrschaft unzufriedener Stämme aus den Ländern der Balkanhalbinsel nach den neuerworbenen wüsten Grenzgebieten Russlands am Schwarzen Meere, damals „Nowaja Serbija“ (Neuserbien) genannt. Nach den siegreichen Kriegen Russlands mit der Türkei 1787 — 1791, 1806 — 1812 und 1828 — 1829 zogen jedesmal Tausende bulgarischer Familien, bestochen durch russische Versprechungen, oder auch Schutz erflehend, weil bedroht durch türkische Rache, wegen der den russischen Kriegern bewiesenen Sympathien, nach Bessarabien und in die Krim. Die in den Jahren 1801 — 1806 ausgewanderten Bulgaren begründeten in den Gouvernements Taurien und Cherson die 9 Niederlassungen: Balta-Čokrak, Eskikrim, Kišlan, Mali- und Veliki-Bujalik, Trnovska, Kubanka, Parkanj und Katarsina. Die Angabe Consul Lejean's, der sämmtliche Bulgarencolonien in Bessarabien erst nach dem Frieden von Adrianopel entstehen lässt, ist also eine vollkommen irrige.

Schon im Jahre 1821 hatte sich die Zahl der bessarabischen Bulgaren, nach den zuverlässigen Daten des russischen Statistikers Skalkowski auf 7735 Familien mit 38,023 Seelen gehoben**). Es entfielen von obiger Gesammtzahl auf die Bezirke: Prut 1462 Familien mit 6881 Seelen, Kagul 1076 Familien mit 5299

*) Hammer, I. 375.

**) S. Bolgarskija Kolonii w Bessarabii i Novorossiiskom kraje; statističiskoi očerk Apollona Skalkowskago.

Seelen, Ismail 2599 Familien mit 12,666 Seelen, Budšak 2898 Familien mit 13,177 Seelen. Auffallenderweise überwog in allen Bezirken die Zahl der männlichen Bewohner jene des weiblichen Geschlechts, z. B. im Budšaker Bezirke um 1593 Köpfe, was vielleicht von einer auch in Russland damals weniger zuverlässigen Zählung der Frauen (in der Türkei wird ihre Zahl nie erhoben) herrühren dürfte.

Dem Friedensvertrage von Adrianopel (1829) wenig vertrauend, wähnten sich die Bulgaren des Balkans, welche zum Theile offen zu Gunsten Russlands sich erklärt hatten, trotz des von letzterem für sie stipulirten Amnestiepunctes in ihrer Heimath vor der türkischen Rache nicht ganz sicher. Die grossherrliche Verzeihung auf dem Papiere vermochte das allgemeine Auswanderungsfieber, von dem jene Bulgaren mit ansteckender Gewalt ergriffen wurden, nicht zu beschwichtigen. Marschall Diebitsch-Zabalkanskij zeigte sich anfänglich wenig geneigt, diese Massenauswanderung zu unterstützen; denn sie bürdete ihm bei dem fühlbarsten Mangel an Transportmitteln, neben der schweren Sorge für die Rückbewegung seiner eigenen Armee, eine neue, mit grosser Verantwortung verknüpfte Last auf. Politische Motive und wahrscheinlich auch directe Weisungen aus Petersburg bestimmten jedoch den Marschall, dem Andringen der geängstigten Rajah nachzugeben und den General Roth mit der Leitung der Emigration zu beauftragen.

Nach den, von dem ehemaligen deutschen Reichsminister, nunmehr k. österreichischen General Jochmus auf seiner Balkanreise (1847) erhobenen Zahlen, führte Roth etwa 25,000 Bulgaren nach Bessarabien. Ganze Städte, wie Sliven (Selimneh), wurden verlassen und konnten bis heute nicht ihre einstige Blüthe wieder gewinnen. Auch Staatsrath von Köppen, der hochverdiente russische Akademiker und Statistiker, der im Jahre 1850 Bessarabien zur Sammlung statistischer Daten bereiste, hatte dort von 3900 im Jahre 1829 eingewanderten Bulgarenfamilien gehört, von welchen jedoch etwa 900 Familien durch Pest und Hunger gezwungen, in ihre Heimath zurückgekehrt sein sollen.

Die Totalanzahl aller bulgarischen Colonisten Bessarabiens betrug im Jahre 1850 nach dem von Köppen der k. russischen Akademie vorgelegten Berichte (1853): 85,461 Seelen, mit einem Verhältnisse von 100 Männern = $99_{,72}$ weiblichen Geschlechts, vertheilt auf 83 Colonien. In dieser Zahl befanden sich jedoch mit eingeschlossen: 12,850 Moldauer (Romanen), 1440 Kleinrussen, 1328 Arnauten, 307 Griechen und 56 bulgarische Zigeuner; also neben 69,525 Bulgaren, 15,981 Seelen fremder Nationalität oder in Procenten ausgedrückt $81_{,353}$ = $18_{,647}$.

Unter diesen bulgarischen Ansiedlern Bessarabiens unterscheidet man die „Crni Bulgari" (schwarze Bulgaren), eingewandert aus Rumelien und nur türkisch

sprechende Bulgaren (?) „Gagausi“ aus der Dobrudša und aus dem Süden des Balkans am Schwarzen Meere*). Im Allgemeinen sind die Bulgaren Bessarabiens wahre Polyglotten. Sie sprechen gewöhnlich, ausser bulgarisch und türkisch, auch romanisch, russisch und manchmal sogar griechisch.

In den ersten Jahren der russischen Herrschaft in dem bessarabischen „Neuserbien“ verschlechterte sich das Loos der eingewanderten Bulgaren gegen ihre frühere Lage in der Heimath. Sie wurden von den moldauisch-walachischen Grundbesitzern, welche ihre Rechte auf den von den Colonisten besiedelten Boden geltend machten, als deren Leibeigene an die Scholle gebunden. Seit dem Jahre 1819 stehen jedoch die fremden Ansiedler in Bessarabien und in den Gebieten von Taurien und Cherson unter einem von Kaiser Alexander gegründeten, in vier Bezirke getheilten Curatel und nunmehr giebt es ausser einigen Zigeunern keine Leibeigenen in den bulgarisch-russischen Colonien.

Durch den Pariser Frieden vom Jahre 1856 kam mit den Donaumündungen zugleich der grösste Theil der bessarabischen Bulgarencolonien an die Moldau. Sie erhielt den ganzen Bezirk von Kagul-Prut**) mit 19 Colonien, der im Jahre 1850 17,875 Seelen zählte; ferner den grössten Theil des Bezirks von Ismail mit der bedeutendsten Bulgarenstadt, dem sehr wohlhabenden, 8 — 9000 Einwohner zählenden Bolgrad am Jalpuch-See, endlich beträchtliche Gebiete der beiden Bezirke Ober- und Nieder-Budšak. Das Gesammt-Areal des von Bulgaren besiedelten bessarabisch-moldauischen Gebietes betrug im Jahre 1850 $118_{,19}$ geographische □Meilen. Auf jede □Meile entfielen in jenem Jahre 719 Bewohner und $13_{,57}$ Desjatinen (1 Desjatina = $1_{,09250}$ Hektaren) Land, worunter $11_{,90}$ Desjatinen culturfähigen Bodens auf jeden männlichen Kopf entfielen.

Ich gedachte bereits früher der ächttürkischen Antwort, welche die hohe Pforte auf die in den vorausgegangenen Abschnitten mehrfach erwähnten, an den Satrazam im Jahre 1860 gelangten Beschwerden der bulgarischen Rajah gab. Zu dem bereits unerträglich erscheinenden Drucke der Paschen und des fanariotischen Klerus fügte sie eine andere Geissel — die Tatarenansiedlung an der Donau — hinzu und diese hatte im Jahre 1861 eine neue bulgarische Emigration nach Russland zur Folge. Die Pforte suchte dieselbe nicht entfernt zu hindern. Sie folgte der alten, von dem griechischen Byzanz gegebenen Staatsraison und sah die ihr in den russischen Kriegen oft unbequem gewordene grosse Slavenmasse in Bulgarien gerne sich mindern.

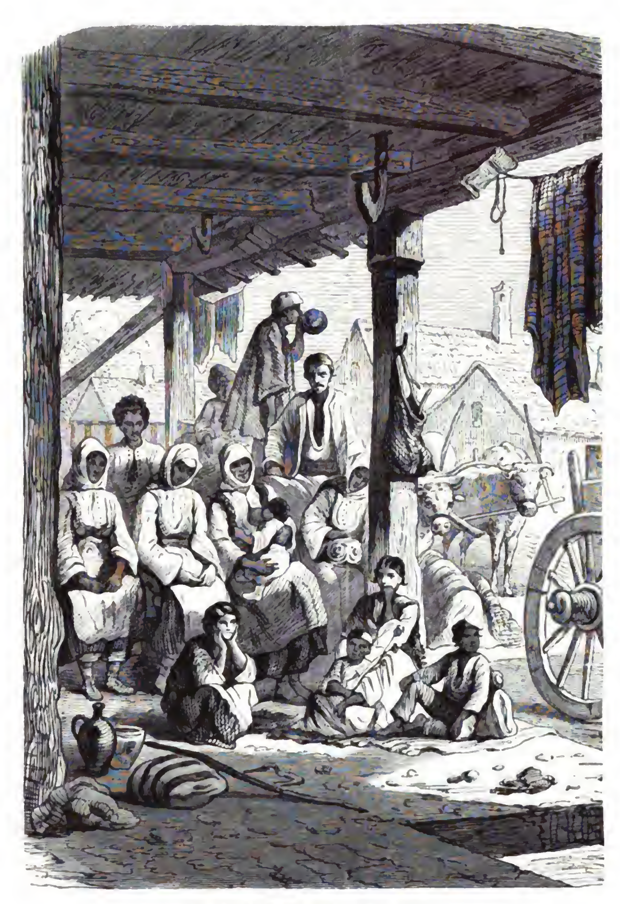
*) Auf meiner Reise im Jahre 1872 fand ich in der Umgebung des Cap Emineh und in der Dobruča mehrere Gagausendörfer, deren türkisch sprechende Insassen aber von Türken und Bulgaren als Abkömmlinge griechischer Nationalität, als „Rumler“ bezeichnet wurden.

**) Sein Hauptort Volkanest und Umgebung erscheint bei Lejean ausschliesslich von Albanesen bewohnt. Bei Köppen finde ich aber in dieser 1819 gegründeten Colonie neben 1623 Bulgaren, 417 Romanen, 112 Griechen, 61 Kleinrussen und nur 41 Arnauten.

Um den grossen Lasten zu entgehen, welche mit dieser tatarischen Ansiedlung für die christlichen Gemeinden verknüpft waren, verliessen etwa 10,000 Bulgaren auf die lockenden Versprechungen des russischen Consuls Paikoff und die eifrige Propaganda seines bulgarischen Dragomans hin, im Jahre 1861 ihre Heimath, um ihr Heil an der Küste Tauriens zu suchen. Sie waren dazu bestimmt, Russland Ersatz für die im Jahre 1861 nach der Türkei auswandernden Krim-Tataren zu bieten. Mit hochgespannten Erwartungen näherten sich die zum Theil wohlhabenden bulgarischen Emigranten dem taurischen Boden. Herrlich mochten sie sich den Empfang im Lande ihres gepriesenen Protectors, des grossen Slavencar's, gedacht haben. Die factisch vorgefundenen Verhältnisse entsprachen aber leider nicht dem schöngefärbten Programme der Vertreter des k. russischen Consulates zu Vidin und schon im folgenden Jahre 1862 kehrte der grösste Theil der Ausgewanderten, gebrochen an Leib und Seele und um gnädige Aufnahme bittend, zurück in ihre alte Heimath. Gern gewährte die Pforte den fleissigen und friedlichen Ackerbauern dieselbe und es sollen von dieser letzten bulgarischen Emigration kaum mehr als 1000 Köpfe in der Krim und vielleicht eben so viele in Romanien geblieben sein. Zumeist waren es walachische Bojaren, welche die bulgarischen Hände zur Bearbeitung ihres zum Theil noch ungenützt liegenden grossen Grundbesitzes zu gewinnen suchten. Es liegen keine zuverlässigen Daten über das Schicksal dieses romanischen Ansiedlungsexperimentes vor. Zersplittert jedoch über die weite walachische Ebene, von der eingeborenen Bevölkerung durch religiöse Schranken nicht getrennt, dürften diese bulgarischen Oasen gleich anderen früher auf dem linken Donauufer entstandenen Bulgarencolonien ihre Nationalität kaum auf die Dauer intact erhalten können. Russland selbst hat aber aus der 1861 mit grossem Eclat ins Werk gesetzten Auswanderung nur geringen Rückersatz gewonnen für die reichen an die Moldau abgegebenen Bulgarendistricte und für jene 12,000 Tataren, die im selben Jahre ihre Ländereien in der Krim mit dem bulgarischen Boden vertauschten.

Ganz entgegen der gewöhnlichen Anschauung, nach welcher die Cultur von West nach Ost getragen wird, verleitete die hohe Pforte durch ähnliche wohlklingende Verheissungen, wie sie Russland gegenüber den Bulgaren mit grossem Erfolge angewendet hatte, die religionsverwandten Tataren an der taurischen Küste zur Auswanderung nach ihren weiten, wenig bevölkerten Donaugebieten.

Im Sommer 1861 verliessen die Tataren des schmalen Küstenstriches zwischen der Jaila und dem Pontus ihren fruchtbaren, sanften Seelüften geöffneten Boden, den im Norden ein Gebirgskranz von Balaklava bis Feodosia umsäumt und derartig gegen die rauhen Nordwinde schützt, dass sein seltenes, ungemein prächtiges Klima am ganzen Pontus gepriesen wird. Sie wollten, freiwillig alten feind-



BULGARISCHE AUSWANDERERGRUPPE.

lichen Gefühlen gegen Russland Raum gebend, an die Donau zu ihren Stammesbrüdern ziehen, die dort seit langer Zeit eingeschoben zwischen bulgarisch-romanisch-türkische Elemente, 33,000 Seelen (1850) stark, unter einem von der Pforte abhängigen, erblichen Chan in der Dobrudža siedeln. Der Empfang, welcher dieser Tataren in Bulgarien von Seite der Autoritäten und Bevölkerung harrte, war aber wenig erfreulicher als jener, welchen die auswandernden Bulgaren in der Krim gefunden hatten. Beinahe mehr noch als von ihren christlichen Nachbarn wurden sie von ihren türkischen Religionsgenossen als faul und barbarisch zurückgewiesen und verachtet. Der schlimmste Ruf ging ihnen voraus und doch war er nicht gegründet. Nach deutschen Beurtheilern, welche genügend Gelegenheit fanden, den Krimboden und seine Bewohner kennen zu lernen, besitzt der Gebirgstatare die meisten ehrenwerthen Charakter-Eigenschaften des Türken, ohne dessen Lastern zu fröhnen. Man findet beispielsweise bei den Tataren der Gebirge nur selten die unnatürliche Befriedigung sinnlicher Triebe, die durch ihre grosse Verbreitung unter den Türken, diese geistig und physisch zu erschöpfen droht. Der Tatare der Südkrim ist deshalb auch von weit frischerem, kräftigerem Aussehen als der Türke und unterscheidet sich auch sehr vortheilhaft durch sein milderes Wesen von dem fanatischen Nogaien Tauriens.

Durch die Vermengung der Gebirgstataren der Krim mit Griechen und Genuesern ist selbst der mongolische Typus zum Theil bei ihnen verschwunden. Man sieht oft ganz regelmässige Gesichter, ohne hervorstehende Backenknochen, ohne geschlitzte, schiefstehende Augen und Flachnasen, wie sie der Steppentatar beinahe immer zeigt. Sie sind von mittlerer Statur, öfters auch darunter und von besonders derbem Knochenbau. Die Gebirgstataren haben im Ganzen weit mehr Aehnlichkeit mit den Türken als die Tataren der Dobrudža, welche ihren asiatischen Steppentypus vollkommen bewahrten. Beide Zweige sind höchst wahrscheinlich Abkömmlinge der Mongolenhorden, die einst unter dem gefürchteten Batu-Chan die Pontusländer (1240) eroberten und die Russen unterjochten.

In Nusret Bey, dem von der Pforte mit der Tatarencolonisation speciell beauftragten Commissär, fanden die enttäuschten Ankömmlinge aus der Krim einen sehr energischen Protector. Selbst von tatarischem Blute, suchte er die Missgunst, mit welcher die neuen Colonisten von Moslim und Rajah empfangen wurden, möglichst zu paralysiren. Er wies ihnen die wohlhabendsten bulgarisch-christlichen Dörfer zu Wohnsitzen an. Der beste Theil der Ackergründe musste seinen Schützlingen überlassen, Wohnhäuser und Viehställe von den Bulgaren ihnen ohne jede Entschädigung gebaut werden.

Viele christliche Gemeinden wurden von dieser unabwendbaren Heimsuchung schwer getroffen. Das kleine Dorf Rabiš am Arčer musste 80, Kula bei Vidin 60 tatarische Häuser herstellen. Die Bevölkerung vieler bulgarischer Gemeinden

zog anfänglich die Auswanderung nach der Krim und Serbien solch ungerechtem Verlangen vor. Die Emigration vergrösserte aber nur die Last für die zurückgebliebenen Familien. Von vielen Beispielen hier nur eines. Das Bulgarendorf Rakovica am Arčer, mit einer Zahl von 170 christlichen Familien — 60 traten nach Serbien über — musste nicht weniger als 206 tatarische Gehöfte herstellen. Vom Timok bis Silistria Donauabwärts vertheilte man die tatarischen Ansiedlungen. Nur die Bezirke mit ausschliessend türkischer Bevölkerung — die Hauptstadt Vidin hatte gegen die Aufnahme tatarischer Colonisten sich förmlich verwahrt — und durch österreichischen Einfluss die katholisch-bulgarischen Dörfer bei Sistov hatten durch den unliebsamen Zuwachs weniger zu leiden. Die bulgarische Bevölkerung aber musste allerorts, gedrängt von Nusret-Bey und den albanesischen Baschi-Bozuk's der Karaule, ihre Frohnaufgabe lösen.

Hart neben den christlichen Dörfern erhoben sich in langen Reihen die von den christlichen Bulgaren durch Zwangsarbeit hergestellten netten, mit Stroh und Schilf gedeckten und durch Gartengründe und Holzzäune von einander getrennten Häuschen für die tatarischen Colonisten, welchen die Pforte überdies 15 steuerfreie Jahre, dann ferner für jedes Haus zwei Ackerochsen und eine Kuh zur Milchwirthschaft zugesagt hatte. Grösstentheils zu Fusse und mit nur geringer Habe belastet, ihren wahrscheinlich grössten Reichthum, ihre halbverschleierten Frauen und zahlreichen Kinder auf dem Rücken der mitgebrachten Kameele, zogen die tatarischen Fremdlinge in ihre neuen Sitze ein. Diese gefielen ihnen; wenngleich mancher die rasenbedeckte Veranda des verlassenen heimathlichen Hauses, zum Trocknen von Früchten und Wäsche und in warmer Sommernacht zur Schlafstätte geeignet, vermissen mochte. Auch der herrliche gottgesegnete schwarze Humusboden Bulgariens, auf dem Getreide, Wein, Tabak, Seide, Baumwolle und Obst herrlich gedeihen und dessen reicher Laubwald fanden den vollsten Beifall der Ankömmlinge von den taurischen Gestaden.

Doch selbst der beste Boden muss geackert werden, wenn man zu ernten gedenkt; — aber womit sollten die armen Tataren den ihnen zugewiesenen Boden bearbeiten? — Die türkisch-albanesischen Zaptie's (Gensd'armen) hatten wohl die bulgarischen Christen gezwungen, den tatarischen Colonisten Häuser und Ställe ohne jedes Entgeld zu bauen; — wer vermochte aber die säumigen türkischen Regierungsorgane zu drängen, die den Ansiedlern verheissenen Ochsen für den Pflug und die nährende Kuh für das Haus in Wahrheit zu geben? Unbezweifelt hatte der Sultan die nöthigen Gelder zum rechtzeitigen Ankauf der seinen neuen Unterthanen feierlich zugesagten Nutzthiere angewiesen; und die Tataren, von der wohlwollenden Fürsorge ihres neuen Souveräns durch Nusret Bey unterrichtet, hatten als Beweis ihrer Dankbarkeit ihrem schönsten Dorfe an der Donau den Namen des Sohnes gegeben, der dem Grossherrn im Jahre

1861 geboren wurde. Die armen Colonisten warteten vergeblich. Es war wohl nicht das erste Mal, dass Regierungsgelder auf dem weiten Wege von Constantinopel nach der Provinz oder vielleicht schon noch vor ihrem Abgange von der Residenz an den gerühmten Ufern des goldenen Hornes verloren gegangen waren! Begegnete ich doch in ähnlicher Angelegenheit im Jahre 1860 dem von Stambul nach Vidin zur Untersuchung grosser militärischer Unterschleife abgesandten Pforten-Commissär Asmid Bey. Bulgaren und Tataren belagerten ihn allerorts mit Klagen. Erstere wegen Ueberbürdung mit unerschwinglichen Steuern und Lasten; die Tataren, weil die ihnen gemachten Versprechungen unerfüllt geblieben waren und weil sie statt des von der Regierung ihnen verheissenen Zugvieh's sich doch nicht selbst vor den Pflug spannen mochten.

Russische Berichte jener Zeit verdienen unter solchen Verhältnissen wohl einige Glaubwürdigkeit. Sie erzählten, dass die ehemaligen Unterthanen des Caren nach ihrer alten Heimath sich sehnten, ja am 22. September 1863 hätte eine Deputation von 70 tatarischen Emigranten Kaiser Alexander angefleht, Allen die Rückkehr nach der Krim zu gestatten. Es sollte sie mächtig ziehen nach den Abhängen der Jaila, auf deren Höhen die tatarische Fichte, in deren von zahlreichen Wasserläufen durchrieseltem Boden der an Stamm und Geäste mit feuerrother Rinde bekleidete Erdbeerbaum, ein Sohn Anatoliens, gedeiht, wo neben dem Pyramiden-Apfelbaum von Sinope, dem Lorbeer, der Cypresse, die Mandel, Olive, Granate und der berühmte, feurige Krimwein reift, wo zur stattlichen Magnolia und zum Wachholderstrauch sich der kriechende Kapernstrauch gesellt und dickstämmiger Epheu, Terebinthen und Feigen den Raum sich zwischen den Felsen streitig machen.

Es ist nicht gewiss, ob zu jener Zeit (1863) nur wenige, oder wirklich alle tatarischen Colonisten Bulgariens ernstlich an eine Rückwanderung in ihre alte taurische Heimath gedacht.

Sicher hat sich aber seit zehn Jahren in dem Loose der anfänglich sehr bedauernswerthen Tataren Vieles zum Besseren gewendet. Durch friedliches Benehmen und Verträglichkeit haben sie die Kälte und Feindseligkeit, mit welcher ihnen Türken und Bulgaren zuerst begegneten, in gute Nachbarschaft und Achtung verwandelt, und durch ihren allgemein gerühmten Fleiss und ihr Verständniss, das Erworbene zu wahren und zu vermehren, kann man die tatarischen Ansiedlungen trotz ihres noch immer elenden äusseren Aussehens durchschnittlich wohlhabend nennen. Schon heute haben viele Tataren ihre von den Bulgaren hergestellten Baracken mit grösseren weissen Gehöften vertauscht, ihre Heerden haben sich vermehrt und allerorts erheben sich hübsche Moscheen und Schulen, deren Nothwendigkeit von diesen einst vielverschrieenen Mongolen merkwürdigerweise beinahe ebenso sehr als von ihren japanesischen Verwandten empfunden wird.

Ich selbst habe auf meinen Reisen oft die schätzenswerthen Eigenschaften dieser Tataren bewundern gelernt, unter welchen freundliches, höfliches Entgegenkommen, Gastfreundschaft, Mässigkeit, Familiensinn und Thätigkeit schon bei nur kurzer Berührung auffallend hervortreten. Namentlich zeichnet aber ein ausgesprochen friedlicher Sinn diesen mongolischen Stamm aus. Bei einer möglicherweise eintretenden kriegerischen Erhebung der Bulgaren könnte die Pforte nur ganz gering auf die ihr überdies nicht sehr ergebenen Tataren rechnen. Sie hat in diesen nur erwünschte arbeits- und steuerfähige Landbauer, aber kein neues kriegerisches Element gewonnen; obwohl andrerseits schon die Vermehrung der Muhammedaner allein schwer auf den bulgarischen Zukunftsplänen lastet.

Auf dem von mir in diesem Bande behandelten und in Karte gebrachten Terrain Bulgariens giebt es gegenwärtig 18 tatarische Colonien, von welchen auf die Kreise: Niš 1, Pirot 1, Vidin 5, Kula (Adlich) 3 mit 600 Familien, Belogradčik 1 und Lom 7 (der ganze Kreis zählt deren 10) entfallen. In den westlicheren Kreisen Donaubulgariens ist die Zahl der Tatarenorte eine noch weit grössere. Im Kreise Nikopolis erreicht sie über 20. Ich werde auf dieselben im II. Bande noch weiter zurückkommen.

Im verflossenen Decennium sind die danubischen Tataren-Colonien nur sporadisch durch einzelne nachgewanderte Familien vermehrt worden. Die Einführung der allgemeinen Heerespflicht in Russland, die nunmehr auch auf die muhammedanischen Tataren der Krim ausgedehnt werden soll, scheint jedoch den durch dieselbe zunächst bedrohten jüngeren Nachwuchs der Halbinsel neuerdings in Bewegung gebracht zu haben.

Vergebens versuchte die russische Regierung die Abneigung des ihr werthen, fleissigen Volkes gegen die Conscription zum Militär durch mancherlei Erleichterungen, z. B. durch Vorstreckung des oft hohen Pachtzinses, zu bekämpfen. Seine Unlust zum Kriegsdienste blieb unüberwindlich und steigerte sich selbst zum Aufstande, den russische Bataillone natürlich bald bewältigten. Die Spannung zwischen beiden Theilen dauert aber fort und die Auswanderung der dem Heeresdienste abholden jungen Tataren begann bedenkliche Dimensionen anzunehmen. Das Streben der russischen Behörden, sie zu verhindern, führte im September 1873 zu weiteren Conflicten. Die Flüchtlinge nahmen ihren Weg nach den religionsverwandten Gestaden des Sultans und wahrscheinlich dürften durch die panische Angst vor dem russischen Heeresdienste die östlichsten Tataren-Ansiedlungen an der Donau und indirect das moslim'sche Element in Bulgarien abermals neue Kräftigung erhalten.

Wir sind hier durch die vielcommentirten Fortschritte Russlands in Central-Asien*) Zeugen einer Emigration geworden, welche in allerdings bescheidenem

*) Siehe die bezügliche treffliche Abhandlung Friedrich von Hellwald's. Wien 1869.

Maassstabe die Genesis der grossen Völkerwanderungen veranschaulicht. In erhöhtem Maasse illustrirt jedoch das folgende Capitel die Wirkung wuchtigen Druckes, welchen mächtigere Völker auf schwächere üben. Nicht lange dürfte es währen und die letzten Djunis der Osseten, in welchen Herr v. Hauslab*) Abkömmlinge der biblischen „Askenas" erkennen will, werden aus dem Kaukasus verschwunden sein und ihre durch Jahrtausende innegehabten, opfermuthig vertheidigten Sitze mit neuen in Klein-Asien, an der Donau und Marica vertauscht haben!

*) Recherches sur le tableau ethnographique de la Bible et sur les migrations des peuples. Paris 1873.

X.

DER KAUKASUS AM BALKAN.

Einfluss der Vorgänge im südlichen Russland auf die Türkei. — Peter's des Grossen und Kaiser Alexander's Politik in der Krim. — Folgen der Niederwerfung des Kaukasus. — Das Kreuz am Pontus in neuer und alter Zeit. — Derwischapostel Mansor. — Schamyl. — Die letzten Siege der Tscherkessen 1862. — Grossfürst-Statthalter Mihail im Kaukasus. — Anrufung der Intervention der Grossmächte durch die Bergvölker und Schamyl. — Agitation zu deren Gunsten in England. — Politik des foreign office. — Neue Kämpfe 1863. — Haremsdiplomatie. — Schwankende Haltung der Pforte. — Englisch-polnische Führer. — Ende des Kriegs 1864. — Beginn der Emigration nach Kleinasien. — Russische Siegesfeier. — Persiens Glückwünsche! — Nächste Folgen des Falles der Kaukasus-Barrière. — Unblutiger Krieg Russlands gegen den Halbmond. — Türkische Unterstützung der Emigranten. — Elend derselben. — Bericht des Dr. Barozzi. — Grosse Sterblichkeit. — Auswanderung nach Europa. — Russische Maassregeln zum Ersatz der Emigranten. — Landung der Tscherkessen in Bulgarien. — Schwimmende Leichenhöfe. — Absicht der Einwanderer, den Boden hart an der Donau zu nehmen. — Kampf mit türkischen Truppen. — Jammerscenen zu Lom. — Die Gräberstrasse über den Sveti Nikola. — Zwangsbauten der Bulgaren für die Einwanderer. — Vertheilung ihrer Colonien. — Erlebnisse in einer Juneh. — Fieberpest. — Die Frauen keine Odalisken mehr. — Unzufriedenheit derselben. — Sinken des Kaufpreises. — Die mitgebrachten Sklaven frei. — Arbeitszwang. — Urtheil von Christ und Türk über die Tscherkessen. — Die politisch-militärischen Zwecke der Pforte. — Unterdrückung eines bulgarischen Aufstandsversuchs mit tscherkessischer Hilfe. — Die Russen werden am Balkan den Kaukasus wieder finden. — Neue Emigration.

Alle Vorgänge im Süden Russlands stehen in engster Beziehung zu den Geschicken Persiens und den Ländern am Schwarzen Meere. Kein Ereigniss der neueren Zeit fiel aber für deren und namentlich Bulgariens künftige politische Gestaltung so sehr in die geschichtliche Wagschale, als die Bezwingung des einst unüberwindlich erschienenen, durch die Thaten Schamyl's mythisch verklärten Kaukasus!

Geräuschlos, wie es Riesen ziemt, vollbrachte Russland im Jahre 1863 die grosse That, welche dessen jüngste, das Staunen des Welttheils herausfordernden Eroberungen in den turkmanischen Chanaten vorbereitete und das Reich Peters des Grossen mit einem der weittragendsten Schritte der Verwirklichung seiner welthistorischen Plane näher brachte. Nicht mehr erfüllen blutige Kämpfe die

Schluchten der höchsten europäischen Bergkette und der ewige Schnee des Elbrus wird nicht mehr von dem Wiederscheine brennender Aule geröthet. Mit einer Variation der historisch gewordenen Worte des Marschalls Paskiewitsch vom Jahre 1849 konnte der Generalstatthalter des Kaukasus, Grossfürst Michail, am 2. Juni 1863 dem Car telegraphiren:

„Ich habe das Glück Ew. Majestät zur Beendigung des ruhmvollen kaukasischen Krieges meine Glückwünsche abzustatten — gegenwärtig existirt im Kaukasus kein einziger nicht unterworfener Volksstamm mehr.“

Dasselbe Russland, das 1720 unter Peter dem Grossen seinen Gouverneur von Astrachan, Grafen Wolinski, den kaukasischen Bergvölkern gegen einen beabsichtigten Einfall des Krimer Chan's Saadet Gireï mit einem Heere zu Hilfe sandte, hat heute — eine bedeutungsvolle Mahnung für die Völker an der unteren Donau — die weiten Territorien beider, seines einstigen Schützlings und dessen Drängers, seinem unermesslichen Länderbesitze einverleibt.

Nunmehr war es nicht einzig die den Kaukasus durchschneidende, mit grossen Opfern erhaltene grusinische Militärstrasse allein, die Russlands Heeren den Weg nach Transkaukasien und Persien offen hält; denn alles Gebiet zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere nennt es gegenwärtig sein eigen und durch die Eroberung des Kaukasus hat das Carenreich seinem Flächeninhalte abermals mehrere Tausende Quadrat-Meilen *) eingefügt.

Mit der ganzen Wucht seines Riesenleibes rückte Russland nunmehr an die Thore des dem Scheine nach souveränen, im Grunde aber von Petersburg abhängigen Persiens, nachdem die Tschetzenzen, Kumücken, Lesghinen, Daghestanen, Schirwanen — wer nennt die ehemaligen Schamyl'schen Kämpfer alle — schon früher den Heldenthaten der Fürsten Jermolow, Matadow und Woronzow erlegen sind; nachdem die letzten unabhängigen Tscherkessenstämme am Kuban den unausgesetzten Angriffen der von allen Seiten andringenden „Moskov's“ nicht länger zu widerstehen vermochten.

Während Russland in kluger politischer Berechnung den Bewohnern seiner östlichen Eroberungen an den Grenzen des himmlischen Reiches: Islamiten, Buddhisten, Heiden, neben Christen und Juden vollste Religionsfreiheit gestattet, feierte im Westen mit dem siegreichen Vordringen des russischen Doppelaars zugleich auch das orthodoxe Kreuz neue Triumphe. Im Kaukasus pflanzte es Fürst Jermolow zuerst im Jahre 1824 auf dem Berge Guda auf — seit damals „Krestovaja gora“ (Kreuzberg) genannt — zum Zeichen der Herrschaft des heil.

*) Die letzte von der k. Akademie zu Petersburg im Jahre 1856 unter der Leitung des Astronomen Schweizer veranstaltete Berechnung ergab für das ganze russische Reich mit Ausschluss der Besitzungen der russisch-amerikanischen Kompagnien, des Kaspischen Meeres und Uralsee's an Flächeninhalt: $370{,}042_{09}$ □Meilen. Zu diesen kommen Russlands neueste Eroberungen am Amur und Sir-Darja.

Russlands über die kaukasischen Bergvölker. Das Kreuz erschien übrigens nicht als unbekanntes Religionssymbol in diesen Gegenden. Genuesen und Griechen hatten es schon vor Jahrhunderten in die tiefsten Küsteneinschnitte des Schwarzen Meeres hineingetragen und noch vor 70 Jahren herrschte an seinem nordöstlichen Landgürtel der lateinische, an dessen südlicher Fortsetzung bis gegen Trapezunt der orthodoxe Cultus vor; allerdings mit einem guten Theile heidnischer Gebräuche versetzt.

Erst türkische Sendlinge predigten den bedrängten Tscherkessenstämmen, dass sie unter des Propheten Fahne und des Halbmonds Beistand dem christlichen Erzfeinde besser würden widerstehen können. Das Unternehmen des glaubenseifrigen Derwischapostels Scheichs Mansor, welcher die Tscherkessen in wenigen Jahren (1785 — 91) vollends zum Islam bekehrte, war ein feiner politischer Schachzug der Pforte gegen Russland. Er verzögerte dessen Eroberung des Kaukasus um einige Jahrzehnte; jedoch an der letzten Entscheidung vermochte er nichts zu ändern. Des Kaukasus Schicksal war besiegelt an dem Tage, an dem der Moskowite die Hand auf ihn gelegt! Zu spät!

Die oft bewunderungswürdigen Anstrengungen der fanatisirten Bergvölker hatten unter Schamyl's Führung ihren Höhepunct erreicht, mit dessen Unterwerfung begannen sie aber zu ermatten und mit der Besiegung der „Adighe“ (Gesammtname für alle Stämme, welche die nordöstliche Küste des Schwarzen Meeres bewohnen) fiel die letzte feste Burg der Lehre Mohammeds im Kaukasus!

Von jenen 900,000 Seelen, welche nach Lapinski das zuletzt unterworfene Adigheland in drei getheilten Stämmen: Schapsuchen, Abeschen und Ubuchen bevölkert hatten, zog ein Drittheil die Auswanderung dem Verbleiben unter russischer Herrschaft vor. Ueberredet von türkischen Agenten, zum Theil dem eigenen Instincte folgend, wollten sie einen Boden aufsuchen, auf dem sie früher oder später ihren Todfeinden sich abermals entgegenstellen konnten.

Bevor wir die einzelnen Scenen des schauerlichen Drama's überblicken, in welche sich die freiwillige Exilirung des Kaukasus auflöste, sei hier vorerst kurz der letzte Act der grossen, auch die künftige Entwicklung der Bulgaren schwer berührenden Schicksalstragödie nach den glaubwürdigsten zerstreuten Berichten und Documenten jener Zeit erzählt, welcher das tapfere Tscherkessenvolk erlag. Nur fragmentarische Nachrichten drangen vom fernen Schauplatze zu uns herüber und auch sie entbehrten der Theilnahme, die sie zu anderer Zeit gefunden hätten. Der weit nähere, Preussen seinen beharrlich verfolgten Zielen entgegenführende deutsch-dänische Krieg und der polnische Befreiungskampf hielten Europa in ungetheilter Spannung. Und doch war die im Frühjahre 1863 vollendete Niederwerfung des Kaukasus durch Russland eine That von höchster welthistorischer Bedeutung, ein Act, dessen unmittelbare Folgen zunächst das Bul-

garenvolk hart trafen, dessen Nachwirkungen mehr noch aber England, Persien und die Türkei bereits schwer empfanden; denn die Eroberung des Kaukasus hatte, wie ich es an anderer Stelle (Oest. Rev.) 1865 bereits sagte, die Frage über die künftige Herrschaft in Asien zu Gunsten Russlands entschieden.

Im Sommer 1862 feierten die Tscherkessen ihre letzten kleinen Siege über die russischen Eroberer. Besonders im Kubandistrict entwickelten sie eine grosse Thätigkeit. Im Juni wurde im Defilé von Deknako eine russische Colonne aufgerieben. Sie griffen Chamkety an, überrumpelten die Stanica Psemenskaja an der grossen Laba und machten viele Gefangene. Am 17. September nahmen sie das russische Fort Nabrdża, bei welcher Eroberung gleich viele Tscherkessen und Russen durch eine Pulverexplosion ihr Leben verloren.

Kurz darauf wurde der russische Oberbefehl im Kaukasus gewechselt. An die Stelle des erkrankten Statthalters Fürsten Bariatinski wurde im November Grossfürst Michail zum Generalgouverneur Transkaukasiens ernannt, und die veränderte militärische Lage machte sich nur zu bald den Bergvölkern durch die von dem russischen Militärcentrum Stavropol aus neuerdings activ vorgehenden Colonnen fühlbar.

Schon im Spätherbste desselben Jahres begann das Vertrauen der letzten freien Adighestämme in die eigene Kraft zu schwinden. Im November 1862 erschienen in Constantinopel, Paris und London Tscherkessen-Deputationen, welche der Grossmächte Intervention anriefen, um Russland zur Aufhebung seiner im Kaukasus vorgeschobenen Blockhäuser, als einer Verletzung des Pariser Vertrags, zu zwingen. Ihre Bemühungen blieben jedoch eben so erfolglos, wie das im Mai gestellte Verlangen Schamyl's an England und die Türkei um Beistand zu dessen endlicher Befreiung aus russischer Gefangenschaft.

Von englischen Tscherkessenfreunden wurde wohl in zahlreichen Meetings namentlich das grosse handelspolitische Interesse Englands bei der Unterstützung der Kaukasusvölker betont. Sie in den Stand setzen, den Krieg mit ungeschwächter Kraft fortzuführen, hiess einen lebendigen Keil im Fleische Russlands erhalten, die Frucht hundertjähriger Anstrengung ihm entreissen und dessen Gelüste, das Uebergewicht in Asien England zu entringen, auf lange Zeit hinaus vereiteln. Eine wahre Adressenfluth bestürmte das „bedächtige“ foreign office. Es verharrte aber bei seinem Entschluss, auch hier neutral zu bleiben, wie es später, trotz aller Meetings, Speechs und Adressenstürme zu Gunsten Polens und Dänemarks, dies auch gegenüber Russland und Deutschland geblieben ist. Vielleicht erinnert man sich der negativen Antwort, welche Lord Russel auf die gleichzeitige Anfrage englischer Rheder und Juristen ertheilte, „ob englische Handelsschiffe auf den Schutz der Regierung rechnen könnten, falls sie nach den Bestimmungen des Pariser Vertrages Handel mit der Tscherkessenküste

treiben wollten". Lord John mochte wohl ahnen, dass es sich hier nur um eine directe Unterstützung der Bergvölker mit den ihnen bereits mangelnden Kriegserfordernissen handle. Conflicte mit Russland scheuend, erklärte er unzweideutig, dass englische Schiffe, welche ausser den erlaubten russischen Häfen: Anapa, Suchum-Kale, Poti, Redut-Kale und Sveti Nikola zu landen wagten, die unausbleiblichen Folgen, die Confiscation ihrer Güter, selbst zu tragen hätten.

Die Vorführung der Tscherkessen-Häuptlinge im „Whittington-Club" durch den bekannten Philanthropen Mr. Urquhart und die von demselben beantragte Resolution „dass Graf Russel's Antwort kein wahrer Ausdruck der Gefühle der englischen Nation seien, und dass ein Comité niedergesetzt werde, welches bei Krone und Parlament die nöthigen Anstrengungen machen möge, um die Rechte des tapfern Tscherkessenvolkes zu schützen und den britischen Handel gegen die Uebergriffe Russlands zu wahren", beirrte nicht die Politik des foreign office. Einzelne Journale secundirten sogar dem Ministerium, indem sie den Tscherkessen ihre widerstrebende Haltung gegen die Alliirten im letzten russisch-türkischen Kriege vorwarfen. 12,000 Reiter waren damals von den Verbündeten für den Krimkrieg vom Kaukasus verlangt worden. Von einem richtigen Instinct geleitet, erklärten jedoch die primitiven Bergvölker den französisch-englischen Sendlingen, dass sie bei ihrer eigenthümlichen Fechtweise nur auf ihrem eigensten Gebiete, im Bergkriege sich ihren russischen Feinden überlegen wüssten und dass nach ihrer Ansicht Russland nur an einer Stelle dauernd zu besiegen sei — im Kaukasus.

Zuletzt musste die im kindlichen Vertrauen auf England's Hochherzigkeit und politische Weisheit ausgezogene Tscherkessen-Deputation nach furchtbarer Enttäuschung glücklich sein, die nothwendigen Mittel zur Heimkehr zu erhalten, und selbst dieser Act menschlicher Humanität wurde nur durch einen Appell des „Cirkassian Comittee" an den englischen Handelsgeist ermöglicht. So schloss das Jahr 1862 weniger hoffnungsreich für den Kaukasus, als es begonnen hatte.

Das folgende Jahr 1863 brachte neue blutige Kämpfe. Gleich im Beginne entging Grossfürst-Statthalter Michail auf einer Inspectionsreise von Anapa nach Fort Ablé nur mit Mühe der tscherkessischen Gefangenschaft. In Transkaukasien gab sich eine bedenkliche Stimmung kund, welche den hartbedrängten Tscherkessen am Kuban Luft machen zu wollen schien. Der russische Stabscapitän Hadschi Mursak revoltirte, wagte einen Sturm auf die Festung Zakataly am Alazanflusse, bei deren Entsatz General Schalikoff fiel, wurde aber von Baron Wrangel bald zu Paaren getrieben. Der Rückschlag dieser unerwarteten Wendung machte sich bei den Kämpfen im Adigheland bald fühlbar. Schon damals, im Monat Juni, trat eine bedenkliche Ermattung der Bergvölker ein; die Auswanderung nach Kleinasien, vorzüglich nach dem Hafen von Samsun, nahm

grössere Dimensionen an, und die Hoffnungen der Zurückbleibenden waren mehr als jemals nach der durch türkische Emissäre oft zugesagten Hilfe aus Stambul gerichtet.

War irgend eine Macht in ihren empfindlichsten Interessen beim Falle des Kaukasus berührt, so war dies unzweifelhaft, abgesehen von dem seit lange stagnirenden Persien, die nunmehr in Europa und Kleinasien Russlands Angriffen unmittelbar blossgestellte Pforte, und wenn irgend etwas noch mehr im Stande wäre, für die Ohnmacht dieser in das „europäische Concert" aufgenommenen „Macht" zu sprechen, so ist es die Thatsache, dass sie es nicht wagen durfte, einen offenen Schritt zur Aufrechterhaltung ihres natürlichsten Schutzwalles, des Kaukasus, zu unternehmen.

Im Oriente laufen die geheimen Fäden der Politik oft in den Harems der Grossen zusammen. Auch die weibliche Diplomatie aus dem Kaukasus schien in jener ihr Vaterland bedrohenden Zeit nicht müssig geblieben zu sein, und die geringe Scheinhilfe, welche die Türkei endlich den Tscherkessen zu senden sich anschickte, ist jedenfalls eben so sehr auf Rechnung des nicht accreditirten weiblichen diplomatischen Corps aus den Tiefthälern des Elbrus im Serai des Grossherrn, als auf Anstrengungen der damals von diesem zahlreich und mit Ostentation empfangenen, Unterstützung heischenden Deputationen tscherkessischer Häuptlinge zu setzen.

Das über alle Schritte in Constantinopel wohlunterrichtete Russland überwachte mit gesteigertem Misstrauen die dort zu Gunsten des Kaukasus sich kundgebenden Regungen. Es antwortete mit dem Bau von Kanonenbooten in seinen taurischen Häfen, verdoppelte die Wachsamkeit seiner Kreuzer im Schwarzen Meere, visitirte und confiscirte schonungslos alle verdächtigen türkischen, der Tscherkessenküste sich nähernden Schiffe und führte den Blocus mit solcher Strenge aus, dass es nur einem einzigen Schiffe der „polnischen Seemacht" unter Capitän Magnan's Befehl gelang, eine polnische Hilfsschaar von etwa 40 Mann, 4 Geschütze, Waffen und etwas Munition im Monat September unbehindert in Vardar zu landen.

Das Erscheinen des Kaisers Alexander in Livadia, dem einstigen Lustschlosse des polnischen Grafen Potocki am Schwarzen Meere, sollte in mehrfacher Beziehung verhängnissvoll für die bereits sehr erschütterte Tscherkessensache werden. Die Huldigungen und Freundschaftsbezeugungen, mit welchen der Sultan den Car auf dem benachbarten Krimboden nothgedrungen begrüsste, liessen die tscherkessischen Unterhändler in der türkischen Hauptstadt bestimmter das Haltlose ihrer auf Pforteunterstützung gebauten Plane erblicken. Obwohl sie des „Moskovs" starke Hand oft gefühlt, war ihnen doch erst jetzt das reale Machtverhältniss zwischen Car und Sultan vollkommen klar geworden. Eine

furchtbare Entmuthigung erfasste sie und schien durch elektrische Strömungen über das Schwarze Meer getragen, sich auch der kämpfenden Brüder im Kaukasus zu bemächtigen.

Die bereits früher unterworfenen mächtigen Stämme der Kabardiner und Ossetinen beeilten sich, dem Kaiser während dessen Reise in der Krim Ergebenheitsadressen in den Ausdrücken unverbrüchlicher Loyalität aus den Gebieten der Malka und vom Terek zu übersenden. Die Niederwerfung der noch widerstrebenden Adighestämme aber wurde in einer persönlichen Zusammenkunft des Caren mit Grossfürst Michail im Octobermonat zu Livadia berathen und beschlossen.

Der Winter 1863 brachte keinen Stillstand in die russischen Operationen, die sich nun gegen den bisher unbetretenen Theil des Kaukasus zwischen den Flüssen Pschadi und Psyd richteten. Am 5. November nahmen die Russen nach kurzem, aber heissem Kampfe Dschuba, wobei die Tscherkessen fünf Geschütze verloren. Am 12. November unterwarfen sich die Ober-Abesechen dem General Jevdomikoff. In dem abgeschlossenen feierlichen Vertrage erklärten sie sich bereit, bis 1. Februar 1864 ruhig zu bleiben und dann entweder nach den ihnen von Russland zu bestimmenden Wohnplätzen oder nach der Türkei auszuwandern.

Der Beginn des Jahres 1864 traf bereits die Würfel über das Loos des Kaukasus für Jahrhunderte hinaus im Rollen. Die geheimen Anstrengungen der Pforte, sie aufzuhalten, erwiesen sich eben so ohnmächtig, als die Versuche der polnischen Emigration, das traurige, ihrem Vaterlande drohende Geschick durch eine Invasion im Rücken ihres Todfeindes abzuwenden. Die drohenden Rüstungen Russlands in Nikolajeff und Kertsch paralysirten Beider Bestrebungen und die Pforte sah sich sogar zu der Erklärung gezwungen, Magnan's „polnische Seemacht" als Piraten behandeln zu wollen; falls sie es wagen sollte, russische Schiffe in ihren Gewässern zu kapern. Im Stillen setzte man andererseits noch im Januar 1864 zu Constantinopel grosse Hoffnungen auf die englisch-polnische Führung der Tscherkessen. Man dachte während des Winters Geld, Munition und Proviant nach der Tscherkessenküste zu schmuggeln und hoffte auf eine glänzende, an die thatenreiche Zeit unter Schamyl erinnernde allgemeine Vorwärtsbewegung.

Einige kleine Vortheile, welche die Tscherkessen am Psydflusse errangen, schienen diesen Hoffnungen einige Berechtigung zu verleihen. Das anbrechende Frühjahr brachte aber die schlimmste Enttäuschung. Es gestaltete die bereits genügend schwierige Lage der Adighestämme zu einer wahrhaft verzweifelten. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit schonungsloser Grausamkeit geführt. Der strenge Winter und das Wüthen der Stürme an der tscherkessischen Küste vermochten den entbrannten Kampf nicht zu dämmen. Kein Tag verging ohne

Gefechte. Die Leiden des von allen Seiten angegriffenen Adighestammes, der Abesechen, durch den Mangel an Nahrungsmitteln und Munition hervorgerufen, waren nach den Berichten ihrer englisch-polnischen Führer auf's höchste gestiegen. Anfangs Januar erschienen am Psyd russische Colonnen und schoben auf der neu angelegten Strasse von Kutais nach Anapa, nicht ohne heftige Kämpfe, ihre Posten bis Schapsuch vor.

Die Anfangs December 1863 begonnene Auswanderung der an dieser Strasse bei Nikopsi siedelnden Tscherkessen nach Samsun und Constantinopel hatte in Folge dieser Januar-Unfälle bereits im Februar 1864 grosse, der Pforte vielfache Schwierigkeiten bereitende Dimensionen angenommen. Im März wurden die Abesechen von den Russen in steten Kämpfen von der Mündung des Kuban bis zum Fort Weljaminov am Ausflusse des Tuapse zurückgedrängt und der Stamm der Schapsuchen zur Ansiedlung in den Niederungen am Kuban oder zur Emigration nach der Türkei gezwungen. Nur die Abuchen, der dritte der Adighestämme, hatten ihre Unabhängigkeit noch zu bewahren gewusst. Am 1. April schlugen sie sich mit den Russen und verloren 2000 Mann. Auch ihnen blieb keine andere Wahl, als jene, mit dem Sieger wegen ihrer unbehinderten Auswanderung nach der Türkei zu unterhandeln, und die letzte befestigte Position der Bergvölker am Schwarzen Meere, das Fort Vardar, befand sich nun in russischer Gewalt. Alle ausländischen Officiere in den Reihen der Tscherkessen suchten mit den wenigen nicht genommenen Geschützen ihr Heil in der schleunigsten Flucht nach den Häfen von Samsun, Sinope und Varna, wobei ihnen fünf entsendete türkische Regierungsdampfer sehr zu statten kamen.

Die Unterwerfung des Kaukasus wurde im ganzen russischen Reiche durch Sieges- und Dankesfeste gefeiert. Mit ganz besonderer Feierlichkeit geschah dies in Gegenwart des Kaisers bei Petersburg im Lager von Krasnoje-Selo. Der Kaiser zeichnete bei dieser Gelegenheit namentlich die St. Georgsritter und jene Regimenter aus, die sich im Kampfe mit den Bergvölkern hervorgethan hatten. Zur Erinnerung an die Theilnahme am Kaukasuskriege wurde allen lebenden Kaukasuskämpfern eine neu geschaffene Auszeichnung in Form eines schwarzen Kreuzes mit vier Zweigen und Randschwertern in Gold verliehen. Andere Prärogative und Decorationen erhielten noch ganz besonders jene Truppen, welche in den Jahren 1859 bis 1864 im Kaukasus gedient hatten. Den braven Soldaten des Nischni-Nowgorod'schen Regimentes erwies der Kaiser aber die höchste Ehre, indem er sich in die Listen des Regiments eintragen liess. — Den Statthalter des Kaukasus, Grossfürst Michail, liess der Schah von Persien aber durch seinen Gesandten in Tiflis, Mirza Jussuf Khan, zur glücklichen Beendigung des Kaukasuskrieges feierlichst beglückwünschen! Die Zukunft

dürfte wohl lehren, dass Persien sich derselben gleich wenig wie die benachbarte Türkei zu freuen Ursache gehabt hatte.

Am 14. April traf Grossfürst Michail in dem kurz vorher von General v. Heymann genommenen Sotscha ein und nahm dort persönlich die Unterwerfung der Aeltesten der besiegten Adighestämme entgegen. Viele der Erschienenen zogen die ihnen freigestellte Auswanderung nach den Pfortenländern der Ansiedlung am Kuban vor und baten um die Mittel zur Ausführung dieses Entschlusses.

Von Madsimta, wohin sich der Grossfürst und der Oberbefehlshaber des Kuban Graf Ewdomikoff begeben hatten, meldete der Prinz am 2. Juni im Verlaufe der bereits oben citirten Depesche aus dem Lager von Atschinsko an seinen kaiserlichen Bruder: „Gestern concentrirten sich hier die Detachements des GL. Fürsten Illinski und der GM. Schatiloff, Heimann und Grabbe, und heute wurde ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten. Der Gesundheitszustand der Truppen ist sehr befriedigend und ihr Aussehen ist vortrefflich."

So endete die im Jahre 1841 begonnene, Jahr für Jahr reiche Ströme Menschenblutes heischende Bekriegung des westlichen Kaukasus, und der Besitz des letzteren war für Russland eine vollendete Thatsache geworden.

Während Oesterreich und Preussen sich anschickten, in das urdänische Jütland einzurücken, während Russland neuerdings seinen Fuss auf das revoltirende Polen setzte; in dem Augenblicke, als Englands Küsten von dem Echo des Garibaldítaumels widerhallten — in demselben Momente verblutete eines der tapfersten Völker der Erde an den Ufern des Schwarzen Meeres unter dem Streiche des Siegers, und doch hatte es, gleich den Dänen, Polen und Italienern, auf den oft verheissenen thatkräftigen Beistand jenes hochherzigen Albions gehofft, auf das unterdrückte Nationalitäten trotz aller vorausgegangenen Enttäuschungen noch immer hinzublicken gewohnt sind!

Als nach Beendigung des kaukasischen Krieges des Caren kampfgeübte Armee am Elbrus disponibel geworden, bedeutete deren überraschendes Vorgehen gegen die Bucharei den Beginn der grossen Operationen Russlands zur Ausführung seiner weitaussehenden Absichten in Centralasien und die kurz darauf erzielten riesigen Erfolge Russlands im Amur- und Alatau-Gebiete sollten bald das englische Inselvolk in etwas aus seiner behaglichen Ruhe aufstören.

Dabei verfolgte das Carenreich seine Eroberungspläne gegenüber der Türkei mit bewundernswerther Consequenz. Früher geräuschvoller, führte es dieselben nun in einer Weise fort, dass sie in der Form nicht entfernt die strengste Auslegung der Pariser Verträge verletzte.

Nicht einen Augenblick ruht dieser stille Kampf!

Die halbgezwungene Auswanderung der muselmanischen Georgier und Perser aus dem 1827 Persien abgenommenen Erivan und Georgien und deren Ersatz

durch Tausende armenischer Familien von den Hochebenen Anatoliens, ein Schauspiel, welches sich nach beendetem Krimkriege mit der Exilirung der Russland widerstrebenden Tataren und der Heranziehung der fleissigen Bulgaren wiederholte, sind laut sprechende Aeusserungen dieses unblutigen, in seinen Folgen für die Türkei nicht minder verderblichen Krieges.

Indem Russland derselben die räuberischen, religionsverschiedenen Elemente seiner neuen Eroberungen zusendet und ihr die ihm glaubensverwandten, culturfreundlichen Unterthanen entzieht, stärkt es sich auf Kosten seines Gegners und spinnt so den festen Faden, der es endlich sicher an das Ziel seiner Bestrebungen, nach Constantinopel, bringen muss; denn heute entscheidet nicht die rohe physische Kraft, sondern das geistige Gewicht, welches die Staaten im Kampfe ums Dasein in die Wagschale zu werfen verstehen.

Ein Ausfluss dieser systematisch verfolgten Politik Russlands war die Erklärung, welche Grossfürst Michail am 14. April 1864 den zu Sotscha ihre Unterwerfung anmeldenden Häuptlingen der Russland feindseligsten Adighestämme gab: alle nach Monatsfrist nicht ausgewanderten, in den Bergen zurückbleibenden Tscherkessen als Kriegsgefangene behandeln zu wollen. Die fanatisch wilden, arbeitsscheuen Bergvölker sollten ihre Aule verlassen und an ihrer Stelle Kosakencolonien vom Don und vom Asov'schen Meere, den Stamm für eine Russland ergebenere Bevölkerung zur Ausführung seiner grossen Ziele am Schwarzen Meere bilden.

Die Drohung des Grossfürsten verfehlte nicht ihre Wirkung. Die Emigration der Tscherkessen nach Kleinasien, welche bereits im Monat Februar eine bedeutende Höhe erreicht hatte, schwoll zu ungeheueren Dimensionen an.

In langen Karavanen zogen die Bergvölker herab von ihren Steilgebirgen an die Ufer des Schwarzen Meeres, vertrauten sich grossentheils ihren schlecht gebauten abasischen Schiffen an und suchten bei Samsun, Sinope oder Trapezunt kleinasiatisch-türkischen Boden zu gewinnen. Viele verschlangen die Wogen des Pontus Euxinus — ein trauriges Schicksal und doch nicht, wie man später sehen wird, so beklagenswerth als dasjenige, welches der glücklich Landenden harrte.

„Die Widerspenstigkeit und Feindseligkeit", erklärte der Petersburger „Invalide", „der nach der Türkei übersiedelnden Volksstämme, welche unter russischer Herrschaft nicht verbleiben wollten, überhebe zwar Russland jeder Sorge für dieselben; allein in Betracht ihrer Unfähigkeit, ihre eigenen Interessen zu begreifen, habe der Grossfürst alle Maassregeln zur Erleichterung ihres Geschicks ergriffen."

Russische Transportschiffe und Privatdampfer, drei türkische desarmirte Fregatten und zwei Dampfboote verkehrten fortwährend zwischen der tscherkessischen Küste und Trapezunt, um die nach den Osthäfen strömenden Auswanderer

zu transportiren. Nach dem erwähnten russischen Journale betrug die Zahl der während des Winters und Frühjahrs bis zum 10. Juli 1864 fortgezogenen Auswanderer in den Häfen von:

Taman . . . . ;	27,337	Menschen
Anapa	16,452	„
Novorossisk	61,995	„
Tuapse	63,449	„
Kuban und Sotscha	46,754	„
Adler und Hosti	20,731	„

zusammen 236,718 Personen, von welchen mit russischer Unterstützung 61,395 befördert wurden.

Ein so unerwartetes Anströmen einer aller Hilfsmittel entblössten Emigration in wenige Hafenplätze hätte auch eine vorsorglichere, zu Colonisationen befähigtere Regierung als die der Pforte in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Es muss hier namentlich betont werden, dass die organische Leitung des grossen Auswanderungsstromes an mit rascher Entscheidung festgestellte Colonisationspuncte versäumt wurde. Das hierdurch hervorgerufene namenlose Elend unter den rathlosen Einwanderern bestrebte sich die Privatwohlthätigkeit in allen und besonders in den höchsten türkischen Kreisen, wenngleich mit nur geringem Erfolg zu paralysiren.

Schon im December 1863 hatte der „Courrier de l'Orient“ eine Subscription für einen tscherkessischen Unterstützungsfonds mit bestem Erfolge angeregt. Russland protestirte wohl gegen diese offenen Sympathiebeweise für die damals noch nicht gänzlich beruhigten Bergvölker. Die Pforte lehnte jedoch jede Verantwortlichkeit für Sammlungen zu humanen Zwecken ab und antwortete auf einige kriegerische Demonstrationen Russlands an der Pruth-Mündung mit der Ausrüstung ihrer Forts am Schwarzen Meere und der besseren Armirung der Dardanellenschlösser, um zum Scheine die aufgeregte Stimmung Constantinopels zu besänftigen.

Kurz darauf vertheilte Oberst Rauf Bey, ein geborener Tscherkesse, im Namen des Grossherrn, der Sultanin-Valide und des kaiserlichen Prinzen Izzedin 300,000 Piaster (10 Piaster = 1 Gulden) an die hilfsbedürftigsten Tscherkessen. Durch eine weitere Spende von 5,000,000 Piastern aus seiner Privatschatulle gab der Sultan im Monat April den Impuls zu einer bald alle Classen erfüllenden Opferwilligkeit für die — zum Theil allerdings durch türkische Schuld — schwer heimgesuchte tscherkessische Emigration. Die obersten Würdenträger der Pforte spendeten gleichfalls bedeutende Summen. Des Sultans Adjutantur zeichnete 100,000, der Scheich-ül-Islam und dessen Departement 40,000, Fuad-Pascha 10,000, die übrigen Minister nicht unter 5000 Piaster. Die Mutter und Frau des

Vicekönigs von Egypten, eben zu Besuch am kaiserlichen Hofe, steuerten 300,000, dieser 150,000 Piaster bei. Die Städte der Provinzen folgten der von Constantinopel gegebenen Anregung, und Adrianopel allein spendete zum Bau von Häusern für die Colonisten nahe an 400,000 Piaster. Die Regierung dirigirte leider nur etwas spät ganze Convoi's von Schiffen mit Proviant und Kleidungsstücken nach den kleinasiatischen Häfen, und auch Englands Regierung erinnerte sich ihrer einstigen Sympathien für den Kaukasus und sandte Anfangs Juli von Malta eine Schiffsladung Zwieback nach Samsun und Trapezunt!

Alle diese von der Pforte und von Privaten gebrachten Opfer waren jedoch nicht im Stande, die durch drei Monate gänzlich fehlenden administrativen und sanitären Maassregeln in den kleinasiatischen Landungsplätzen der Emigration zu ersetzen und der Noth und schauerlich auftretenden Sterblichkeit unter derselben ernstlich zu steuern. Bereits im Februar waren von den 10,000 nach Trapezunt geflüchteten Tscherkessen 3000 ein Opfer tödtlicher Krankheiten geworden. Trotzdem vermehrte sich bei abnehmenden Hilfsquellen täglich die Zahl der Ankömmlinge und steigerten sich unter solchen Verhältnissen die Gefahren, welche die Anhäufung grosser Menschenmassen auf beschränktem Raume verursacht. In Trapezunt war die Zahl der hilflosen Auswanderer im April auf 70,000 und in Samsun von 30,000 auf 110,000 gestiegen. Obwohl bereits Anfangs Juni 35,000 Tscherkessen nach Europa transportirt waren, bietet gleichwohl der von Dr. Barozzi im selben Monate, in Folge seiner officiellen Mission abgefasste Bericht ein Bild tscherkessischer Auswanderungsverhältnisse, das durch herzzerreissende Details die Unterlassungssünden und Organisationsunfähigkeit der Pfortenorgane furchtbar blossstellt.

„Selbst sobald sie gelandet sind“, berichtete Dr. Barozzi, „wird ihre Lage auf den Lagerplätzen nicht viel besser. Sie sind ohne Obdach ganz sich überlassen, ohne Fürsorge, ohne irgend welche hygienische Vorsichtsmaassregeln. In Folge dessen leben sie im tiefsten Elend mitten unter verwesenden Thierkörpern und unbegrabenen Leichen, decimirt von den Blattern, welche sie aus dem Kaukasus mitgebracht und weiter verbreitet haben, durch Typhus und unzählige verwandte Krankheiten, die sich im Gefolge von Entbehrungen und Hungersnoth einzustellen pflegen. In jeder Familie ist wenigstens ein Kranker; dass ganze Familien zu Grunde gehen, ist kein seltenes Ereigniss. Die Kranken haben keine Pflege, sie liegen auf dem nackten Erdboden, jeglicher Unbill der Witterung preisgegeben, ohne ärztlichen Beistand. Die vier oder fünf Medicinalbeamten, welche man in die Lagerplätze abgesandt hat, können kaum dort von Nutzen sein, in Anbetracht der jämmerlichen Verhältnisse, unter denen sich die Kranken befinden. In diesem Zustand sterben sie. Die Leichen bleiben unbegraben und verwesen da, wo sie einmal liegen.“

„In Trapezunt starben im letzten April täglich mehr als 400 Personen von 24—30,000 Einwanderern. Zu Sere-Dere täglich mehr als 300. Aber zu Samsun vorzüglich ist die Sterblichkeit wahrhaft alarmirend. Sicher bleibt die Angabe hinter der Wirklichkeit zurück, dass zu Dervent und Irmak bei meiner Abreise von 40—50,000 Einwanderern täglich mehr als 500 zu Grunde gingen."

„Wenn die Sterblichkeit in Samsun am bedeutendsten, so kommt dies davon her, dass dort auch das Elend am grössten ist. Die Tscherkessen haben überall ungenügenden Lebensunterhalt; zu Samsun speciell herrscht in Wirklichkeit Hungersnoth! Viele Unglückliche müssen von Kräutern, Wurzeln und Fragmenten von Nahrung leben, die sie irgendwo zusammenscharren."

„Brod", sagt an einer Stelle Dr. Barozzi, „der einzige Unterhalt, den der Staat giebt, ist jedenfalls nicht ausreichend; wäre es jedoch nur an die wirklich Bedürftigen vertheilt worden, das Elend hätte wesentlich verringert werden können. Der Arme wird eben vergessen. Die Hungersnoth ist nur durch den Mangel einer gerechten und einsichtsvollen Oberleitung bei der Vertheilung so riesengross geworden."

Es sind dies nur wenige und nicht die schlimmsten Stellen aus dem mit Muth und Wahrheitsliebe der hohen Pforte überreichten Berichte Dr. Barozzi's. Und doch hatte das Elend der Emigration während dessen Anwesenheit noch immer nicht den Höhepunct erreicht. Zahlreiche Massen von Tscherkessen verliessen noch später den Kaukasus. Im August schiffte sich der 15,000 Köpfe zählende Stamm der Nakutatsch in Novorossiisk auf 15 Segelschiffen unter türkischer Flagge ein, und jeder neue Zuzug verschlimmerte die Lage der bereits Gelandeten. Die Rathschläge Dr. Barozzi's und anderer einsichtsvoller Aerzte wurden von der Pforte wenig beachtet, und Anfangs September beherbergte Samsun allein neben 60,000 lebenden Einwanderern 50,000 Tscherkessenleichen.

Die Vorbereitungen zur Aufnahme und Ansiedlung der Tscherkessen in den ihnen von der türkischen Regierung zugedachten Territorien gingen mit unverantwortlicher Langsamkeit vorwärts. Die jenseits auf den asiatischen Höhen von Dolmabagtsche lagernden Tscherkessen störten die Ruhe des Sultans in seinem zauberhaften Lustschlosse. In ungestümer Weise forderten sie Land. Umsonst! Erst im Juli konnte mit ihrer Uebersiedelung in grösseren Massen begonnen werden. Wie gewissenlos hierbei vorgegangen wurde, möge hier eine verbürgte Thatsache zeigen, welche die „Allgemeine Zeitung" mittheilte: „In Larnaka auf Cypern trafen Anfangs October mit drei kleinen Briggs 2100 Tscherkessen ein, von denen unterwegs, weniger an ansteckenden Krankheiten als an Durst und Hunger, während einer 32tägigen Ueberfahrt gegen 1300*) gestorben waren.

*) Nach einer andern Mittheilung befanden sich 2700 dieser Unglücklichen zusammengepackt wie Pickelhäringe und ohne Trinkwasser an Bord und der Verlust betrug 1441 Personen.

Die Bevölkerung von Larnaka und der dortige französische Consul widersetzten sich Anfangs mit aller Energie der Landung der halbverschmachteten Menschen, die keineswegs mit Typhus oder Blattern behaftet waren! Ein später dieselbe Route einschlagender Dampfer konnte durch die schwimmenden Leichname die Richtung dieses verhängnissvollen Transports verfolgen."

Es fällt schwer, nach den vorliegenden unvollständigen Daten specielle genaue Angaben über die Oertlichkeiten ausserhalb der von mir bereisten Gebiete zu geben, an welchen Tscherkessencolonien gegründet wurden. Noch schwieriger wäre es, die Kopfzahl jeder einzelnen zu bestimmen. Ein grosser Theil der Einwanderer wurde im Innern Kleinasiens angesiedelt. Dort liess sich auch — in Rodosto am Marmarameer — Hadschi Kiranduch, das Haupt des grossen Ubuchenstammes, auf einem besonders vortheilhaft gelegenen Gebiete mit seinen persönlichen Angehörigen, etwa 350 Familien, nieder. Unfern wurde in Panderma eine Colonie von etwa 6800 Köpfen gegründet. Mehrere Tausende der Auswanderer wurden nach Cypern, Smyrna, Ismid und vielen anderen Orten geführt.

Die tscherkessische Einwanderung nach Europa betrug nach der officiellen türkischen Staatszeitung schon im Juli 1864, 40,000 Familien. Hiervon gingen 6000 Familien über Burgas nach Adrianopel und Eslimie, 13,000 Familien über Varna nach Šumla in die Paschaliks von Silistria und Vidin, 12,000 Familien in die Statthalterschaften von Niš und Sofia (von diesen etwa 12,000 Köpfe auf das berühmte Kosovofeld bei Priština) und 10,000 Familien nach Sistov, Nikopoli, Rusčuk und in die Dobrudža. Die Ausschiffung tscherkessischer Colonisten hatte in den Donauhäfen erst im August 1864 ihr Ende erreicht. Die Gesammtzahl der in denselben Gelandeten wird auf 150—200,000 Köpfe veranschlagt.

Nach russischen Angaben waren aus dem Kaukasus wenige Monate vor dessen vollständiger Unterwerfung 60,000 Personen emigrirt. In den Jahren 1855, 1859, 1862 und 1863 betrug die Zahl der Ausgewanderten 80,000. Mit jener im Jahre 1864 überstieg also die Gesammtsumme 400,000 Personen beider Geschlechter, und zum Jahresschlusse wurde in Constantinopel die vorbereitete Auswanderung neuer Stämme, darunter jene des Fürsten Michail von Abchasien (?) mit 40,000 Seelen gemeldet.

Die von den Bergvölkern verlassenen Gegenden werden bald wieder mit neuen Ansiedlern bevölkert sein. Schon in der Mitte des Jahres 1864 hatte Russland an der Stelle der unterworfenen, nach dem Flachland gewiesenen 150,000 Tscherkessen 90 Staniceen (Kosakendörfer) mit etwa 103,000 Seelen am Kuban angesiedelt. Als die Niederwerfung der Bergvölker entschieden war, liefen bei der russischen Regierung zahlreiche Gesuche um Erlaubniss zur Uebersiedlung ein. Admiralitäts-Bauernfamilien aus Nikolajev erhielten dieselbe schon im Juni für das Küstengebiet unter sehr günstigen Bedingungen. Den russischen

Ansiedlern wird die Niederlassung im Kaukasus überdies durch den billigen Ankauf des grossen, von den Tscherkessen gezwungener Weise zurückgelassenen, weil untransportablen Viehstandes erleichtert. Andererseits soll auch der Boden zum Theil sehr fruchtbar sein.

Nachdem die dünngesäete Kosakenbevölkerung am Don und Asovschen Meere zur Besiedlung des Kaukasus nicht allein die erforderlichen Contingente stellen kann, hat Russland in Folge seines systematisch fortgeführten stillen Kriegs gegen die Türkei seine Blicke abermals nach Kleinasien, und zwar auf das ihm religionsverwandte, betriebsame Volk der Armenier gerichtet. Der Umstand, dass die Pforte nicht im Stande ist, dieselben gegen die Beraubungen der nomadisirenden Türken und Turkomanenhorden zu schützen, kommt den russischen, eifrig propagandirenden Consuln und Agenten hierbei vortrefflich zu statten. 1500 Familien vom Wansee und der armenischen Hochebene waren bereits im September übergesiedelt, Tausende andere sollten ihnen nachfolgen. Die Züge dieser armenischen Emigration gehen durch Georgien nach der russischen Hafenstadt Poti, von wo sie Regierungsdampfer nach der kaukasischen Küste überführen.

Gegenüber der durch die tscherkessische Einwanderung erhofften, durch die grosse Sterblichkeit unter derselben aber in Frage gestellten, jedenfalls und verhältnissmässig sehr theuer erkauften Stärkung des moslim'schen Elements in Europa dürfte die Pforte durch den Verlust des arbeitsamsten, in Gewerbe und Ackerbau äusserst tüchtigen und zugleich steuerfähigsten Kerns seiner anatolischen Bevölkerung einen Verlust erleiden, der eine schwerwiegende Stärkung seines Gegners bildet und diesen mehr als reichlich für die ausgewanderten arbeitsscheuen Bergstämme des Kaukasus entschädigt.

Nachdem ich es versucht, im engen Rahmen ein Bild der letzten, die endliche Unterwerfung des Kaukasus begleitenden Vorgänge und ihrer Folgen zu entwerfen, möge hier in wenigen Zügen eine getreue Schilderung der Tscherkessencolonisation am Balkan folgen, in deren Mitte eine wissenschaftliche Forschungsreise den Verfasser im Jahre 1864 führte. Durch Obdachlosigkeit, Hunger und verheerende Krankheiten decimirt, den Tod im Herzen, bestiegen die nach der Donau zur Ansiedlung bestimmten Tscherkessen in den asiatischen Lagerplätzen zu Sinope, Samsun und Trapezunt die lange erwarteten türkischen Regierungsdampfer. Nur das Deck feindlicher sich enternder Schiffe dürfte mit den grellen Scenen wetteifern, welche nach den Schilderungen von Augenzeugen den Bord der sonst friedlichen Passagierboote erfüllten. Ich werde hier weder diese, noch die grellen Bilder aufrollen, welche die „Lichterung“ der „tscherkessischen Menschenwaare“ von den Seedampfern und grossen Segelschiffen an Bord der weniger tiefgehenden Donaudampfboote herbeiführte.

Endlich landeten diese schwimmenden Leichenhöfe an den stillen Ufern des

herrlichen Stromes, welcher so gern mit Vorliebe seinem Ursprunge nach der „deutsche“ genannt wird. Wer die oft wunderbaren Reize seiner Gestade kennt, begreift die Begeisterung der Sänger, die ihn in Vergangenheit und Gegenwart gefeiert, und auch das Verlangen aller Völker, die ihn erblickten, seine gesegneten Ufer dauernd zu bewohnen.

Da liegt in Bulgarien, zwischen dem serbischen Grenzfluss Timok und dem türkischen Lom, ein entlang dem Donauufer sich hinziehendes, kaum wenige hundert Fuss ansteigendes Hügelland. Die herrlichsten Eichen- und Buchenhaine überschatten sein schwarzes, fruchtbares Erdreich, und Weingärten wechseln mit Obst-, Tabak- und Seidenculturen.

Der sanft gewellte, von zahlreichen befruchtenden Wasserläufen durchzogene Boden ist auch durch ein herrliches, gemässigtes Klima ausgezeichnet. An 20,000 Tscherkessen landeten bei Lom auf diesem Gebiete.

Die prächtige, durch die im Westen mächtig ansteigende Balkankette majestätisch abgeschlossene Scenerie verfehlte auch nicht, auf die wilden Ankömmlinge aus dem Kaukasus denselben Zauber zu üben, wie er ihn Jahrhunderte zuvor mit gleicher Mächtigkeit den dahin gegangenen Dardanern, Römern, Byzantinern, Slaven und Finno-Bulgaren eingeflösst hatte.

Dadurch, dass die Tscherkessen gleich bei ihrer Landung ihr Theuerstes — ihre Todten — diesem Boden übergeben hatten, glaubten sie ein natürliches Anrecht auf die zur Ansiedlung verführerisch einladenden Donau-Territorien erworben zu haben und wollten gern hier Hütten bauen. Nach patriarchalischem Brauche steckten die Häuptlinge ihre Schwerter in den Boden und dachten in dieser Weise denselben in Besitz nehmen zu können. Allein die Pfortenregierung hatte nicht die Absicht, die Tscherkessen unmittelbar an der Donau anzusiedeln, wo sie in den türkischen Bevölkerungstheilen der zahlreichen Hafenstädte bereits vielfache Stützpuncte besass; sondern dort, wo diese beinahe gänzlich fehlten, à cheval der noch zuletzt im Jahre 1862 durch die kriegerischen Serben arg bedrohten bulgarischen Timokgrenze und in Mitte der in compacten Massen wohnenden bulgarischen Gebirgsbevölkerung.

Gleich den vor wenigen Jahren colonisirten Tataren war den Tscherkessen die Aufgabe zugedacht, in von Ost nach West streichenden Keiltrieben den in entgegengesetzter Richtung vordringenden muhammedanisch-albanesischen Elementen die Hand zu reichen und in dieser Weise als lebendige Grenzhecke, als eine Art Militärgürtel die grosse christliche Bulgarenmasse von den stammverwandten Serben zu trennen.

Die tscherkessische Emigration zeigte jedoch wenig Verständniss für die ihr von der Pforte zugedachte hohe politische Mission. Sie wollte die schönen Donauufer nicht mehr verlassen. Was die Beredungsgabe der türkischen Beamten

jedoch nicht vermochte, bewirkten die scharf geladenen Gewehre der sie umzingelnden Nizamsoldaten. Sie mussten wandern.

Welche Vorsorge hatte die türkische Regierung in den Donaulandeplätzen und auf den Routen, welche die bedauernswerthen Wanderer einschlugen, für dieselben getroffen? Beinahe keine, — die Türken sind eben keine Organisatoren! Was der Staat zu thun versäumte, hätte die Privatwohlthätigkeit nachholen sollen. Der Türke war jedoch geärgert durch das stolze Auftreten der Ankömmlinge, die nicht als flüchtende Schutzbedürftige, sondern gleich Eroberern sich geberdeten. Das Fatum war mit der unglücklichen Emigration von der kleinasiatischen Küste mit an die Donau gewandert!

Um die entsetzlichen Hunger- und Sterbebilder nicht mit ansehen zu müssen, die sich zu Lom-Palanka hart am Haltplatze der Donaudampfer in Permanenz erklärt hatten, konnte die Familie des k. Donau-Dampfschifffahrts-Agenten Rojesko, welcher Alles that, um das Elend der dort landenden 20,000 Einwanderer nach Kräften zu mildern, Wochen lang nicht ihre, nach dem Strome gelegenen Fenster öffnen, um der durch Tausende Kranke und Todte verpesteten Luft den Eintritt zu wehren.

An einem wunderbar milden Octobertage, wie er in dieser Zone nicht selten, zog ich auf der von Mithad-Pascha neuangelegten Militärstrasse über den hohen Sveti Nikola-Balkanpass in das Thal der Nišava. Glückte es mir auch nicht, wie der geneigte Leser gesehen, die Städte unserer Karten in diesen Gegenden aufzufinden — aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht existiren — so erfreuten doch zahlreiche freundliche Dörfer das Auge, von welchen diese wieder nichts wussten. Das Fest der Weinlese und Maisernte war im vollen Gange. Ueberall erblickte ich heitere Bilder menschlicher Betriebsamkeit und die Scenerie, an und für sich in buntem Wechsel bezaubernd schön, wurde durch den frischgefallenen Schnee, in welchen sich die oberen Partien des Balkans hüllten, durch das contrastirende Blau und warme Licht des heitern Tages noch gehoben.

Nur ein schriller Misston, der noch heute ungeschwächt in meiner Erinnerung nachklingt, störte mich im reinen Genusse des wunderbar schönen Naturbildes. Es waren die in fortlaufender Kette rechts und links vom Wege, zwischen Baumpartien oder auf niedern Hügeln, in Gruppen von 2, 3 bis zu 20 zerstreuten frischen Tscherkessengräber. Statt Blumenschmucks mit Bachkieseln oder Felsblöcken umrandet, erzählten sie laut von der Misère des grossen Tscherkessenzuges, der kurz zuvor die neue Strasse bedeckte. Man könnte sie am bezeichnendsten „Gräberstrasse“ nennen.

Gleich entsetzlich wie das Elend der bedauernswerthen Einwanderer, gestaltete sich das traurige Loos der armen Bulgaren, zu deren Ueberschichtung sie herangezogen worden waren. Noch hatten sie sich von den, durch die Tata-

reucolonisation im Jahre 1861 ihnen auferlegten Opfern nicht erholt und abermals zwang man sie, auch diesen neuen Ankömmlingen Häuser zu bauen, deren Kosten von künftigen Steuern abgerechnet werden sollten. Die Abgaben wurden aber vor wie nach eingehoben und hiermit nicht genug, mussten die Bulgaren nach dem Grundsatze „aller Boden ist des Sultans“ zu einer neuen Abtretung ihres besten Grundbesitzes an die Tscherkessen ohne jede Entschädigung sich verstehen.

Ich sehe hier den von europäischen Rechtsbegriffen erfüllten Leser zweifeln, und doch sind diese angeführten Thatsachen vollkommen wahr und fern von jeder Uebertreibung!

Jenseits des Balkans betrat ich in Crvenibreg nahe bei Bela Palanka das erste der Tscherkessendörfer. Später sah ich die neuen Ansiedlungen zu Niš, dann zu Mramor an der bulgarischen Morava; ferner die nach glorreichen Sultanen benannten Colonien: Medschidieh, Osmanieh und Mahmudieh u. A. Das von mir in diesem Bande behandelte Gebiet wurde im Ganzen mit 14 Tscherkessen-Colonien beglückt, von welchen 6 auf den Kreis Kula, 3 auf den Kreis Belogradčik, 1 auf den Kreis Lom, 1 auf den Kreis Pirot und 3 auf jenen von Niš entfallen. In der Mehrzahl dieser Ansiedlungen waren, als ich im Jahre 1864 durch dieselben kam, die in langen Reihen sich hinziehenden Familienhöfe noch nicht vollendet. Die Einwanderer bewohnten einstweilen die Häuser von Bulgaren, welche man rücksichtslos gezwungen hatte, sich ein beliebiges Obdach zu suchen.

Hier fand ich die Reste der stark zusammengeschmolzenen tscherkessischen Juneh (Familiengemeinschaften), nur selten noch 7 — 12 Köpfe stark, in oft wahrhaft herzzerreissender Lage. 20 Para (5 Neukreuzer) und ½ Okka (1 Pfund) Mais per Kopf täglich sind selbst in dem gesegneten Bulgarien zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht ausreichend; solch grosses Opfer dies auch für den Staat, oder richtiger für die bulgarische Rajah sein mochte, da diese Subvention neben voller Steuerfreiheit den Einwanderern auf drei Jahre zugesichert worden war.

Oft sah ich auf dem nackten, vom Nachtthau befeuchteten Lehmboden der armseligen Behausungen, umhüllt vom qualmenden Rauche des schwer in Brand zu setzenden grünen Holzes, drei und mehrere Kranke verschiedenen Alters und Geschlechts, mit Gesunden bunt durch einander gewürfelt, im furchtbarsten Fieberparoxismus unreifes Obst oder schweres trockenes Maisbrod mit wahrem „Fieberhunger“ verschlingend.

Hier zu helfen überstieg die Kraft des Einzelnen! Umdrängt von den Unglücklichen, die oft in mir den von der Regierung längst versprochenen Hekim (Arzt) zu erblicken wähnten, gab ich, was ich nur immer entbehren konnte. Mich und meine Leute vergessend, leerte ich in Osmanieh den Chininvorrath meiner

kleinen Reiseapotheke, um doch wenigstens für einige Stunden die Leiden der am meisten vom Fieber Ergriffenen zu mildern.

Die Unmöglichkeit, sich mit ihren Nachbarn, den Bulgaren, Tataren oder selbst mit den türkischen Beamten anders als durch einige wenige, des Türkischen kundige Häuptlinge (Beys) zu verständigen, erhöhte noch die schlimme Lage der Einwanderer.

Mitten in diese potenzirte Häufung menschlichen Elends trat neben der bewundernswerthen, selbstbewussten Haltung der Männer ein Zauber verklärend hinein, die vielgerühmte, manchmal geradezu blendende Schönheit der tscherkessischen Frauen.

Wer seine traumhaft gedachten, oder vielleicht nach antiken Vorbildern geschaffenen Ideale classischer Frauenschönheit verwirklicht sehen, lernen und begreifen will, wesshalb der Sultan, die Chane und türkischen Grossen mit allen Mitteln danach streben, ihre Harems mit den Wunderblüthen des Kaukasus zu schmücken, wandere in den Balkan. Er thue es jedoch bald, denn unter dem Drucke herber Noth und ungewohnter Arbeit wird der Adel der Erscheinung mit der nothwendig sich mindernden Pflege der Physis rasch ausgestorben sein.

Allein nicht mehr als Odalisken, sondern nur als rechtmässig angetraute Frauen sollen die, nebenbei bemerkt, ein wenig boshaften, eifersüchtigen und in ihrer Rache zum Aeussersten bereiten Schönen des Kaukasus an der Donau künftig heimgeführt werden. Ein sultanlicher Ferman verkündete, dass sie mit dem Betreten des grossherrlichen Bodens aufgehört hätten, eine Waare zu sein. So viel ich bemerken konnte, schienen jedoch weder die Eltern, noch der weibliche, in phantastisch wuchernden vornehmen Zukunftsgelüsten erzogene Nachwuchs von des Sultans Beschränkung ihrer subjectiven Freiheit erbaut zu sein und auch dieser Ferman — welcher eigentlich doch nur zur Schonung englischer Philanthropie und Pruderie erlassen worden war — zählte zu den vielen todtgeborenen.

Der Preis der weiblichen Waare aus dem Kaukasus — schöne Tscherkessinnen wurden vor dem Jahre 1864 mit 50,000 Piastern = 5000 Gulden bezahlt — musste aber durch die plötzliche Ueberfluthung des Marktes und die Nothlage der Verkäufer stark sinken. Die Einwanderer sahen sich bald einer ihrer einträglichsten Einnahmequellen beraubt. Dazu kam noch die weitere, ihnen hart und ungerecht zugleich erscheinende Maassregel der Pforte, welche ihre mitgebrachten Leibeigenen aller Sclaverei ledig und ohne Loskauf für freie Unterthanen erklärte. Zahlreiche Klagen der Tscherkessenchefs wurden von den türkischen Gerichten zu Gunsten der renitenten Leibeigenen entschieden. Diese, im Vollgenusse ihrer jungen Rechte, drehen grossentheils ihren strengen Herren den Rücken*) und die Noth, auch hier der beste Lehrmeister, zwang die wilden

*) Manchmal, wie im Jahre 1874 bei Čorlu im Vilajet Adrianopel, giebt dies Anlass zu förmlichen Schlachten zwischen Herren und Sklaven, welche nur durch das Eintreten der bewaffneten Macht zu Gunsten der letzteren beendigt werden können.



TSCHERKESSISCHE EINWANDERER.

Söhne der kaukasischen Steilberge, sich allmälig zur Bearbeitung des ihnen reichlich zugemessenen Bodens zu bequemen. Dies geschah, ohne ihre Vorliebe für das Waffenhandwerk oder die Lust am Raube auf Unkosten ihrer moslim'schen und christlichen Nachbarn zu schwächen. Auch der jüngste Knabe stolzirt weiter im Waffenschmuck einher, eine stete Bedrohung der unbewaffneten Rajah bildend, und Türk' und Christ, die Behörden mit eingeschlossen, stimmten bald überein, dass die räuberischen Kaukasen als eine wahre Gottesgeissel zu betrachten seien! Nur die hohe Pforte selbst blieb unberührt allen diesen Klagen gegenüber. Die grossen politischen Vortheile der Tscherkessen-Einwanderung decken für sie alle Nachtheile derselben. In den wehrtüchtigen, christenfeindlichen Männern des Kaukasus gewann sie ein unbezahlbares, allezeit bereites Instrument zur Niederhaltung ihrer Rajah, und wie richtig ihr Calcul, dies hat der bulgarische Aufstandsversuch vom Jahre 1867 (S. 28) bewiesen.

So wenig tüchtig die türkischen Regierungsmänner auf dem Gebiete der Administration, so glücklich wissen sie das ethnographische Moment zur Aufrechterhaltung der Reichsmacht zu verwerthen. Schon von Anbeginn verloren sie ihre mit der tscherkessischen Einwanderung beabsichtigten politisch-militärischen Zielpuncte nicht aus dem Auge. Auf den kleinasiatischen Lagerplätzen rekrutirte man bereits eifrig unter den kaum gelandeten kräftigen Bergsöhnen für das Heer. Die Errichtung tscherkessischer Cavallerieregimenter wurde beschlossen, die Bildung einer tscherkessischen Leibgarde für den Sultan durchgeführt.

Während also die am Kuban zurückgebliebenen Tscherkessenstämme dem unwiderstehlichen Zuge folgen müssen, der alle diese halbbarbarischen östlichen Nationalitäten ohne Unterschied des Glaubens unter Russlands Kreuzesfahne, zu dessen grossen, weitaussehenden Welteroberungsplänen zusammenschmiedet, werden, wenn einst der Car an dem Herrschersitze des Türkenthums Einlass fordernd pocht, die unter einem zweiten Diebitsch „Zabalkanski“ gegen den Bosporus vordringenden Russen neben den Türken ihre tscherkessischen Erzfeinde in Reih und Glied kampfbereit treffen und so den „Kaukasus am Balkan“ nochmals zu besiegen haben.

Und noch hat die Emigration der Tscherkessen aus dem Kaukasus nicht ihren Abschluss gefunden. Wie die neuesten Berichte erzählen, gedenken die letzten zurückgebliebenen Stämme zum Wanderstabe zu greifen und sich unter die Herrschaft des Grossherrn zu begeben. Vielleicht bewahrt ein günstiges Geschick den bulgarischen Boden vor dieser neuen Invasion, sind doch die Wunden, welche die früheren ihm geschlagen, noch nicht vernarbt!

XI.

ZUR KARTOGRAPHIE

DES

WESTLICHSTEN THEILES DER BULGARISCHEN DONAUTERRASSE.

Wie entstanden die fictiven Berge, Flüsse, Städte, Dörfer u. s. w. unserer Karten Bulgariens? — Wichtigkeit der Beantwortung dieser Frage für die Kartographie. — Freie Benutzung der k. Hofbibliothek und des k. k. Kriegs-Archivs zu diesem Zwecke. — 1. Karte des Venetianers Coronelli. — 2. Reise-Relation des k. k. österr. FZM. Grafen v. Virmond 1721. — 3. Mappa des k. k. österr. Hauptmanns v. Rebain 1741. — 4. Karte des venetianischen Marine-Ingenieurs Zannoni 1774. — 5. Navigationskarte der Donau des k. k. österr. Hauptmanns v. Tauferer. — 6. Karte von Prof. Mannert 1804. — 7. Karte von J. Riedl 1810. — 8. Karte von dem k. französischen Kartographen Palma 1811. — 9. Karte des k. französischen Officiers v. Vaudoncourt 1818. — 10. Karte des französischen Chevalier Lapie 1822. — 11. Karte des k. k. österr. Oberst v. Weiss 1829. — 12. Karte des k. russischen Generalstabs 1835 und 1853. — 13. Karte von Moltke 1845. — 14. Karte von Prof. Kiepert 1853. — 15. Karte von dem engl. General-Major A. F. Macintosh 1855. — 16. Karte von dem Geographen der Königin Keith Johnston 1861. — 17. Karte des k. k. Oberst v. Scheda 1869. — 18. Neueste Karte von Prof. Kiepert 1871. — Die Hauptresultate dieser Untersuchungen. — Türkische Karten. — Ein Ausspruch des Feriks Omer Pascha zu Vidin 1871. — Des Autors Karte von „Donau-Bulgarien und der Balkan."

Wirft man einen Gesammtblick auf die Resultate meiner geographischen Forschungen, welche die vorausgegangenen Abschnitte über das Gebiet zwischen der Donau, Nišava, dem Lom und Timok enthalten, so werden von selbst in den bisherigen kartographischen Darstellungen dieses westlichsten Theiles von Donau-Bulgarien deren grosse Irrthümer auffallen und die beiden Fragen sich aufwerfen: wie sind diese zahlreichen fictiven Berge, Wasseradern, Städte, Dörfer u. s. w. entstanden und wie konnten sie sogar in unsere neuesten schönen Stiche übergehen?

Diese Fragen sind mir in Wahrheit wiederholt in den verschiedensten Kreisen gestellt worden. Ich durfte mir ihre dringend gebotene Beantwortung nicht verhehlen, diese konnte aber nur aus dem eingehenden vergleichenden Studium der wichtigsten älteren Kartenquellen resultiren, und ich möchte es gleich hier dankbar anerkennen, dass mir zu diesem Zwecke nächst den reichen Schätzen der k. k. Hofbibliothek, auch jene des k. und k. Kriegs-Archivs zu Wien, durch die besondere Güte des k. und k. Generalstabs und seines speciellen Vorstandes bereitwilligst zugänglich wurden.

Die vergleichende Arbeit, welche ich unternahm, war nicht wenig zeitraubend, doch glaubte ich mich derselben nicht entziehen zu dürfen, da eine derartige Untersuchung auf ein durch Autopsie genau gekanntes Gebiet angewendet, ganz abgesehen von dem historisch-kartographischen Interesse, zugleich den besten Maassstab für den mehr oder minder grossen Werth des Materials liefern musste, das bis vor Kurzem beinahe ausschliesslich die Grundlage für unsere Karten der europäischen Türkei lieferte und selbst heute noch für manche nicht näher erforschte Gebiete derselben bildet.

Ich gedenke und bin genöthigt, mich hier nur auf die Besprechung solcher Karten zu beschränken, welche einen gewissen Zeitabschnitt der geographischen Kenntniss des fraglichen Terrains charakterisiren und werde die zahllosen kartographischen Machwerke übergehen, welche, wie beispielsweise jene älteren von Matthaeo Seutter, Ger. et Leon. Valk u. s. w., jeder Bedeutung entbehren.

Ich beginne meine untersuchende Vergleichung und Kritik der älteren Karten West-Bulgariens mit der für den allgemeinen Standpunct der Kartographie im 17. Jahrhunderte höchst interessanten Arbeit: „Corso dell Danubio da Vienna Sin. a Nicopoli e Paesi Adicaccenti“ des Cosmografo della Serenissima Republica di Vinetia“ P. M. Coronelli. Diese, ohne Angabe des Erscheinungsjahres, auf mehreren Blättern und in ziemlich grossem Maassstabe ausgeführte Karte, wurde, den politischen Grenzlinien am adriatischen Küstensaume nach zu urtheilen, nach dem venetianisch-türkischen Kriege, etwa um 1690 angefertigt und ist bezüglich ihrer kartographischen Technik mit der Peutinger'schen Tafel beinahe auf eine Stufe zu stellen. An Wahrheit steht sie aber wohl weit hinter derselben. Orte, Flüsse, Berge und mit kühner Phantasie erfundene Seen wurden von dem venetianischen Kosmographen kaleidoskopartig durcheinander geworfen. So fliesst beispielsweise der Timok an „Belograkiak“ (wahrscheinlich Belogradčik) vorüber und mündet im Lom, während dieser bei „Dernova“ (Trnova) durch einen See „Lago de Seliste“ fliesst und unter seinen Orten: Fetislani (das serbische Kladova) zeigt. Arčer wird an den „Iska“ (Isker) verlegt und der Balkan durchschneidet einem unübersteiglichen Walle gleich die ganze Türkei von Ost nach West.

Gegenüber diesem italienischen kartographischen Fabelproducte, welches durch das Erwähnte genügend charakterisirt erscheint, bildete die bereits mehrmals (II. Buch, Cap. II.) gedachte: Reise-Relation des österreichischen FZM. Graf. Virmond von Belgrad bis Constantinopel aus dem Jahre 1721*) und die: „Mappa der Landes Laage längst der Haubt-Strasse von Belgrad nach Constantinopel u. s. w. dedicirt An Einen Kaysⁿ Hof-Kriegs-Raht von dem mit der Kayserlichen Gross Bottschaft qua Ing. geschickten Haubtmann Joh. Carolo von Rebain" aus dem Jahre 1741 einen bedeutenden Fortschritt. Ist auch das Terrain in beiden Arbeiten in nur sehr primitiver Weise angedeutet und auf die Orientirung wenig Rücksicht genommen, so sind doch die Wasserläufe vergleichsweise zu Coronelli bereits richtiger angegeben und die Strasse von „Nissa" nach „Mussa-Pascha-Palanka" (von Niš nach Bela-Palanka) trotz der gänzlich mangelnden Angabe der Zwischenorte, ferner jene einzelner Gebirge entlang derselben, wie die Suva-Planina (als „Sucha-Felsenberge"), ziemlich gut eingetragen.

Eine wesentliche Verbesserung der türkischen Karte tritt uns in des venetianischen Marine-Ingenieurs Zannoni „Carte de la partie septentrionale de l'empire otoman" (Venedig 1771) entgegen. Auf dieser technisch sehr hübsch gearbeiteten Karte, welche im Westen bis zu den Quellen der Nišava reicht, erscheint der Lauf der Donau und der in dieselbe einmündenden Flüsse ziemlich gut markirt. Auch der Balkan ist seiner Hauptrichtung nach richtiger als früher angegeben. Der Rhodop ist hingegen zu sehr südlich von Sofia eingetragen, welche Stadt hier noch als Nebenbezeichnung ihren byzantinisch-bulgarischen Namen „Triaditza" führt. Auf dieser Karte begegnete ich zum ersten Male dem Ortsnamen „Čibil", aus dem die späteren Kartographen bis auf H. v. Scheda herab, also durch genau 100 Jahre, ihre nicht existirende Stadt „Tschipil" am Timok gestalteten. Belogradčik kommt als „Graditke" nahe am Lom vor, Drinovatz als bedeutende Stadt, endlich auch der Ortsname „Smorden" an der Donau, merkwürdiger Weise aber nicht der fictive Fluss dieses Namens der späteren Karten. Die Zannonische Karte bietet für die Geschichte der russischen Erwerbungen am Schwarzen Meere im letzten Jahrhunderte und für die Kenntniss Asiens in diesem Zeitraume ein hohes historisches Interesse.

Abermals wechselt mit dem Venetianer ein österreichischer Geograph, dem die Kartographie der untern Donaugebiete wesentliche Berichtigungen verdankt. Derselbe hatte den ersten Wileshofer'schen Handlungsversuch nach Cherson begleitet. Seine Originalarbeit beschränkte sich aber nur auf die genauere Aufnahme der Donauufer. Sie befindet sich im k. k. Kriegs-Archiv und erschien später als: „Navigationskarte der Donau von Semlin bis an's Schwarze

*) Manuscript im k. und k. Kriegsarchive zu Wien.

Meer von Hauptmann v. Tauferer" (Wien, Kurtzbeck 1789). Auch hier findet sich der Ortsname „Smorden" wieder.

Die „Charte von der europäischen Türkei etc." des um die alte Geographie hochverdienten Mannert (Nürnberg 1804) bildete trotz des Zusatzes „mit sorgfältiger Benutzung der vorzüglichsten vorhandenen Hilfsmittel entworfen" gegen die 30 Jahre zuvor erschienene Karte von Zannoni, abgesehen von dem Technischen der Ausführung, eher einen Rück- als Fortschritt. Mannert scheint einer gleichzeitigen, in seiner „Geographie der Griechen und Römer" 7. Band als beste Quelle oft citirten Karte von Ruhekopf, die ich jedoch nicht aufzufinden vermochte, zu sehr vertraut zu haben. Gleich Coronelli lässt Mannert den Balkan von W. nach O. mit dem „Witloch" (Vitoš) in einer Linie bis zum Kosovofelde streichen. Sofia verlegt er jenseits des Balkans nach der Donauseite. Der Timok sinkt neben dem Arčer zu einem kleinen Flüsschen herab und die Orte Lom und Drinovac erscheinen am Arčer statt am Lom eingetragen. Auch das Dorf „Smorden" fehlt hier nicht, wohl aber noch immer der fictive Fluss dieses Namens.

Sechs Jahre später erschien zu Wien (1810) eine: Charte von Serbien und Bosnien etc. nach bisher unbenützter Aufnahme bearbeitet etc. von J. Riedl, welche die neuere graphische Darstellungsweise mit der älteren zu vereinigen suchte. Auf nicht sehr glücklicher Combination verschiedener Routiers beruhend, zeigt sie neben einzelnen richtigeren Details, bezüglich der allgemeinen Orientirung die gröbsten Irrthümer, was vorzüglich vom Timokgebiete gilt.

Den Napoleon'schen Eroberungsplänen an der Adria verdankte die Kartographie der Türkei durch die combinirten Recognoscirungen französischer Stabsofficiere, Consule u. s. w. bedeutende Resultate, welche namentlich in den Karten von Palma und v. Vaudoncourt niedergelegt wurden. Ersterer veröffentlichte seine: „Carte de la plus grande Partie de la Turquie d'Europe dressée sur d'anciens matériaux etc." gewidmet dem Herzog von Ragusa zu Triest im Jahre 1811. Vaudoncourt veröffentlichte seine: „Carte générale de la Turquie d'Europe etc. etc." zu München im Jahre 1818. Während Palma's Karte nur in den der Adria näher gelegenen Gebieten wirkliche Fortschritte zeigt, enthält jene von Vaudoncourt auch in den östlicheren Partien an der Donau neben manchen neuen Fehlern einige wesentliche Verbesserungen, die sich namentlich in der richtigeren Terraindarstellung, Orientirung und Nomenclatur bemerkbar machen. Vaudoncourt stellte namentlich das Timokgebiet weit naturgetreuer als seine Vorgänger dar. Nur erscheint das Terrain zwischen dem bulgarischen Timokufer und dem Arčer im Vergleiche zu jenem vom Arčer bis zum Lomflusse zu sehr zusammengedrückt und leider liess er neben der nicht existi-

renden Stadt „Czipil" (Isnebol) am Timok, die gleichfalls fictive Stadt „Pirsnik"*) am Lom auftreten, welche seine Nachfolger bis heute beibehielten; während er aber wieder im Gegensatze zu diesen, die Stadt Lom richtig bei der Mündung des gleichnamigen Flusses ansetzte. Auch bei Vaudoncourt, wie bei Palma, findet sich das Dorf „Smorden", aber noch immer nicht der gleichnamige grosse Fluss unserer Karten.

Erst in der: „Carte de la Turquie d'Europe, dressée en 15 Feuilles par le Chevallier Lapie" (Paris 1822) fand ich den von Vaudoncourt neben dem Orte Smorden angegebenen kleinen Bach (Skomljabach) zum grossen, mit seinen Quellen bis zum bulgarisch-serbischen Grenzgebirge reichenden Fluss vergrössert. Lapie war es ferner, der an diesen von ihm erfundenen „Smordenfluss" die Mehrzahl der am Lom liegenden Orte, z. B. den Vereinigungspunct der Lomquellen Falkovce, dann Borovica, Sredokriv und Trgovište an seinen fictiven Smorden versetzte und dafür alle Džibrica-Orte, darunter „Džibruvac" selbst an den Lom verlegte. Auch das Timokgebiet, namentlich zwischen Knjaževac und Zaičar, wurde von Lapie sehr mangelhaft behandelt. All dies beweiset, dass dieser französische Topograph im Lomgebiete persönlich nur sehr wenig Studien gemacht und die eingezogenen Erkundigungen wahrscheinlich nicht verstanden hatte. Richtiger als auf früheren Karten und auf jenen seiner Nachfolger, ist bei Lapie der Chodža-Balkan unter seinem bulgarischen Namen mit „M. Starra" (Stara Planina) und ebenso das Suvagebirge als „M. Souha ou Sinai" eingetragen.

Aus der Karte Lapie's copirte die im Jahre 1829 vom k. k. österreichischen General-Quartiermeisterstabe herausgegebene grosse „Karte der europäischen Türkei" in 21 Blättern (bekannt unter dem Namen der „Oberst Weiss'schen Karte") den fictiven Smordenfluss und alle deren weiteren Irrthümer. Oberst Weiss hat jedoch das Verdienst, die Darstellung des serbischen Timokgebietes gegenüber seinen Vorgängern wesentlich verbessert zu haben. Noch unrichtiger aber als diese hat er das Terrain zwischen dem Timok und Arčer behandelt. Auch war er es, der die Stadt Lom an der Donau trotz Vaudoncourt's und Lapie's richtiger Angabe 1 Stunde aufwärts von der Lommündung verlegte und der dem serbisch-bulgarischen Grenzgebirge die ganz unrichtige Bezeichnung „Vratarnica Pl." gab. Leider war es aber auch Oberst Weiss, der den „Cerniverch" (Crni-Vrh), welcher nicht geringe Verwirrung auch in allen späteren Karten anrichtete, als riesige Barrikade nahe der Nišava an jener Stelle aufführte, wo er noch heute auf der Karte des Herrn Oberst v. Scheda u. A. zu sehen ist.

*) Ein Städtchen Brsnik befindet sich etwa 12 Meilen südwestlich von diesem fictiven Pirsnik, nahe bei der Kasastadt Trn (Isnebol); also beide Städte nahe bei Sofia, aber nicht am Timok oder Lomflusse, wo sie unsere Karten anführen.

Es ist sehr bedauerlich, dass Oberst Weiss nicht die von mir im k. k. Kriegsarchive aufgefundene, wie es scheint, leider auch Boué, Kiepert und Oberst v. Scheda unbekannt gebliebene handschriftliche Karte des k. k. General-Quartiermeisterstabes (1809 — 1810) benützte, welche in vielfacher Beziehung, beispielsweise zwischen dem Timok und Arčer, auf weit zuverlässigeren Materialien als die später im Jahre 1829 erschienene Weiss'sche Karte beruht und die, um nur ein Beispiel anzuführen, den fictiven Lapie'schen Smordenfluss nicht zeigt.

Mit dem russisch-türkischen Kriege in den Jahren 1828 — 1829 tritt eine neue Epoche für die geographische Erforschung des illyrischen Dreiecks ein. Die militärischen Recognoscirungen wurden bereits nach allen Regeln der fortgeschrittenen Darstellung des Terrains ausgeführt und hatten wesentliche Resultate für die bessere Kenntniss der Balkangebiete zur Folge. Unter vielen kartographischen Gelegenheitsproducten, einzelnen Routiers von Officieren u. s. w. will ich hier nur die vom russischen Generalstabe herausgegebene ausgezeichnete: „Karte des Kriegstheaters in der europäischen Türkei von 1828 bis 1829 in 10 Blättern" (Petersburg 1835, verbessert 1853) und ferner das Werk v. Moltke's „Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828/29" mit Karten und Plänen (Berlin 1845) erwähnen. Beide für die Kartographie der südlichen Balkangebiete hochwichtige Arbeiten reichen jedoch in westlicher Richtung nicht bis zum Lom; sondern vereinzelte Routiers ausgenommen, nur bis zur Jantra und müssen hier ausser Betracht bleiben.

Für die bessere kartographische Darstellung der europäischen Türkei bildete Kiepert's Karte in 4 Blättern (Berlin, Reimer 1853) den wesentlichsten Fortschritt. Mit einer ausserordentlichen Hingebung und Sachkenntniss suchte Prof. Kiepert alle in Reisewerken und Karten niedergelegten Itineraires neuerer Forscher und Reisender kartographisch zu verwerthen. Speciell für das bulgarische Donau-, Balkan-, Timok-, Lom-Gebiet standen ihm aber leider keine neueren Quellen zu Gebote und so sah er sich genöthigt, die Fehler der Oberst Weiss'schen Karte zwischen dem Lom und Timok auf Treue und Glauben zu wiederholen.

Die Engländer, welche das Rühmlichste für die Kartographie des eigentlichen Orients geleistet, haben sich um jene der europäischen Türkei so gut wie gar nicht gekümmert. Die Karten in englischen Werken über den russisch-türkischen Krieg 1853, z. B. des General-Majors A. F. Macintosh (1855) sind schlecht und nicht besser sind jene im „Royal Atlas of modern Geographic" (1861) von Keith Johnston, Geographer to the queen for Scotland.

Von der neueren Karte der europäischen Türkei, von der im Jahre 1869 vollendeten Karte des Herrn Oberst Ritter von Scheda habe ich im Laufe dieses Werkes wiederholt gesprochen. Im Allgemeinen sei hier nur nochmals

erwähnt, dass Herr v. Scheda in seinen Arbeiten, so weit sie die Türkei und insbesondere das hier in Frage stehende Gebiet Bulgariens betreffen, sich grösstentheils damit begnügte, die Oberst v. Weiss'sche Karte und einige ältere russische Routiers mit ihren groben Fehlern einfach zu copiren. Neuere Aufnahmen österreichischer Officiere existirten wohl nicht, da sie Herr v. Scheda sonst höchst wahrscheinlich benutzt hätte. Das Gegentheil anzunehmen, ist begreiflicher Weise nicht erlaubt.

Die v. Scheda'sche Karte ist nur in der südlichen Türkei ziemlich verlässlich, so weit sie der russischen Karte folgte. Zwischen Philippopel, Niš, über den Balkan bis zum Timok und von diesem Donauabwärts bis Rusčuk lässt sie aber den Reisenden vollkommen im Stiche und ist eher geeignet, durch ihre prätentiös ausgeführte Darstellung des Orographischen en detail, welche zur Annahme verleitet, dass sie auf sorgfältigsten Croquis beruht, zu verwirren.

Unter so bewandten Verhältnissen sahen Alle, welche sich in politischer, nationalökonomischer oder wissenschaftlicher Beziehung mit dem Osten Europa's beschäftigen, der für 1871 in Aussicht gestellten verbesserten Auflage von Kiepert's „Karte der europäischen Türkei" mit wahrer Sehnsucht entgegen. Dem hohen wissenschaftlichen Range und der Gewissenhaftigkeit ihres Autors entsprechend, erfüllte sie auch alle gerechten Erwartungen. Sie bietet jedenfalls das möglichst vollkommenste Bild unserer im letzten Decennium errungenen besseren Kenntniss der wichtigen illyrischen Halbinsel.

In dieser neuesten Karte der Türkei darf wohl auch der westlichste Theil der bulgarischen Donauterrasse, was Terrainauffassung und topographisches Detail betrifft, auf Grundlage meiner Herrn Professor Kiepert im Croquis mitgetheilten Karte, auf eine begründetere Darstellung als bisher Anspruch erheben, obschon Kiepert bei dem kleineren Maassstabe seiner Karte (1871) nur etwa 50 Orte einzuzeichnen vermochte, wo meine Karte (1 : 288,000) zwischen der Donau, Timok, Lom und Balkan deren über 150 zeigt. Auf demselben Gebiete giebt Oberst v. Scheda's Karte (1869) nach Oberst v. Weiss 75 Ortsnamen, von welchen 26 vollkommen fictiv und die übrigen im seltensten Falle richtig geschrieben und an richtiger Stelle liegen.

Ich glaube nunmehr die Frage beantwortet zu haben, wie die durch hundert Jahre traditionell fortgepflanzten Irrthümer in den kartographischen Darstellungen des in diesem Bande behandelten Gebietes entstanden sind. Wie der Venetianer Zannoni (1774) die Stadt Tschibil, der Franzose v. Vaudoncourt (1818) die Stadt Pirsnik und Chevalier Lapie (1822) den Smordenfluss erfanden. Wie Lapie zuerst an diesen fictiven Smordenfluss die meisten Orte des Lom's und an diesen jene der Džibrica verlegte. Wie Oberst von Weiss (1829) zu allen diesen Irrthümern noch die fictive hohe Česni-Vrch-Barrikade an der Nišava hinzufügte,

und wie Oberst v. Scheda die Donau-Dampfschifffahrts-Station Lom 1 Stunde aufwärts vom gleichnamigen Flusse statt an dessen Mündung setzte, sowie alle übrigen Fehler, sammt den fictiven Städtenamen, die ich bereits 1868 als solche in der k. Akademie bezeichnete, noch im Jahre 1869 wiedergab.

Ich habe meinen vergleichenden Blick auf die kartographischen Arbeiten der verschiedensten Nationen im illyrischen Dreiecke beendet und man dürfte verwundert fragen, warum ich nicht von den Karten der Herren desselben, der Türken gesprochen? Diese Frage erledigt sich mit wenigen Worten. Die Türken haben niemals, trotz aller von Zeit zu Zeit officiell angekündeten Programme, auch nur den geringsten Versuch zur Aufnahme ihres Landes gemacht und sich stets begnügt, die in Europa erschienenen Karten desselben schlecht oder gut in die türkische Sprache zu übersetzen. Als ich im Jahre 1871 mit dem Ferik Omer Pascha, einem sehr intelligenten Kaukasier im Dienste der Pforte, diese Angelegenheit zu Vidin erörterte, äusserte er wörtlich: Ich schäme mich es sagen zu müssen, es ist eine wahre Schande, dass Ausländer erst jetzt auf unserem Boden kartographische Arbeiten ausführen, die wir längst besitzen müssten. Selbst im Frieden empfinden wir bei Truppenmärschen den Mangel guter topographischer Behelfe. Mittelst Zaptie's (Gensd'armen) bewegen wir uns von einer Garnison zur andern und oft, wo diese nicht Bescheid wissen, müssen wir Bauern als Wegweiser requiriren, diese ersetzen uns dann die leider fehlenden Karten und im Kriege ist's nicht anders!

Die dringend gebotene historisch-ethnographische Erforschung und auf Autopsie begründete kartographische Darstellung des weiten Gebietes zwischen dem Lom bis zur Dobruča einschliesslich des Iskerlaufes; ferner der selbst auf Kiepert's neuester Karte vom Jahre 1871 nur vage angedeuteten Balkankette vom Sveti Nikola-Balkan bis zum Schwarzen Meere, bildete die Aufgabe meiner längeren Reisen in den Jahren 1871, 1872, 1874, deren Resultate ich mit den in diesem Bande behandelten, in meiner neuen Generalkarte „Donau-Bulgarien und der Balkan" zu veröffentlichen gedenke.

XII.

HÖHEN-MESSUNGEN.

Im Herbste 1870 habe ich die folgenden Höhen im westlichsten Bulgarien und südlichen Serbien zwischen Donau, Timok, Lom, Nišava und Morava mittelst Aneroïd bestimmt. Dieselben dürften mit geringen Ausnahmen, welche ich durch Fragezeichen charakterisirte, sich richtig erweisen. Hierfür spricht die nahezu merkwürdige Uebereinstimmung der erhaltenen Resultate an drei Puncten, welche gelegentlich des Eisenbahn-Nivellements auch durch Herrn Inspector Nagy gemessen wurden.

Höhen in West-Bulgarien.

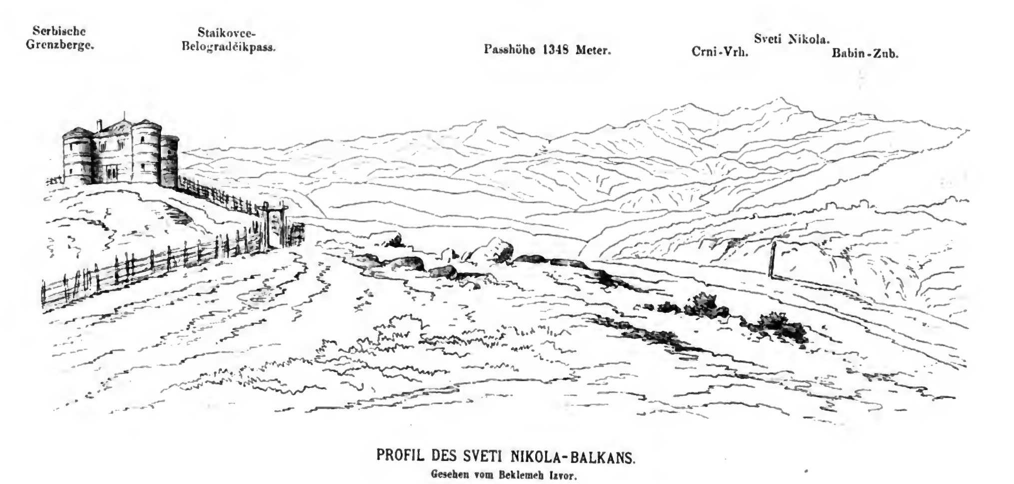
	Meter üb. d. M.
An der Donau:	
Vidin, am Landeplatze der Dampfboote	32 (?)
Am Timok:	
Flortin, Höhe 10 Minuten westlich des Ortes	76 (?)
Rakovica, bei der Kirche	35 (?)
Bregova, Han im Dorfe	30 (?)
Koilova, im Kmetenhause	58
Bratjevac, östliche Höhe hinter dem Orte	225
Jasenovac, nordöstliche Höhe	265
Gracko, im Orte	292
Tupan, Karaula	290
Gola-Manova, Karaula	328
Vrška-Čuka, Türkisches Zollamt	332
Am Vidbol und Arčer:	
Kula, am Fusse der römischen Castellruine	234
Rakovica, Karaula	326
Rabiš, Plateau 1 St. nordwestlich des Ortes	338
Belogradčik, im Mudirhause	532

Sveti Nikola-Balkan:	Meter üb. d. M.
Čupren, am Posthan	412
Sveti Nikola-Balkan, Passhöhe an der Karaula	1348
Berilovce, Kmetenhaus im Dorfe	443
Temska-Karaula, Wasserscheide an der Poststrasse	571
An der Nišava:	
Pirot, Ebene hart vor der Stadt	341
Bei der Nišava-Brücke nach Nagy	355
Cingane-Dervend, an der Karaula	547
Bela-Palanka, Karaula im Orte	263
Ortshöhe nach Nagy	275
Koseljokus-Karaula, Strasse zwischen Bela-Palanka und Niš	474
Ploča-Karaula, Strasse zwischen Bela-Palanka und Niš	527
Niš, Jeni Han, erstes Stockwerk	176
Ortshöhe nach Nagy	175

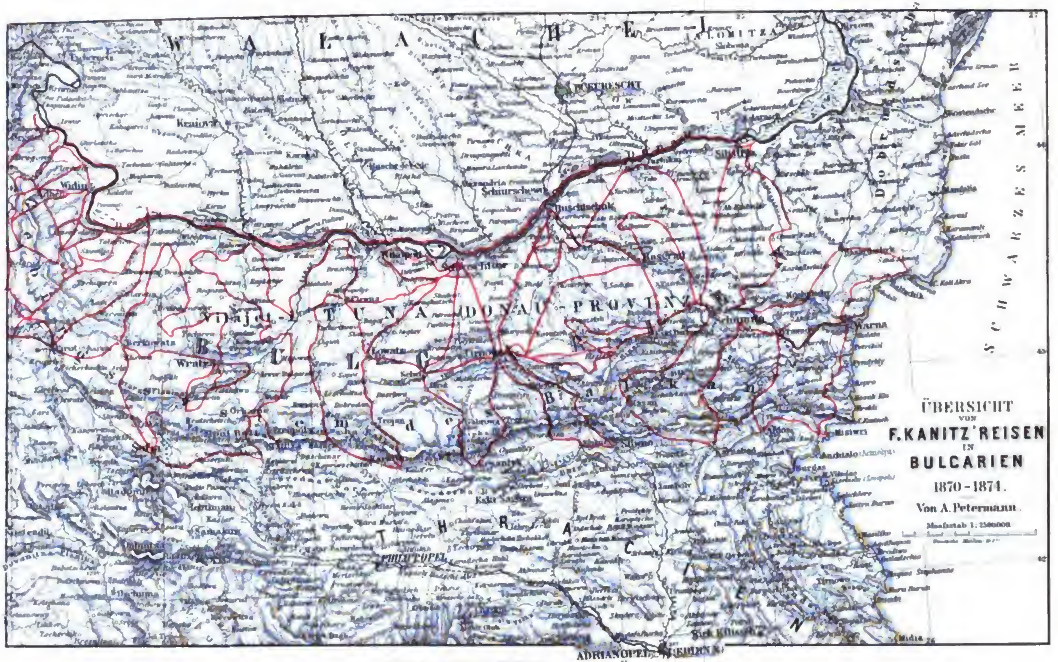
Höhen in Süd-Serbien.

An der Morava:	
Alexinac, Han, erstes Stockwerk	148
Filip-Han, Strasse zwischen Banja und Knjaževac	594
Am Timok:	
Knjaževac, im Spitalhofe	208
Zaičar, im grossen Han	109
Negotin, neuer Han, erstes Stockwerk	25 (?)
Radujevac, Quarantainegebäude	66

Druck von C. Grumbach in Leipzig.



PROFIL DES SVETI NIKOLA-BALKANS.
Gesehen vom Beklemeh Izvor.



GOTHA JUSTUS PERTHES


Digitized by Google

